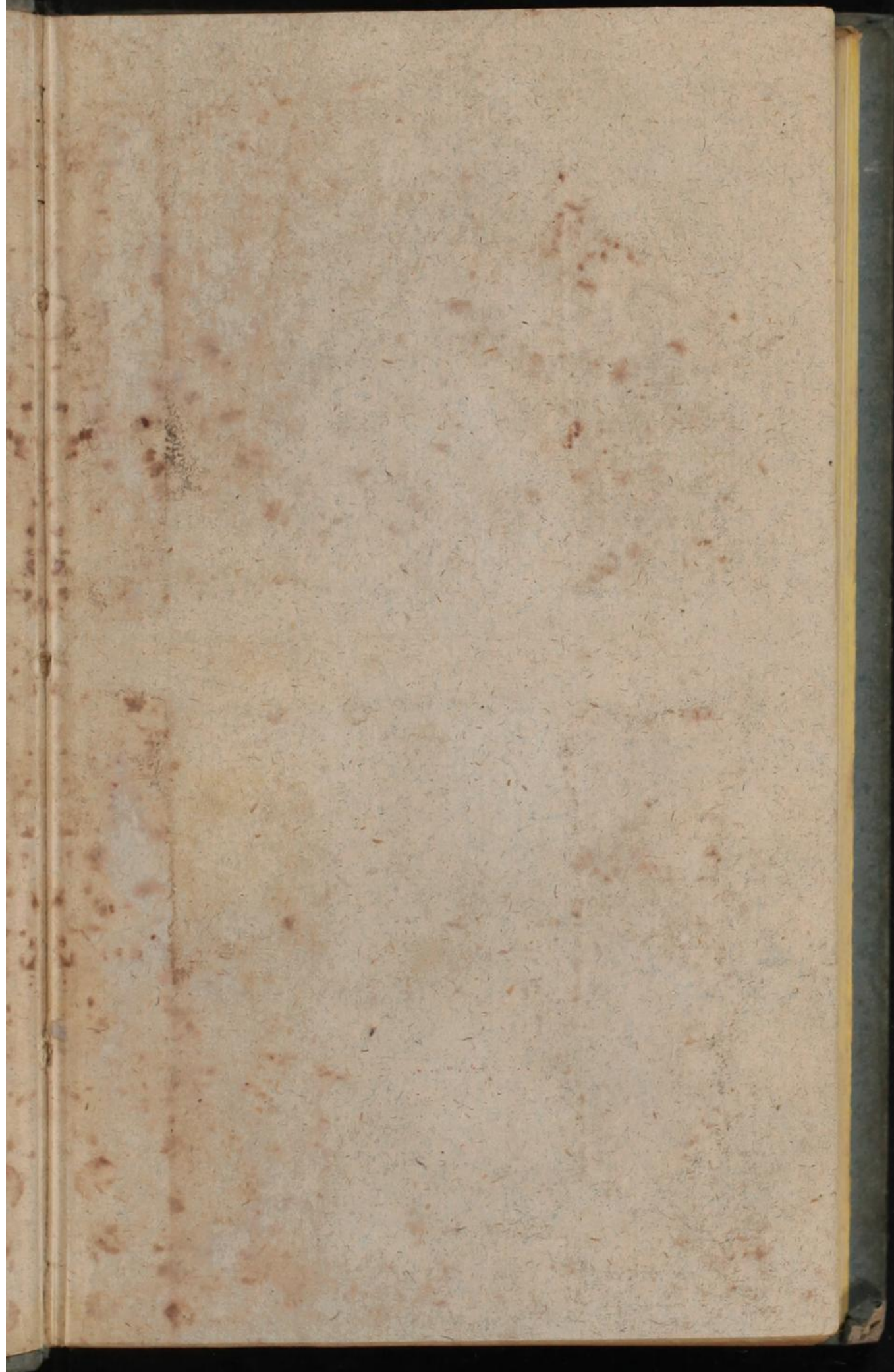
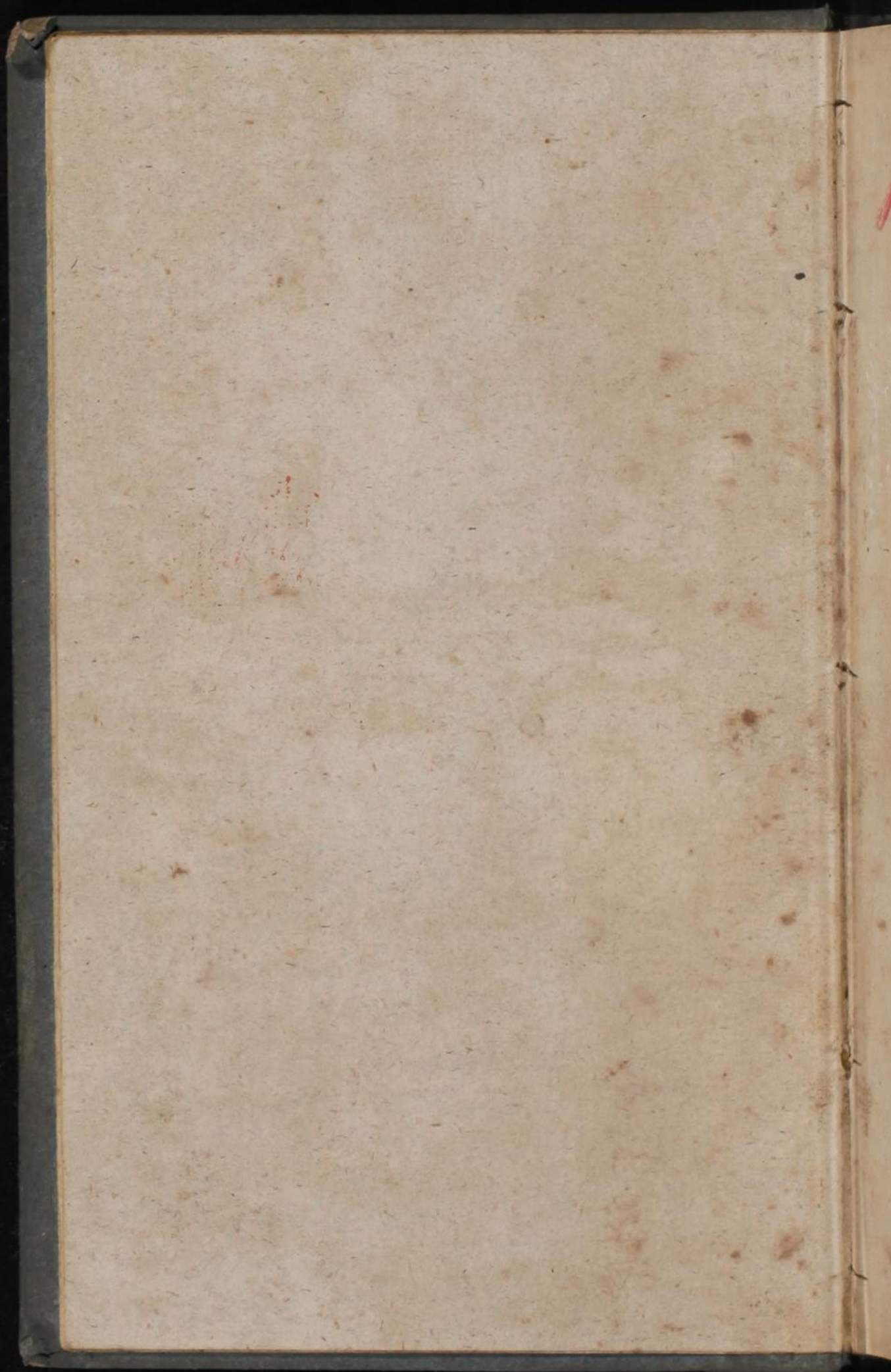


Thaer

1014

Univ.-Bibl.  
Giessen





# Neue Annalen

1014

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Franz Christian Lorenz Karsten,

Großherzoglichem Professor der Oekonomie zu Rostock,  
des Londner Boards of Agriculture für Großbritannien  
und mehrerer gelehrter Gesellschaften Ehren-Mitgliede  
wie auch der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft  
derzeitigem Secretair.

Vierten Jahrgangs erste Hälfte.

R o s t o c k

im Verlage der Stillerschen Buchhandlung.

1 8 1 7.



K 10  
H  
Q

1811

1811

Handwritten title or header

Main body of handwritten text, including a circular stamp or seal.

Handwritten text line

Handwritten text at the bottom of the page

## V o r r e d e .

Daß diese Annalen nunmehr ihren ungestörten Fortgang haben und in ihren Fortschritten an allgemeinem Interesse nicht verlieren, das ist gewiß jedem Vaterlandsfreunde ein erfreulicher Beweis von der immer allgemeiner erwachenden Ueberzeugung: daß die Fortschritte in der Kultur nur durch bereitwillige Mittheilung gesammelter eigener Erfahrungen gesichert werden können. Es ist also bereits sehr viel gewonnen, daß unsre praktischen Landwirthe sich nicht mehr scheuen, selbst die Feder zu ergreifen. Was ein solcher Mann in seinem schlichten, aber doch deutlichen und belehrenden Vortrage sagt, das erregt nicht nur unter den übrigen Mitgenossen dieses Gewerbes Aufmerksamkeit, sondern es führt auch unendlich mehr

zur Ueberzeugung, als der wohl lautendste Vortrag nach allen Regeln der Aesthetik geordnet, von einem Schriftsteller, der nur Ideen und theoretische Speculationen vorlegt. Der praktische Landwirth will nicht blos unterhalten, sondern er will auch belehrt seyn, und von wem kann er dies zuversichtlicher erwarten, als von seinen Gewerbs-Genossen?

Wenn also die in diesen Annalen gesammelten Materialien nicht alle den Reiz der Neuheit haben; wenn es scheint, als wenn manche Gegenstände, die man schon als völlig beseitigt ansehen möchte, dennoch wieder zur Sprache kommen, so wird dies wohl keinem auffallen, dem es um praktische Belehrung zu thun ist. Wenn es z. B. den Leser im Auslande befremden mag, daß über mancherley Materien, die bey ihm längst für ausgemachte Wahrheiten gelten, z. B. über die Wohlthat der Separationen der Bauerländereyen, über den Nutzen des Fruchtwechsels, der Stallfütterung, des Mergels, u. noch immer für und gegen verhandelt wird, so würde es eine sehr unrich-

tige Schlußfolge seyn, wenn man hieraus auf die Unbekanntschaft unsers Mecklenburgischen Landwirths mit Gegenständen dieser Art schließen wollte. Er kennt vielmehr dies alles recht gut; er überzeugt sich auch von der Wohlthätigkeit, die im Allgemeinen aus solchen Reformen entstehen müsse, aber er will von einem Fremden nicht belehrt seyn, weil der Fremde, unbekannt mit unsern Verhältnissen, ihn nicht belehren kann; wenigstens eine solche Belehrung nur bey einzelnen Gegenständen und unter nöthigen Beschränkungen, die ein Fremder nicht allemahl zu treffen weiß, geschehen muß. Ganz anders verhält sich aber die Sache, wenn aus unsrer eignen Mitte ein Mann aufsteht, vertraut mit allen unsern eigenthümlichen Lagen und Verhältnissen, auf eigne Erfahrungen gestützt, die er Jedermann vor Augen legen kann. Hier ist nicht mehr bloßes Raisonnement, sondern lebendige Ueberzeugung; nicht Schriftsteller = Weisheit, sondern Thatsache. Ein solcher Mann erwirbt sich Vertrauen, weil aus eigener Erfahrung geschöpfte Darstellung,

zugleich belehrt und überzeugt. — Diese Bemerkung war vielleicht nicht überflüssig, da noch vor wenig Jahren ein deutscher Mann unsre deutsche Landwirthschaft im Allgemeinen, besonders aber unsre Mecklenburgische und die benachbarte Holsteinische, in der unten angeführten engländischen Zeit-Schrift mit sehr grellen Farben schilderte. Vielleicht kann es nutzen, wenn ich dies Urtheil hier als eine Warnungstafel aufbewahre; wenigstens kann es uns als ein Zuruf dienen, wenn wir in eine solche Apathie, als uns hier Schuld gegeben wird, wieder zurück sinken wollten. Dies Urtheil lautet so:

„In einer Gegend des Landes, (nemlich  
„in Deutschland) in Holstein und in  
„Mecklenburg wird der größte Theil  
„der Landgüter um die Hälfte oder um drey  
„Viertel ihres Werthes verkauft. Ein  
„Landgut von 5000 Acres hat nicht so viel  
„arbeitende Hände, als erforderlich wären,  
„um ein Grundstück von 500 Acres, so wie  
„es sich gehört, zu kultiviren, und von diesen

„Händen sind fünf Menschen nicht so  
„viel werth, als ein einziger tüchtiger  
„Schottischer oder Engländischer Arbeiter.  
„Unsre Edelleute sind keine Landwirthe und  
„unsre Landwirthe keine gebildete Männer.  
„Unsre ökonomischen Schriftsteller haben kein  
„Land in Kultur, und die Wenigen, die  
„uns die herrlichsten Resultate langer Erfah-  
„rung und Anstrengung mittheilen könnten,  
„würden ihre Seher verhungern lassen müs-  
„sen, weil sie keine Leser finden.“ \*)

---

\*) Diese Stelle ist aus dem Werke, das unter Autho-  
rität des Londner Boards unter dem Titel: Com-  
munication of the Board of Agriculture on Sub-  
jects relative to the Husbandry and internal  
Improvement of the country; herausgegeben  
wird, entlehnt. Der Herr Referent, der im 26sten  
Stück der Göttingischen gelehrten An-  
zeigen v. J. 1817 uns die obige Bemerkung mit-  
theilte, und dem wir für diese Mittheilung gewiß  
sehr vielen Dank schuldig sind, hat sie mit einem  
schönen und treffenden Commentar begleitet, der zu  
unserm Trost hier ebenfalls aufbewahrt zu werden  
verdient. „Wie werden sich“ — fügt er hinzu, —

Dies ward im Jahr 1808 geschrieben. Ob die Sachen bey uns noch so stehen, als die vorstehende Schilderung sie darstellt? das wird

---

„die stolzen Britten nun schämen müssen, daß sie  
„dessen ungeachtet aus diesem so elend bewirthschaf-  
„teten Deutschlande seit einem Viertel Jahrhun-  
„derte mehrmals haben Getreide hohlen müssen,  
„um die Hungersnoth von sich abzuwehren; daß  
„sie ihre Manufakturen mit der veredelten Wolle  
„versorgen müssen, die dieses verwahrlosete Land in  
„nicht viel mehr als einem Viertel Jahrhunderte  
„in einem solchen Ueberflusse hervor zu bringen ge-  
„wußt hat, daß es ihrer Noth damit abhelfen  
„kann.“ — Uebrigens aber ist es nicht weniger  
bemerkenswerth, daß der Board diese Communica-  
tions so gut wie Kreditlos gemacht hat, indem er  
vor jedem Bande ausdrücklich erklärt: daß er die-  
selben so gebe, wie sie ihm eingeschickt worden, und  
für keine Thatsache, für keine Bemerkung, die darin  
enthalten sey, einstehen wolle. Hier sind die  
eigenen Worte: „The reader will remember,  
„that the Board of Agriculture is not responsibel  
„for any fact or observation contained in the  
„Communications, as they are printed in the  
„manner in which they were transmitted by  
„their authors.“

jeder, der mit unsrer Mecklenburgischen Wirthschaft vertraut ist, sich selbst beantworten können. Wenn der jetzt allgemein erwachende Sinn sich erhält, — und das wird gewiß geschehen, wenn die Ueberzeugung, daß durch Schriften viel Gutes verbreitet werden, und jeder Einzelne zur Verbreitung desselben beitragen kann, immer lebendiger wird, — so können wir Mecklenburger um die besseren Fortschritte in unsrer Kultur unbesorgt seyn?

Unter der Mannigfaltigkeit der in diesem Bande abermals wieder mitgetheilten Materialien, werden nun wohl die Dreschmaschinen die vorzüglichste Aufmerksamkeit erregen. Von ihrer Wirksamkeit und von dem unübersehbaren Nutzen, den dies Werkzeug für den Besitzer leistet, liegt die Ueberzeugung nunmehr vor Augen, und unserm braven Suhm haben wir es zu danken, daß wir keines ausländischen Fabrikats dieser Art mehr bedürfen. Jetzt wird also die im 22sten Stück mit so vieler Besorglichkeit aufgeworfene Frage: Ob? und in wiefern unsre Lage

Löhner durch die allgemeinere Einführung dieser Maschinen leiden, und wie diese Folgen, beruhigend für alle Klassen, beseitiget werden können? den einsichtsvollen Vaterlandsfreunden, die das allgemeine Interesse, das für den ganzen Staat aus dem allgemeinem Gebrauch der Dreschmaschinen hervor gehen kann, mit dem besondern Interesse der Herrschaften und der arbeitenden Klasse in Einverständnis zu bringen wissen, hinreichende Beschäftigung geben können.

Noch finde ich mich verpflichtet, unser ökonomisches und staatswirthschaftliches Publikum auf einen andern Gegenstand, der für Mecklenburg von höchstem Interesse ist, aufmerksam zu machen. Die Kredit-Angelegenheit unsers Vaterlandes hat schon mehrere Jahre hindurch unsre aufgeklärtesten denkenden Köpfe beschäftigt. Es scheint, daß nunmehr die Entscheidung nahe ist, wenigstens ist der Entwurf zu einem Pfandbriefs-Institut bereits angefertigt. Er ist auf

Tax-Prinzipien gegründet, die bey der Werth-  
 schätzung der Landgüter zum Grunde gelegt  
 werden sollen. Da Männer, ausgerüstet mit  
 allen hiezu erforderlichen Kenntnissen und  
 zugleich mit der Verfassung unsers Vater-  
 landes aufs genaueste bekannt, hieran gear-  
 beitet haben, so wäre es voreilfertig, hierüber  
 ein Urtheil fällen zu wollen. Ob aber viel-  
 leicht eine, für unser ganzes Vaterland so  
 wichtige Angelegenheit nicht mehr vereinfacht  
 und auf wenigere, in sich selbst feststehende  
 Grundsätze zurück geführt werden könnte?  
 das wäre wenigstens einer Ueberlegung werth.  
 Die Hauptsache, woran sich bisher die Unter-  
 suchungen so mannigfaltig kreuzten, war im-  
 mer die: den richtigen Pfandwerth  
 eines Guts auszumitteln. Einer  
 unsrer Gutsbesitzer, der schon mehrere Jahre  
 hindurch es sich zum Geschäft gemacht hat,  
 allgemein anwendliche Formeln über den  
 Ertrag des Bodens aufzufinden, fand nach  
 vieljähriger Arbeit Resultate, die mit wü-  
 rksamen Erfahrungen übereinstimmen. Er hat

diese Resultate, die in jeder Rücksicht von hohem Interesse sind, nunmehr gesammelt, geordnet und für die Annalen mitgetheilt. Sie werden die zweite Hälfte dieses Jahrganges eröffnen, und es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser großen Angelegenheit nicht eher entschieden werden möchte, bis auch diese, gewiß eben so patriotische, als wahrhaft belehrende Stimme gehört worden.

Der im 23sten und 25sten Stück so ernsthaft zur Sprache gebrachte Gegenstand: über die Verbesserung unsrer Wege und Landstraßen, verdient gewiß um so mehr die Aufmerksamkeit des Vaterlandfreundes, da unsre abscheulichen, zu gewissen Jahreszeiten fast gar nicht zu passirenden Wege, schon bey Reisenden, die aus dem Auslande kommen, zum Sprichwort geworden sind.

So bleibt also immer die Haupt-Tendenz unsrer Annalen: das Praktische der Landwirthschaft in Anwendung auf Mecklenburg. Der praktische Landwirth

wird also anderweitige, wenn gleich nützliche, Untersuchungen aus den Hülfswissenschaften gern entbehren, dagegen mancher andre Leser vielleicht eine nähere Untersuchung aus der Naturkunde, Naturgeschichte und Scheidekunst ungern vermist. Da aber der einmal fest bestimmte Plan dieser Annalen nicht verändert werden darf, so hat unser verdienstvolle Herr Professor Flörke sich entschlossen, in seiner *Bandalia* auf solche Gegenstände vorzüglich Rücksicht zu nehmen, wodurch für die Landwirthschaft und für die übrigen Gewerbswissenschaften, nützliche und lehrreiche Aufschlüsse geschafft werden können. So wird also die *Bandalia* unsern Annalen Schwesterlich die Hand bieten und beyde werden in dieser Vereinigung, für Agrikultur und Gewerbe, ein vollständiges Ganze bilden.

Kostock im May 1817.

F. C. L. Karsten.

---

Verbetterungen.

S. 144. Z. 1 lese man statt 6 D. — 6f.  
— 164. — 14. — — st. auf der Rhede — auf der Straße.  
— 156. verbessere man die letzten 3 Zeilen v. u. die einen  
unrichtigen Sinn geben möchten, so:

„und bepflanzt ihn mit Kartoffeln, die hier, wo 10 und  
„mehrere Jahre das Laub düngte, nicht nur sehr gut  
„gedeihen, sondern durch das Umgraben und Behacken  
„der Kartoffeln gewinnt auch die Vegetation der  
„jungen Eichen ungemein.“

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Erstes Stück.

Den 2ten Januar 1817.

---

## Bericht über die zu Belling aufgestellte Schwedische Dreschmaschine.

---

Der nachstehende Bericht ist aus den Nachrichten gezogen, die mir auf Befehl des Herrn Grafen von der Osten Sacken, während dessen Anwesenheit in Berlin, von Belling aus mitgetheilt sind. Ich theile das Wesentlichste aus diesen Berichten in dem nachstehenden Aufsatz mit, der hoffentlich den Wunsch unsrer Landwirthe, diese Maschine in ihrem Effect näher kennen zu lernen, völlig befriedigen wird.

Karsten.

---

Was die Construction der Maschine selbst betrifft, so ist solche von dem Herrn Deiters im 35ten Stück der neuen Annalen vom Jahre 1814, so ausführlich und belehrend auseinandergesetzt, daß man sich um so mehr hierauf beziehen kann, da diese Dreschmaschine nunmehr im Lande schon bekannter gewor-

— 2 —

den, als sie damals war. Ueberdies ist die hiesige von wenigstens hundert praktischen Landwirthen in Augenschein genommen worden. Es wird also genügen, hier nur ganz kurz diejenigen Erfahrungen mitzutheilen, wie der praktische, tägliche Gebrauch, von länger als fünf Monaten, sie lehrte.

1) Die Aufstellung der Maschine selbst ist eine Hauptsache und die wesentlichste Bedingung ihrer guten Wirkung und Haltbarkeit. Es ist daher einem jeden, der sich nicht nur von der Zusammensetzung dieser Maschine, sondern auch von dem Gange und von dem Effekt derselben eine recht deutliche Vorstellung machen will, nicht genug anzurathen, ja! zur unerläßlichen Bedingung zu machen, sich durch eignes Anschauen die Construction irgend einer richtig und zweckmäßig aufgestellten Maschine dieser Art recht zu versinnlichen. Wer hiezu keine Gelegenheit hat, sich aber dennoch entschließen wollte, eine solche Maschine errichten zu lassen, der wähle doch ja einen solchen Mann zum Aufsetzen, der die Sache praktisch kennt. Der Tischler, den Herr Erdtmann dazu empfahl, weiß wenig mehr, als wie die Stücke zusammen gehören. Von der eigentlichen Wirkung der Maschine, imgleichen wie sie gestellt und gerichtet werden muß, weiß er nichts. —

2) Der beste Ort der Aufstellung ist

unstreitig in einem Fache, in der Mitte der Scheune. Je mehr die Maschine dem Getraide, welches gedroschen werden soll, von allen Seiten ange nähert werden kann, desto weniger Menschen dürfen des Zubringens wegen angestellt werden. Der dazu erforderliche Raum ist unbedeutend. Ein Hauptvorthail, wenn die Dreschmaschine in die Mitte der Scheune gebracht wird, ist auch der: daß auf diese Weise während der Erndte in eben dieser Scheune zu gleicher Zeit eingefahren und gedroschen werden kann. Ein Vorthail, der bei unsern großen Gebäuden um so mehr berücksichtigt zu werden verdient, da, insonderheit auf nicht gar großen Höfen, oftmals nur eine einzige Scheune vorhanden ist. In Tesendorff aber war die Dreschmaschine am Ende der Scheune, und zwar so aufgestellt, daß sie das gedroschene Korn auf die Diele warf. Es war also das Einfahren zu der Zeit, wenn gedroschen ward, unmöglich.

3) Die Zahl der dabei anzustellenden Menschen hängt davon ab, ob das auszudreschende Getreide der Maschine nahe, oder weit von derselben entfernt ist; imgleichen ob das ausgedroschene Stroh nach einem nähern oder entferntern Orte hingschafft werden soll. Hier zu B e l l i n steht die Maschine in der Mitte einer 270 Fuß langen und 65 Fuß breiten massiven Scheune. Immer versteht es sich von selbst, daß das Getriebe außerhalb dem Gebäude ist.

Die Maschine wird durch zwey blinde Pferde und einen Knaben als Treiber in Bewegung gesetzt.

Ochsen sind zu eigensinnig, erfordern zwei Treiber, wenn sie immer in gleich muntern Schritt erhalten werden sollen. Blinde Pferde sind darum besser, weil sie gewöhnlich in einem starken Schritt fortschreiten, der zum rein Dreschen bei einigen Getreidearten nothwendig ist, auch springen sie nicht, wie dies bei sehenden Pferden der Fall ist, ruckend vor der Peitsche ins Zeug, welches dem gleichförmigen Gange der Maschine, so wie der Maschine selbst nachtheilig ist.

Es wird hier, zu Bellin, mit dieser Maschine wegen der hohen Getreidepreise, in Tagelohn gearbeitet; es sind bei derselben angestellt:

- a. Ein Knabe als Treiber der Pferde.
- b. Ein Einleger, oder derjenige welcher das ungedroschene Getreide der Maschine vorlegt. Dies ist eine Hauptperson. Ob viel oder wenig beschafft wird, hängt größtentheils von dem Einleger ab; er ist Dirigent des Ganzen, obgleich die Arbeit selbst so leicht und so wenig angreifend ist. Hier ist ein alter Mann auf diesem Posten gestellt, der mit dem Flegel nicht mehr dreschen kann.
- c. Ein Mädchen oder auch ein Knabe als Handlanger; diese müssen die bei ihnen hingeleg-

ten Garben auflesen, und dem Einleger (b) hinreichen.

d. Eine Frau als Zubringerin, welche das ungedroschene Getreide dem Knaben (c) so zur Seite legt, daß er es bequem abreichen kann.

c. Ein Mädchen oder auch ein Knabe, die das von der Maschine ausgeworfene und ausgedroschene Stroh mit einer sogenannten Gaffel zur Seite werfen. Dies ist die leichteste Arbeit. Endlich

f. Ein Mann, der das gedroschene Stroh in großen Bügeln nach dem Viehhaufe oder nach dem sonstigen Orte seiner vorläufigen Bestimmung trägt. Dies ist der schwerste Posten, indem das ununterbrochene Tragen der großen Massen Stroh, welche die Maschine verarbeitet, keine leichte Arbeit ist. So viel Zeit, als dazu erforderlich ist, diesem Träger die großen Bügel mit Stroh aufzuhelfen, hat die Zubringerin (d).

4) Da die Handarbeiter am Nachmittage doch immer früher wieder zur Arbeit kommen müssen, als die Pferde an die Arbeit gehen, so bringen jene in der Zwischenzeit eine Quantität Garben der Maschine so nahe als möglich. Liegt daher das Getreide weit von der Maschine entfernt, so ist es zuweilen nothwendig, daß mit Dreschen so lange angehalten werden muß, bis eine hinreichende Anzahl Garben herbeigeschafft worden.

5. Um nun die Hauptfrage zu beantworten: Wie viel drischt die Dreschmaschine in einer gewissen Zeit? So hängt dies ganz von der Beschaffenheit des Getreides ab, welches gedroschen werden soll. Die Frage würde daher, um für Jedermann einen richtigen Maassstab anzugeben, so gestellt werden müssen: Welche Quantität oder Fuder ungedroschenes Getreide, kann in einer gewissen Zeit mit der Maschine verarbeitet werden?

Es fällt in die Augen, daß alle früheren Berechnungen eben so verschieden seyn müssen, als die bei jenen Versuchen dazu gewählten Getreidearten, nicht nur in Absicht der verschiedenen Länge des Strohes, sondern auch in Hinsicht ihres Körnerreichthums verschieden waren. Je kürzer und kornreicher das Stroh ist, desto mehr leistet die Maschine.

Unser diesjähriges Winterstroh ist groß; aber wegen der schlechten Blüthezeit, und weil der viele Regen es zu früh niederlegte, nicht vorzüglich Kornreich. Die Maschine kann also, bei dieser Beschaffenheit des Getreides, nicht so viel Scheffel ausdreschen, als sie liefern würde, wenn kürzer, auf Sand gebaueter Hafer mit derselben ausgedroschen werden sollte. Zwar verarbeitet sie immer eine gleiche Quantität an Stroh, weil aber ein Fuder dieser Korn-

art, fast nur Korn enthält; so liefert auch die Maschine in diesem Fall mehr Körner.

Jeder aufmerksame Landwirth weiß nur gar zu bald die mindere oder größere Ergiebigkeit seines Getreides nach der Fuderzahl zu beurtheilen. Er weiß es nach einem ohngefährten Ueberschlage ziemlich richtig zu schätzen, wie viel ein, bei ihm gewöhnlich geladenes Fuder etwa an ausgedroschenem Getreide geben kann. Am deutlichsten würde also die vorhin aufgestellte Frage: wie viel die Maschine leistet? so beantwortet werden müssen: daß bei gehöriger Anstellung und Aufsicht, wie dies ad 3. vorgeschrieben ist, und wenn überdies das Getreide in der Nähe liegt, mit der hier aufgestellten Maschine in den letzten Tagen des Augusts und im Anfange des Septembers, da man allenfalls im Durchschnitt nur zehn volle Arbeitsstunden annehmen kann: Vier Fuder Getreide abgedroschen sind. — Von dem hier zur Saat bestimmten kleinern Rocken haben diese 4 Fuder 44 bis 48 Scheffel; und von dem Hafer 90—96 Scheffel Rostocker Maas gegeben. So viel ist also hier zu Bellin mit dieser Maschine in einem Tage gedroschen worden.

6) Der größte Vortheil einer Dreschmaschine ist der Gewinn an Zeit. Ein Vortheil der für

den thätigen Landwirth gar nicht zu berechnen ist. Wo ist wol einer unter unsern Landwirthen, der es läugnen könnte, daß nicht Perioden bei unsrer Wirthschaft eintreten, in welchen wir gezwungen sind, 4 bis 5 Gespann Pferde mehrere Tage lang müßig stehen zu lassen? Schon allein in der Zeit der Erndte, so wol beim Heu als beim Getreide, muß alles, was die Sense führen kann, beim Mähen angestellt werden; folglich auch die Pferdeknechte. Nun soll aber auch Saatkorn gedroschen werden; es müssen also andre höchst nothwendige Feldgeschäfte zurückgesetzt werden, um nur nothdürftig einige Menschen zum Saatkorn dreschen anzustellen. Dadurch wird die Bestellung der Winterfaat verzögert; was dies aber in unserm Klima für Folgen hat, ob sie 14 Tage früher oder später beschickt wird, darüber sprechen so manche schlimme Erfahrungen, die wir gehabt haben, laut genug! — Sollte es aber auch wirklich unter unsern Landwirthen noch einige geben, — wie dies bei der fortschreitenden Bildung dieser unsrer ehrwürdigsten Gewerbs-Klasse doch wol kaum zu vermuthen ist, — denen es auf eine frühere oder spätere Winterfaat-Bestellung nicht sehr ankommt, so verdient die Dreschmaschine doch auch schon in pecuniärer Rücksicht alle Aufmerksamkeit, wenn man das gewöhnliche Drescherlohn, bei einer gleichen Quantität Getreide mit dem vergleicht, was es mit der Maschine ausgedroschen kostet.

7) Es wird nemlich nicht schwer seyn, aus dem bisher Gesagten eine ziemlich sichere Berechnung zu machen, wie groß der baare Vortheil ist, den man vom Gebrauch dieser Maschine zu erwarten hat. Indessen sind, um diesen Gewinn richtig zu bestimmen, auch alle Umstände wol zu berücksichtigen. Läßt man nemlich mit der Maschine in Tagelohn arbeiten, so ändert sich das Resultat nicht nur nach der verschiedenen Länge der Tage in gleichem Verhältnisse, (weil die gewöhnlichen Drescher gleichen Lohn in langen wie in kurzen Tagen erhalten,) sondern auch nach der Höhe der Kornpreise. — Der Gewinn der Zeit bleibt sich verhältnißmäßig gleich und ist immer so entscheidend für die Dreschmaschine, daß man mit Gewißheit annehmen kann: daß durch Anwendung gleicher menschlicher Kräfte, nicht die Hälfte dessen geleistet wird, was mit der Maschine bewirkt werden kann.

8) Um nun eine vergleichende Rechnung möglichst anschaulich darzulegen, ist die nachstehende nach diesjährigen Preisen formirt und zwar für den Fall, wenn mit der Maschine in Tagelohn gedroschen wird.

Wenn in den Monaten August und September gedroschen wird, so muß der Rocken schon von sehr guter Beschaffenheit seyn, wenn 10 Mann 48 Scheffel in einem Tage auf die gewöhnliche Art ausdreschen und reinigen.

Sie erhalten dafür an Drescherlohn den 17ten Scheffel; also 3 Scheffel à 1 Rthlr. 32 fl. macht 5 Rthlr.

Die D r e s c h m a s c h i n e liefert in dieser Zeit auch 48 Scheffel Rocken und diese kosten

a, 2 Mann als Vorleger und Strohtrager  
à 8 fl. — — — 16 fl.

b, 4 Mädchen oder Knaben, beim Treiben  
Zureichen und Fortbringen à 4 fl. — — — 16 —

c, 2 Pferde, à 22 fl. — — — 44 —

d, Für das Reinigen von 48 Scheffeln,  
wozu ein Mann und 2 Frauen erforderlich sind — — — 16 —

e, Da die Dreschmaschine incl. des Transports und der Aufstellung etwa 200 r<sup>l</sup> Mzdr. kostet, so sollen hier sowohl von dem Capital 5 Procent Zinsen als auch 5 Procent für die A b n u t z u n g berechnet werden; diese 10 Procent würden auf die Arbeitstage der 8 Monate in welchen gewöhnlich nur gedroschen wird, für den Tag etwa — — — 4 — betragen.

Within kosteten hiernach 48 Scheffel Rocken in den Tagen der Monate August und September mit der Maschine gedroschen nur — — — 2 Rthlr.

Es würden also in diesen Tagen, nicht allein die Hälfte der Zeit, sondern auch an jeder halben Last, oder täglich 3 Rthlr. gewonnen.

Angenommen aber daß in den kurzen Tagen der Monate Decemher und Januar die Dreschmaschine nur bei gleicher Anstellung die Hälfte leistet, die Handdrescher aber denselben Lohn erhalten; so würden, selbst in diesen kurzen Tagen, außer dem Gewinnsfe der Zeit doch noch täglich 24 fl. baar gewonnen werden.

Bei geringern Preisen verliert sich der baare Vortheil, den die Dreschmaschine in den kurzen Wintertagen bei hohen Preisen leistete, ganz; und es bleibt dann bloß der Gewinn der Zeit.

9) Aber warum sollte mit der Dreschmaschine nicht auch um einen bestimmten Lohnscheffel gedroschen werden können? — Dies würde alles ausgleichen; und dann der Vortheil den die Maschine leistet, sich unter allen Verhältnissen gleich bleiben. Wenn man den gewöhnlichen Grundsatz zur Norm nimmt: daß bei uns der Handdrescher in den kurzen Wintertagen in der Woche einen Scheffel Rocken verdienen muß; so würden die bei der Dreschmaschine arbeitenden Leute verhältnißmäßig diesen Lohn auch in den kurzen Tagen verdienen, wenn man die Hälfte des gewöhnlichen Drescherlohns verhältnißmäßig unter sie vertheilte und die andere Hälfte, für die Arbeit der Pferde und für das Capital ic. der Maschine berechnete. Die mit

der Dreschmaschine arbeitenden Leute werden sich denn doch besser stehen als die gewöhnlichen Drescher; da die Mädchen und Knaben in der Regel nie so viel verdienen, als sie für diese Arbeit erhalten.

Daß beim Sommergetreide das Dreschen mit der Maschine noch ungleich vortheilhafter ausfallen muß, indem in den langen Tagen eine Last von derselben ausge-droschen werden kann, weil das Stroh kürzer ist, das ist einleuchtend. Es wird daher, hier zu Bellu, so bald die Wintersaat beschafft worden, nichts als Sommergetreide mit der Maschine gedroschen, so lange nemlich Borrath davon vorhanden ist.

10) Daß durch die Dreschmaschine gedroschene Stroh ist Krummstroh. Aus dem Winterstroh ließen sich zur Noth eben so gut Dachschöfe ziehen, wie aus dem sogenannten Schaafört. Das Sommerstroh ist dem völlig gleich, welches auf die gewöhnliche Art mit dem Flegel gedroschen wird. Etwas mehr sogenanntes Kurz oder Raff gibt diese Maschine; dies kann man aber derselben mit allem Recht als einen Vortheil anrechnen, indem, besonders das Winterstroh, bloß der Aehren wegen einen Werth als Futter hat.

11) Die hiesige Dreschmaschine drischt so rein, wie es gute Drescher nur immer vermögen. Binnen kurzem soll hier auf Befehl des Herrn Grafen der Versuch gemacht werden, wie sie den Klee drischt.

Dies sind die Erfahrungen, die an der hier aufgestellten Dreschmaschine gemacht wurden. Jeder Landwirth kann nach seinen individuellen Verhältnissen hienach bald den Schluß ziehen, ob?, und unter welchen Umständen? ihm diese Dreschmaschine vortheilhaft seyn kann.

Hier zu Bellin würde sie gewiß um keinen Preis entbehret. Auch wird gewiß Jeder andre eben so denken, der neben dem baaren Vortheil, die Ersparung der unersetzlichen Zeit für den größten Gewinnst hält.

Auf solchen Gütern, wo man sich im Herbst während der Saatzeit bei vielen Wiesen mit der Nachmitt beschäftigen muß, oder auch da, wo der Anbau der Wurzelgewächse stark getrieben wird, müßte die Dreschmaschine von wesentlichem Nutzen seyn. Ueberhaupt könnte man es wol als einen Grundsatz festsetzen, daß mau im Allgemeinen sagen kann:

Je höher der Preis des Getreides steht, je länger die Tage sind, je kürzer und kornreicher das zu dreschende Getreide ist, desto vortheilhafter arbeitet die Dreschmaschine.

---

Nachschrift des Redacteurs.

Es freut mich, daß ich diesen neuen Jahrgang mit dem vorstehenden Berichte eröffnen kann, da dieser der erste ist, der von dem Effect der Maschine eine bestimmte Auskunft giebt. Die hier mitgetheilten Nachrichten sind authentisch, da alles unter der Aufsicht und nach den eigenen Anordnungen des Herrn Grafen eingerichtet ward. Um so mehr hat unser ökonomisches Publikum die liberale Güte desselben zu verehren, daß der Herr Graf bereitwillig die Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung derselben ertheilte. Ich halte es nicht überflüssig, diesem lehrreichen Berichte einige kurze Bemerkungen beizufügen.

Es ist wol gewiß, daß beim ersten Aufstellen der Maschine am meisten gefehlt wird, besonders wenn man nicht darauf achtet, daß das große Kammrad mit dem Getriebe völlig horizontal liegt, und alles, durch ein tüchtiges Fundament so gesichert wird, daß nichts sich verrücken kann, sondern alles im gleichförmigen Gange bleibt. Wird dies nicht beobachtet, so erhält die Maschine einen unsichern, schlotternden Gang. Sie wird dadurch nicht bloß für das Zugvieh erschwert, sondern man ist auch der Gefahr angesetzt, da alles von Gußeisen gearbeitet ist, daß etwas zerbricht. Dieser Fall ist schon da gewesen. An einem Orte, wo ebenfalls diese Maschine aufgestellt war, zerbrach gleich

beim ersten Versuch ein Rad. Nun hatte das Spiel ein Ende, und der Maschine ward es zur Last gelegt: sie wäre zu zerbrechlich, also zum allgemeinen Gebrauch nicht tauglich. Dies ist die gewöhnliche Folge, wenn unkundige Menschen sich mit solchen Maschinerien befassen. Das schlimmste ist noch, daß grade die Unkundigsten dennoch die Klügsten seyn wollen; es ist also die Warnung nicht genug zu beherzigen, daß man sich beim Aufbauen dieser Maschine nur solchen Arbeitern anvertraut, die schon mit der Sache bekannt sind. Da jetzt schon mehrere Maschinen dieser Art bei uns im Gange sind, so darf man auch um tüchtige Arbeiter nicht mehr so verlegen seyn, als im Anfange. Das Publikum, muß es also um so mehr solchen Männern Dank wissen, die, zum Theil mit schweren Aufopferungen die ersten Versuche unternahmen, und ohngeachtet aller sich entgegenstimmenden Schwierigkeiten, durchsetzten.

Ich will noch auf einen andern Umstand aufmerksam machen, der schon manche Verlegenheit verursacht hat, da er durch eine Kleinigkeit gehoben werden kann. Man hat es der Maschine zur Last gelegt, daß sie nicht rein ausdrischt. Daß dies bey richtiger Aufstellung nicht der Fall ist, das bestätigt der vorstehende Bericht. Sollte sich dieser Umstand wirklich bei einer oder der andern Maschine zuge tragen haben, so ward dieser Fehler wahrscheinlich

dadurch veranlaßt, daß die Trommel zu weit von den Walzen entfernt war, durch welche die Aehren und Halme durchgeschoben werden, um sie der Trommel, die nur einzig und allein die Körner aus den Aehren schafft, zuzuführen. Vielleicht hatte auch die Trommel zu wenig Leisten, mithin konnten die Aehren nicht Schläge genug erhalten. Sehr irrig glaubte man, daß die Walzen enger gestellt werden müßten, dies hatte die natürliche Folge, daß Stroh und Aehren desto mehr Gewalt litten und natürlich auch der Gang der Maschine erschwert ward, denn die Walzen sollen die Aehren nicht austreiben sondern nur bloß als Zubringer dienen. Nur die Trommel muß die Körner aus den Aehren schaffen; je mehr Schläge diese giebt, desto reiner werden die Körner aus den Aehren geschafft. Es genügen also nicht vier Leisten, wie dies bei einigen Maschinen der Fall seyn soll, sondern die Trommel muß wenigstens mit acht, oder nach dem größern oder kleinern Umfang ihrer Peripherie wohl mit zwölf bis sechzehn Leisten versehen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Zweites Stück.

Den 9ten Januar 1817.

---

## Beschluß der Nachschrift des Redakteurs.

---

Weil man die Zerbrechlichkeit des Gußeisens so sehr scheut, so ist man schon auf die Idee gekommen, nach der Form dieser schwedischen Maschine, hölzerne zu bauen. Ich glaube nicht, daß hierbei ein anderer Gewinn seyn würde, als der, daß wir dann nicht nöthig hätten, unser baares Geld aus dem Lande zu schicken und daß unsre eigne Professionisten Verdienst hätten. Dies wäre freilich fürs Ganze ein großer Gewinn und es wäre löblich, wenn wir überall, wo es nur thunlich ist, dahin streben wollten, unsre eigenen Gewerbe aufzumuntern und zu unterstützen. Ob dies aber im vorliegenden Fall, nicht noch besser dadurch geschehen könnte, wenn wir unser eignes Schmelzwerk bei Dömitz wieder in Thätigkeit setzten, das will ich hier nur beiläufig berühren, da ich mich schon so oft darüber erklärt habe. Welcher Gewinn würde daraus für alle unsre Gewerbe und für unsern ganzen Verkehr hervor gehen. Wie

manches nützliche Werkzeug würden wir uns selbst machen können, das wir nun, da wir es im Auslande theurer bezahlen und die Weitläufigkeiten und Kosten des Transports noch obendrein übernehmen müssen, lieber ganz entbehren.

Beim Bau einer hölzernen Maschine möchten überdies nachstehende Umstände wol erwogen zu werden verdienen:

1. Die Kosten. In holzreichen Gegenden, wo das Holz noch um billige Preise zu haben ist, oder auch da, wo vielleicht der Gutsbesitzer selbst sich des in Mecklenburg seltenen Glücks erfreut, hinreichende Holzungen zu besitzen, da möchten sich, im ersten Fall, die Kosten mit der schwedischen Maschine, die 36 Frd'or. zu stehen kommt, so ziemlich ausgleichen und im letzten Fall würde sogar nur das Arbeitslohn in Betrachtung kommen. Aber in solchen Gegenden, — und deren sind gewiß bei uns doch die mehrsten, — wo das zu einer solchen Maschine erforderliche Holz schon zu enormen Preisen bezahlt wird, da möchte schwerlich eine brauchbare Maschine um diesen Preis zu haben seyn.

2. Der leichtere oder schwerere Gang der Maschine. Wenn alles Räderwerk mit den Getrieben von Holz ist, so ist natürlich schon die Friction größer, als beim Eisen, das sich ohnehin beim fortgesetzten Gebrauch glatter abschleift, als es beym Holz der Fall ist. Ueberdies ist auch zu bedenken, daß

Triebstecken und Zähne ungleich größer seyn müssen, wenn alles von Holz gearbeitet ist, folglich wird die ganze Maschine größer, wodurch also der Widerstand noch mehr vergrößert wird. Wenn daher eine Maschine von Gußeisen mit zwei Pferden regiert werden kann, so werden an einer hölzernen von gleichem Effekt, drei, vielleicht gar vier Pferde ihre völlige Arbeit haben. Die Maschinen dieser Art, die ich vor mehreren Jahren in Pommern sah, waren alle mit vier Pferden bespannt, die auch reichlich ihre Arbeit hatten. Zu Saal zogen sechs Pferde, die zwey Treiber hatten.

3. Die Bequemlichkeit, sie von einem Orte zum andern zu transportiren. Die kleine schwedische Maschine, nemlich die zweispännige, läßt sich ohne große Umstände von einem Zimmer zum andern bringen, wenn man die Kosten von allenfalls 30 Thalern nicht scheuen will, um bei jedem Zimmer das nöthige Fundament zu legen. Dies wäre, wenigstens bei allen den hölzernen Maschinen, die ich gesehen habe, nicht erreichbar.

Daß blinde Pferde bei dergleichen Maschinen, wo sie genöthigt sind, im Kreise herum zu gehen, brauchbarer sind, als sehende, das ist bekannt. Aber bekanntlich kann man sich auch damit helfen, daß man ihnen die Augen verbindet. Will man sich aber der Ochsen bedienen, so muß die Maschine eigentlich dazu

eingerrichtet seyn. Da der Ochse nie einen so ausdauernd fortschreitenden Schritt, ohne zu große Anstrengung, machen kann, als das Pferd, so muß, durch eine andre Anordnung der Zähne und Triebstecken, der Maschine eine größere Geschwindigkeit gegeben werden.

Als einen nicht unbedeutenden Gewinn bei dieser Maschine, so wie überhaupt bei jeder zweckmäßigen Dreschmaschine, könnte man auch noch wol die Gesundheit unsrer Arbeiter mit in Rechnung bringen. Schwerlich giebt es eine Beschäftigung bei der Landwirthschaft, bei welcher die körperlichen Kräfte mehr verbraucht werden, als beim Dreschen. Die Menschen werden vor der Zeit alt und steif, und Aerzte haben es mir versichern wollen, daß diese Arbeit die vorzüglichste Veranlassung zu den Bruchkrankheiten gäbe, die in dieser Menschenklasse mehr gefunden wird, als bei andern Gewerben. Daß übrigens die gewöhnlichen Drescherarbeiten mit dem Flegel, der ewige Zankapfel zwischen den Herrschaften und Dreschern bleiben, darüber ist ja unter unsern Landwirthen nur eine Stimme. Also in physischer und moralischer Hinsicht wäre es Wohlthat für unsre arbeitende Volksklasse und für die Herrschaften selbst, wenn diese sklavische Beschäftigung so viel beschränkt werden könnte, wie möglich.

Noch kann ich einen Umstand nicht unbemerkt lassen, der auf den Effekt dieser Maschine einen großen Einfluß zu haben scheint. Bei den Maschinen, die ich

in Pommern gesehen habe, waren, bloß beim Einlegen des Getreides, zwey Menschen angestellt; zwey Weiber oder auch zwey Knaben. Soviel ich aus dem Bericht des Herrn Grafen verstehe, verrichtet hier nur eine Person dieß Geschäft, und eben diese Einrichtung soll auch bei den andern Maschinen, die hier im Lande schon im Gebrauch sind, statt finden. Da ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, diese Maschine in völliger Arbeit zu sehen, so kann ich nicht beurtheilen, in wiefern eine solche doppelte Austellung auch hier vortheilhafter seyn möchte, aber ich möchte doch wol die Besitzer der Dreschmaschinen hierauf aufmerksam machen, um wenigstens einen vergleichenden Versuch anzustellen, ob die Maschine alsdann mehr fördert. Mir scheint es so, daß es einem Einleger beschwerlich werden muß, da die Walzen doch an 4 Fuß Länge betragen, die Halme so überall und so völlig gleichförmig über die Walzen zu verbreiten, daß die Maschine ohne alle, selbst ohne die kleinste Unterbrechung Arbeit genug hat.

Wollte man endlich den Effect der Maschine im Vergleich gegen das Handdreschen, so genau angeben, als es hier aufzufinden möglich ist, so müste, wie mich dünkt, auf folgende Art ein vergleichender Versuch angestellt werden:

Eine bestimmte Anzahl Garben, von einerlei Art Getreide würde in zwey gleichen Hälften genau abge-

zählt. Die eine Hälfte würde auf die gewöhnliche Art mit dem Flegel, die andere auf der Maschine gedroschen. Beide müßten zu gleicher Zeit die Arbeit beginnen, beide gleich lange feiern. Die Garbenzahl müßte aber nicht zu klein seyn; allenfalls so viele, daß einige Tage gedroschen werden könnte. Mich dünkt, ein solcher Versuch müßte die sicherste Entscheidung geben.

Uebrigens wird dieser, von der bereitwilligen Güte des Herrn Grafen mitgetheilte Bericht die gespannte Erwartung mehrerer unsrer Landwirthe, die schon vielfältig bei mir angefragt haben, lehrreich befriedigen. Einen andern von gleichem Interesse, haben wir noch von der Güte des Herrn Hoffmarschalls von Maltzahn auf Herzberg zu erwarten, der um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da hier zwey Maschinen von verschiedener Konstruktion mit einander verglichen werden sollen. Das Publikum wird sich auf die Genauigkeit desselben um so mehr verlassen können, da er unter der Leitung des Herrn Doktors Gerke auf Frauenmark und des Herrn Oberinspektors Stövesandt zu Herzberg durchgeführt werden wird. Nur die Krankheit des erstern hat ihn bisher noch verzögert. Jeder, der diesen vortreflichen Mann und rastlos thätigen Wirth auch nur aus unsern Analen hat kennen gelernt, wird gewiß mit mir den herzlichsten Wunsch nicht unterdrücken können, daß die Vorsehung uns noch lange einen Mann erhalten möge, dem unsre

Uder Kultur schon jetzt so vieles verdankt und von dessen unermüdet fortstrebendem Geiste wir berechtigt sind, noch Vieles zu erwarten.

---

Bemerkungen über die Lungenseuche beim Rindvieh und bei andern Hausthieren, nebst der Beschreibung eines in Liefland unter dem Namen D e g g u t bekannten Gegenmittels. \*)

---

(Vom Herrn von Laiming in Liefland. Eingefandt vom Herrn Garten=Inspektor Schmidt in Ludewigslust.)

---

Die Nachricht, die ich in den Mecklenburgischen Landwirthschaftlichen Annalen des 2ten Jahrgangs S. 642. über die ausgebrochene Pferdesuche in Marienhause n und deren Curart gelesen, welche letztere von dem Hrn. Redakteur und Beförderer der Annalen

---

\*) Ein Beitrag aus einer so weiten Ferne ist für unsre Annalen ehrenvoll. Dies Geschenk, das wir der Theilnahme unsers würdigen Gesellschafts=Mitgliedes, des Herren Garten=Inspektors Schmidt verdanken, gewinnt überdies, durch das Interesse seines Inhalts, wodurch es sich gewiß auch unsern Landesleuten empfehlen wird, an ausgezeichnetem Werth.

der Aufmerksamkeit der Leser so dringend anempfohlen wird, veranlaßt mich, zu diesem allerdings sehr interessanten Gegenstande einen geringen Beitrag zu liefern.

Diese furchtbar verheerende Seuche, die in eben dem Maaße auf Hornvieh, so wie auf andre Hausthiere sich erstreckte, verbreitete sich nicht bloß auf den Marienhauseischen Gütern, sondern auch in den angrenzenden Dstrowschen Kreis, den ich zu jener Zeit bewohnte und man mögte fast behaupten, daß die Verbreitung dieses Uebels der Polizeyordnung dieses Kreises wol vorzüglich zuzuschreiben ist. Es fand nemlich weder eine nachdrückliche Sperrung der Seuchgegend statt — die in diesem Sommer bei einem eben solchen Unglücke in der döryatschen Gegend so wohlthätig für die Anliegenden gewirkt hatte, — auch hat man nachher, als das Uebel diese Gegend allgemein ergriff, wirklich darauf gesehen, daß die gefallenen Thiere gehdrig vergraben wurden. Ich hatte kaum meine Beschwerden über diese Sorglosigkeit angebracht, als die Seuche schon auf dem Gute Sußlawagory und in den Dörfern meines Bruders, deren Bewirthschaftung ich zu jener Zeit übernommen hatte, gleichfalls ihre Verheerung anfang, und sich schnell genug verbreitete. Ich überzeugte mich, daß es der Natur nach eben die Seuche war, die zuerst in den von Sußlawagory  $4\frac{1}{2}$  Meilen entfernten Gute Marienhause ausgebrochen war. —

Die äußerlichen Symptome und der Hinsturz waren so wie sie der Hr. Thierarzt *Leitner* in den oben angeführten Annalen S. 536 des 1sten Jahrgangs von einer, von Mehl- und Honig-Thau in einem Dorfe entstandenen Seuche angiebt; das erste Zeichen von dem Dasein derselben war der Tod! — So eben erschüttert von der Schreckenspost, die mir die Leute von den rund umher liegenden Dörfern brachten, brach auch bei mir auf dem Hofe die Seuche aus. Ein bestes Hofpferd und der beste Voll aus der Herde stürzten. Entfernt von allen Hülfsmitteln, da die rund um mich herum in meiner Nachbarschaft wüthende Verheerung nun auch bei mir den Anfang machte, sah ich dem schrecklichsten Untergange meiner Wirthschaft entgegen. Ich eilte nach den Viehställen, um die so eben eingetriebene Herde zu besichtigen; aber Welch eine furchtbare plötzliche Veränderung! Das Vieh rannte toll und blöckend durcheinander, obgleich es vor der Verfolgung der Insekten unter einem kühlen Abschauer sicher gestellt war. Bei der Untersuchung fand ich mehrere Häupter mit Karbunkeln unter dem Leibe belegt, und besonders an der Brust geschwollen. Diese wurden abgefondert, und es fielen einige, ehe Vorkehrungen getroffen werden konnten. Ich ließ sogleich dem sämptlichem Viehe Haarfeile an die Brust legen und die Halsader öffnen; behielt es sodann die längste Tageszeit über im Stalle und ließ Grasfutter reichen, wel-

Heß mit etwas Salz und mit dem zur Tränke zubereit-  
 tetem kalt gewordenen Wasser besprengt ward. Letz-  
 teres bestand aus abgekochten Wacholder = Beeren und  
 Wurzeln, welches abgekühlt und den Umständen nach  
 mit Brunnenwasser gemengt, stets als Trank gereicht  
 ward. Dabei ward das Vieh unter kühlen Abschauern  
 gehalten und nur in den Morgen- und Abendstunden,  
 um Futter zu sparen, geweidet. Ställe und Abschauer  
 ließ ich stets mit Mist und Theer-Rauch austräuchern. —  
 Nun ergriff die Seuche meine aus Liefland mitgebrach-  
 ten zwey Pferde und einen Hoffgaul. Diese drey  
 Thiere waren bisher immer im Stalle gehalten und  
 nur in ein nahe vorbeifließendes Wasser, das aber zu  
 diesem Zweck nicht tief genug war, zur Schwemme  
 geführt. Eben diese Schwemme war auch bei dem  
 Horn und kleinem Viehe angewendet worden, bis ich  
 den schrecklichen Unfug entdeckte, daß einige Bauern  
 krepirte Thiere in diese Schwemme hineingeworfen,  
 folglich das Wasser verpestet hatten. Wie wahrschein-  
 lich ist es daher, daß meine Heerde dort den ersten Stoff  
 der Seuche sich holte, wo ich Rettung zu finden glaubte.  
 Ich ließ den erkrankten Pferden — die ich schon ver-  
 lohren gab, da anderweitig noch kein auf diese Art  
 krank gewordenes am Leben geblieben war — ebenfalls  
 die Halsader öffnen und Haarseile an die Brust legen.  
 Die Karbunkeln, die von einer besonders harten Be-  
 schaffenheit waren, und das ganze Gemächt zuerst an-

griffen, längst dem ganzen Unterleibe sich hin und wieder fortpflanzten — wobei auch die Brust besonders hoch aufschwoll — ließ ich mit Birken-Knospen Brantewein und Seife häufig waschen, und da ich auf jedem solchen Geschwulst eine Hautverletzung bemerkte — so groß wie der Stich einer Bremse, — so ritzte ich diese Stellen mit einem Federmesser bis auf's Blut auf, wusch sie abermals mit gedachtem Brantewein und Seife \*) und hielt die Thiere in einem geräumigen, luftigen, von den übrigen Gebäuden isolirten Schauer. Dieß Schauer ward, so wie die Pferde selbst — letztere unter dem Leibe — mit einem heißen Eisenstück, worauf Theer gegossen, durchgeräuchert. Als Trank bekamen sie das beim Rindvieh gedachte Wachholderwasser, doch mit Zumischung von Gerste- und Habermehl, nebst Grasfutter, wie oben beschrieben worden. Die Thiere waren sehr unruhig, steif auf allen Gliedern, lagen wenig, hatten heißen Athem, trübe Augen und eine Unruhe im Leibe, die ich auf Kolick deutete. Ferner waren die Excremente und der Urin piquant von Geruch, doch schienen sie für ihre Krankheit noch erträglich munter zu seyn. Zum innerlichen Gebrauch wandte ich anfänglich jeden Tag zweimal nachstehende

---

\*) Später erfuhr ich, daß andere Spanischfliegenpulver in die ebenfalls aufgeritzte Wunde eingerieben hatten.

Mittel au: 1 Quartier Hanf- und Leindl mit wenigem Kamillenwasser; (weil ich von dem Kamillenwasser nur wenig Vorrath hatte,) ein Theelöffel voll Salpeter, — in dessen Ermangelung ich zuletzt eine Handvoll Salz gebrauchte, — und ein wenig Schwefel. Außerdem erhielten sie noch täglich einmal einen Theestopf voll D e g g u t, — davon das nähere sogleich weiter gesagt werden wird, — welchem einige Loth zerquetschten Knoblauchs mit Beifügung eines kleinen Spitzgläschens Birkenknospen Extracts, der mit ein wenig Brantwein zersezt war, beigemischt wurden. — Da dies die einzigen Mittel waren, die ich zur Hand hatte, so entstand hieraus diese obige Komposition, die ich allgemein beim Hornvieh und auch bei Pferden anwandte. Wie groß war daher meine Freude, als meine Patienten den dritten Tag überlebten, welches bisher noch bei keinen, die mit dieser Seuche befallen waren, geschehen war. Ich verdoppelte daher meine Aufmerksamkeit; die Thiere besserten sich, die Geschwülste fingen an gegen den sechsten Tag — bis zu welchen sie ab und zugenommen hatten — merklich sich zu verlieren, und, nach Verlauf von drey Wochen waren sie ganz gesund! Beim Hornvieh habe ich, bei Anwendung eben dieser Mittel, wegen der größern Menge an Patienten nicht so aufmerksam seyn können. — Von der damals geringen Hoffheerde von etwa 45 Kühen, 6 Bollen, 13 Ochsen und 30 bis 40 Star-

ken und Kälbern — wovon der dritte Theil, der mehrentheils aus größern Häuptern bestand, mehr oder weniger Geschwülste hatte — stürzten 11 Stück Großes und 2 Stück kleines Vieh. Auch ist zu bemerken, daß die Milch von den Kühen ungemein weggeschwunden war. Sonderbar ist es aber, daß meine Schweine bei einer simplen Behandlung am Leben blieben. Es waren ihrer 13 Stück große, die ich der unbefriedigten Gärten wegen in das nächste Dorf auf die Weide gegeben hatte. Gerade in der gefährlichsten Krisis, wo auch in diesem Dorfe Pferde und anderes Vieh gestürzt waren, erhielt ich die Nachricht, daß einige meiner Schweine am Halse geschwollen und eins davon nebst ein paar Dorfschweinen gestürzt wären. Es fehlte mir an Zeit und Mitteln etwas mehr für sie zu thun, als daß ich sie sogleich nach der Reihe niederwerfen und jedem einen Theetopf voll D e g g u t mit zerstoßenem Knoblauch in den Hals gießen, dies einige Male wiederholen und sie in eine daneben befindliche moddige, von den Sonnenstrahlen erwärmte Wasserstelle, treiben ließ. Was auch die Ursache gewesen seyn mag, genug, die übrigen Schweine blieben am Leben. —

Den Dorfpferden und dem übrigen Viehe veranstellte ich die Anfangs beschriebene Kurart. Hier aber, wo unter den Eigenthümern dieser Thiere eine gränzenlose Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit für ihr eigenes Wohl herrschte, konnte auch der Erfolg nicht so glück-

ausfallen; ja! die Menschen mußten sogar durch Bestrafung dahin gebracht werden, daß sie das gefallene Vieh wenigstens gehörig vergruben. Von etwa 60 Pferden und Füllen stürzten in den ersten Tagen gegen 30 Stück, und je nachdem weniger oder mehr eben diese Mittel und Vorkehrungen angewandt wurden, fielen noch im Laufe von 4 bis 5 Wochen etwa 15 Stück, so nach Verhältniß auch anderes Vieh. Das meine Behandlung einigen Nutzen geschafft hatte, daran war wol nicht zu zweifeln, denn ich ward von den umliegenden Bauern mit Bitten bestürmt, daß ich ihnen doch Hülfe schaffen möchte, da doch bekanntlich der Bauer, besonders in solchen Fällen, wenig Vertrauen auf menschliche Hülfe setzt. So haben auch die Benachbarten weit mehr als ich gelitten. Z. B. das von hier  $1\frac{1}{2}$  Meilen entfernte Gut *B o d a w a* — dessen einige Dörfer herwärts liegen — behielt von etwa 100 Pferden nur 7 Stück am Leben, und fast kein Hornvieh. — Die *M a r i e n h a u s e n* sehen Hölzer und Dörfer hatten gegen 1000 Pferde, von welchen nur etwa 80 bis 100 Stück am Leben blieben. Nach eben demselben Verhältnisse stürzte auch das Horn- und Kleinvieh. Ja! selbst im Walde hat man Elendthiere und Haasen zu dieser Zeit todt gefunden, daher man noch jetzt weit und breit sehr selten einen Haasen antrifft. Menschen starben hier bei dieser Gelegenheit auch, aus verschiedenen Ursachen: Z. B. der *S t i c h*

von einer Bremse war oft tödlich, wenn nicht schleunige Hülfe geleistet ward; daher es wahrscheinlich ist, daß diese Insekten den Peststoff von gefallenem Thieren sich geholt hatten. Und in welcher zahllosen Menge schwärmen diese häßlichen Thiere in der Tageshitze in unseren vielen Waldgegenden! Sie stürzen zu tausenden auf Menschen und Thiere und erschweren besonders die Landarbeit. Ja! sie machen es zuweilen unmöglich, ein Pferd in warmen Tagen zur Arbeit auf's Feld führen zu können, da uns doch in dieser Periode die Zeit so knapp zugemessen ist. Es geschieht daher viele Gewalt und Grausamkeit an den armen Bauerpferden, bei deren Anblick ein braver Pächter Mecklenburgs nebst seinen Knechten, Thränen des Mitleids vergießen würden, besonders die Lehtern, die ihre Pferde am Tage möglichst zu schonen wissen, und bei der Nacht keine halsbrechende Gefahr scheuen, um ihrem Hans und ihrer Liese einen Garbenschmaus zu verschaffen \*); statt dessen eilen die hiesigen, wenn es

---

\*) Das Stehlen versteht unser Meckl. Pferdeknecht meisterhaft. Uebrigens aber gehen die Schlingels oft grausam genug mit den Thieren um. Wie gut, ja! wie nothwendig wäre es, daß den Knaben schon beim ersten Schulunterricht und besonders nachmals bei der Zubereitung zur Konfirmation, auch die Pflichten gegen die Thiere eingeschärft würden.

Feierabend ist, im gestreckten Galopp von der Arbeit und quälen die armen Thiere, je elender und kraftloser sie sind, nur desto ärger den ganzen Tag hindurch mit unbarmherzigen Hieben. Es sieht daher mit der Bestellung der Landwirthschaft in solchen Gegenden äußerst traurig aus, wo der Bauerwirth seinen Pferden nur kurzes Heufutter reicht, und gewöhnlich den Theil Hafer, welchen er für seine Pferde anwenden sollte, auf die liederlichste Art verpräst. Daher geht die Sommerfaat-Bestellung oft traurig von statten, und nachdem die Pferde im frischem Grase einigermaßen sich erholt haben, tritt, während der Braach- und Mistfuhr-Zeit, wieder die Hitze ein, wo man oft gleich nach 8 Uhr des Morgens bis kurz vor 6 Uhr des Abends ohne die größte Quälerei mit den Pferden nichts verrichten kann. Dennoch hatte man in *Marienhausen*, als die Seuche im Sommer 1814 dort ausbrach, hierauf nicht geachtet; in dem, um diese Jahreszeit über 17½ Stunden langen Tag, bei den schweren Mistfuhren nur einmal täglich ausgespannt und den armen Thieren in der Mittagshitze nur 2 bis 3 Stunden Zeit zum Grasfen gegeben, die sie ebenso quaalvoll wegen der Verfolgung der Insekten zubrachten, und in den wenigen Nachtstunden ermattet darnieder lagen, und für Mattigkeit kein Maul zum Fressen ansetzten. Dieses so grausame als unfsinnige Verfahren ist wohl als die Hauptursache anzusehen, wodurch die Seuche erzeugt ward, indem die Pferde ohnehin schon von Millionen Stichen der Bremsen und Fliegen am ganzen Leibe geschwollen waren.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Drittes Stück.

Den 16ten Januar 1817.

---

Bemerkungen über die Lungenseuche beim Rind-  
vieh und bei andern Hausthieren, nebst der  
Beschreibung eines in Liefland unter dem  
Namen Deggut bekannten Gegenmittels.

(Beschluß.)

Hier bemerke ich noch, daß ich damals gezwungen  
war, eine für mich höchst nöthige Reise zu unterneh-  
men, die mich unvermeidlich durch die Marien-  
hause n s c h e Seuchgegend führen mußte. Hiezu  
wählte ich meine noch gesund gebliebenen zwei Hof-  
pferde, denen ich verschiedenemale täglich Deggut  
mit Knoblauch eingegeben, ihnen die Nüstern mit  
Deggut eingeschmiert und jedem ein Bouteilchen  
mit Knoblauch, Schwefel und Lorbeeren um den Hals  
gebunden, auch die Geschirre mit Deggut einge-  
schmiert hatte. Obgleich ich nur Holzwege passirte,  
so konnte ich dennoch einige Dörfer nicht vermeiden,  
bei deren Annäherung ein furchtbarer Gestank von ge-

fallenen und am Wege rechts und links, zum Theil nur halb verscharrten Thieren, das Dasein der Seuche ankündigte. Die Leute die mich diese Gegend passiren sahen, wunderten sich lebendige gesunde Pferde zu erblicken, die ich auch wirklich gesund erhielt. Uebrigens hatte ich mich so eingerichtet, daß ich die schlimmste Gegend bei Nachtzeit passirte.

Ein halbes Jahr später theilte mir der Herr Artillerie-Oberster von Frisch nachstehende Arzenei-Vorschrift mit, die sein Herr Vater bei einer in der dörrptischen Gegend i. J. 1798 ähnlichen statt gefundenen Seuche mit vielem Erfolg für sich und für die ganze umliegende Gegend als ein schleunig helfendes Mittel angewandt hatte. 1 Pfund Blättertaback mit 9 Stöffen \*) Bier ward bis auf  $\frac{2}{3}$ tel eingekocht, und in die durchgeseihete heiße Substanz  $\frac{1}{4}$  Stoff Theer hinzugethan. Diesem Dekokt setzte man noch 4 Loth Salpeter, 2 Loth Salmiac und 1 Loth im Spiritus aufgelöseten Kampfer hinzu. Hievon gab man einem Pferde  $\frac{1}{3}$ tel Stoff täglich, dem Rindvieh etwas weniger, Schaafen und Schweinen aber eine Tasse voll, und ließ die kranken Thiere ohne Futter eine Stunde zugedeckt stehen. Beulen und Geschwülste wurden mit aufgelösetem Kampfer und Butter eingeschmiert.

---

\*) Ein liefländischer Stoff ist etwas mehr als unser gewöhnlicher Pott; nicht völlig ein Berliner Quart. U. d. R.

Es versicherte mir der Herr Oberster, daß der Erfolg hievon damahls die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen, und es habe ein anderer, der an der Erfindung und Bekanntmachung dieses Mittels gar keinen Antheil hatte, es aber fälschlich für seine Erfindung angegeben, einen Orden dafür erhalten. —

Ich glaube bei dieser Gelegenheit dem Publikum keinen kleinen Dienst zu thun, wenn ich hier ein simples Mittel wider die Lungenseuche des Rindviehes mittheile, das in Liefland vor einigen Jahren auf den Annenhoff'schen Pachtungen meines Bruders bei einem solchen Ausbruche bewährt befunden worden. —

Nachdem mein Bruder an dieser furchtbaren Seuche bereits gegen 100 Häupter verlohren hatte, ward er mit diesem Mittel bekannt, welches ihm den größten Theil seines Viehes augenblicklich rettete. — Es besteht aus Espenmoos \*),

---

\*) Zitterespe, Zitterpappel, *Populus tremula*, ein bei uns besonders häufiger Waldbaum, der die Höhe von hundert und die Dicke von vier Fuß erreicht. Auf der Rinde dieses Baumes findet sich, insonderheit wenn er alt geworden, dies, dem isländischen fast ähnliche Moos in großer Menge †).

A. d. Verf.

†) Mit diesem Laubmoose hat uns die Natur sehr freigebig beschenkt. Es wächst fast auf allen Bäumen, selbst, wie ich nur späterhin gefunden habe, häufig

Dies *Espenmoos* wird im Wasser ein paar Stunden gekocht, als starkes Dekokt zubereitet, und jedem großen Haupte des Morgens  $\frac{1}{4}$  Stoff in den Hals gegossen. Man hat nach Verlauf von einem Jahre, auch noch später, mehrere durch dies Mittel gesund gewordene Häupter geschlachtet und gefunden, daß die Lunge verletzt gewesen und wieder geheilt war. Daß das Vieh außerdem noch gut gepflegt und gewartet werden muß, versteht sich von selbst, so wie auch, daß ebenfalls die Ställe, wo nicht verändert, wenigstens doch sehr gereinigt und täglich gereinigt werden müssen.

#### Vom Deggut.

Deggut — den ich unter dieser russischen Benennung nur kenne — bitte ich sehr wohl vom Theer zu unterscheiden. Ob dieses Material in Mecklenburg bekannt ist, weiß ich nicht. Es ist schwarzgelb von Farbe, hat einen, dem Theer ähnlichen, aber weit strengern Geruch; ist flüssiger, klarer und in jeder Hinsicht viel nützlicher als jener. Seine einfachste Zubereitung im Kleinen, wie sie sich jeder Wirth schaffen kann, geschieht aus Birkenrinde und ist im kurzen folgende: —

---

auf Birken, Tannen, ja selbst an alten Heidensträuchern. (*Calluna vulgaris* W.) Wir können daher dies so wohlthätige Mittel leicht in Anwendung bringen.  
A. Schmidt.

Man nimmt einen Feuer ausdauernden irdenen großen Topf oder einen starken, noch unbeschädigten eisernen Grapen, den man mit Birkenrinde von trockenen und grünen Bäumen, wie man sie haben kann, anfüllt. Nachdem man nun vorher ein, der Größe des Geschirrs angemessenes, Loch in die Erde gegraben hat, setzt man zuerst einen andern leeren Grapen oder auch ein festes hölzernes auch allenfalls ein irdenes Geschirr in dies Loch, bedeckt das Gefäß mit einem Brette, übertüncht dieses concav förmig mit festem Lehm, und bohrt sodann ein Loch durch den Mittelpunkt. Sodann wird der mit Birkenrinde angefüllte Grapen darüber gestülpt, indem man die Ränder desselben sehr wohl mit Lehm verschmiert. Alsdann wird Feuer um den Grapen gemacht. Durch diese Erhitzung wird eine flüssige Materie aus der Birkenrinde in das unterste in die Erde gegrabene Gefäß herab träufeln, welche nun der fertige D e g g u t ist. Damit aber die Rinde nicht zu sehr vom etwanigen starken Feuer ergriffen wird — welches die Ergiebigkeit hindert — pflegt man den vom Feuer freien Kesselboden bisweilen mit einem naßgemachten Wischer zu befeuchten. — Im großen wird dies Verfahren anders betrieben. — Dieser D e g g u t ist in Rußland allgemein und wird bei einem jeden Bauerwirth, auch in Städten, zum Verkauf angetroffen. Sein vorzüglicher Gebrauch besteht darin, die ledernen Fahrgeschirre des Landmanns so

wie auch Bauer-Stiefeln damit einzuschmieren, wodurch eine ungemeyne Dauerhaftigkeit des Leders erhalten wird. Moskwasche (Schmutte und Schleien \*), die bei uns sehr beliebt sind und mit dieser Schmiere unterhalten werden, dauern bis 15 und mehrere Jahre. Ich habe meine Geschirre mit ein wenig Zusatz von Seehundsthran, oder in dessen Ermangelung mit etwas wenigem Brantewein, damit diese Substanz besser einzieht, feucht einschmieren lassen, welches jährlich wiederholt werden muß. Allgemein wird aber dieser Deggut ohne allen Zusatz zum Einschmieren gebraucht. — Man hat auch denselben als Mittel wider das Laxiren der Kälber mit Zusatz von Birkenknospen Brantewein mit Erfolg angewandt. Ja sogar Menschen nehmen ihn nicht selten in Krankheitsfällen ein, indem sie glauben, daß es auch Schwindfüchtigen helfen soll. Dies thun aber nur unsere russischen Bauern, die auch allenfalls ein Gläschen Scheidewasser nur für einen derben Schnaps halten. — Mit Gewißheit kann ich aber behaupten, daß der Gebrauch dieses Materials zum Einschmieren der kostspieligen Pferdegeschirre des mecklenburgischen Landmannes von ungemeynem Nutzen seyn würde, umsomehr, da wahrscheinlich auch dort der, der Witterung

---

\*) Pferde-Geschirre und Sielenzeug.

ungemein viel weniger widerstehende Thran, so theuer geworden ist \*).

---

Beantwortung der, S. 783. des dritten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfenen Frage: über die bessere Benutzung des Brachmistes \*\*).

---

Die, Seite 783. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfene Anfrage: Eine vortheilhaftere Benutzung des Brachmistes betreffend, glaube ich, zur Befriedigung des Anfragers beantworten zu können, da ich diese Methode längst

---

\*) Nach der Versicherung des Hrn. Verfassers in einem Briefe an mich, soll der Deggut von Hüneraugen oder Leichdrütern befreien, wenn man diese, nachdem die Füße zuvor in warmen Wasser erweicht, damit bestricht. Fischer, die lange im Wasser stehen, behalten trockene Füße wenn ihre Stiefeln mit Deggut oder Birkentheer eingeschmiert sind. Die Wunden der Thiere damit bestrichen hindert den Zugang der Insekten und heilet die Wunden. Frisch eingeschmirte Eielengeschirre hat man als ein bewährtes Präservativ gegen Ansteckung befunden.

A. Schmidt.

\*\*) Dieser Aufsatz ist von einem unsrer geachtetsten praktischen Wirthe. Das, was hier aus vieljähriger Erfahrung gesagt ist, scheint im Allgemeinen der Theorie,

bei mir eingeführt und für mich sehr vortheilhaft befunden habe. Es sollte mich sehr freuen, wenn andre einsichtsvolle Landwirthe dies mein Verfahren prüfen wollten, und wenn sie es so allgemein anwendlich finden, so nützlich es sich bei mir bewährt hat, durch ihre Empfehlungen weiter verbreiten wollten. Nur durch solche bereitwillige Mittheilungen kann unsre Landwirtschaft das werden, was sie werden muß, wenn unser Staat sich anders aus dem Elende wieder emporarbeiten soll, das die Drangsale voriger Jahre über uns, besonders aber über den von allen Seiten gequälten Landmann, verhängt hatten. In dieser Hinsicht sind uns unsre Annalen von unschätzbarem Werth; es wäre nur zu wünschen, daß unsre guten Landwirthe sie so unterstützten, als sie es verdienen, und freigebiger uns ihre Erfahrungen mittheilen wollten. — Doch! man verzeihe mir diese Einleitung; nun zur Sache. —

Meine, seit mehreren Jahren angewendete Methode, den Dung auf den Brachschatz zu bringen, ist folgende:

---

die Lehre vom Dünger betreffend, die bisher noch immer sehr schwankend war, mehr Festigkeit zu geben. Hier spricht Erfahrung; zur völligen Entscheidung fehlt noch die Stimme des kundigen Chemikers.

A. d. N.

Sobald die Wintersaat bestellt ist, wird der, seit der Saatzeit von den Pferden gemachte Dung in den noch nicht aufgebrochenen Dreeschschlag gefahren und sogleich gestreut. Dann wird zum Streek- und Wendacker geschritten; ist dieser umgebracht, so wird die Stelle des Dreeschschlages, die mit dem Pferdemist abgedüngt worden, herum gebracht, der Dung untergearbeitet, und wenn dies geschehen ist, mit dem Umbringen des ganzen Dreeschschlages fortgefahren. Ist nun der Dreeschschlag ganz herum gebracht, so lasse ich von diesen ungearbeiteten Dreesch eine so große Strecke mit der Egge ebnen, als ich etwa glaube den Winter hindurch mit Mist befahren zu können. Diese abgeegte Stelle lasse ich dann noch mit der Walze überziehen, um eine möglichst ebene Fläche zu erhalten. Ich halte das Walzen durchaus nothwendig um den Acker zu ebnen, denn da den Winter hindurch der Acker nicht anders als während des Frostwetters abgefahren werden kann, so würden die Pferde auf dem rauhen, unebnen und scharfen Acker zu sehr angestrengt und zu viel leiden, so wie überhaupt das Fahren mit den schwer beladenen Fudern dadurch zu sehr erschwert werden würde. Von nun an wird der Mist, wenn er 14 Tage oder drey Wochen auf dem Misthose gelegen und vom Vieh durchgetreten worden, so wie Zeit und Bitterung es erlauben, regelmäßig abgefahren. Um das Durchtreten des Misthaufens zu

fördern, habe ich bei mir die Einrichtung so: auf den beiden entgegen gesetzten Seiten der Dungstätte, sind zwei Brunnen, aus welchen das Wasser in die Tränk-Tröge geschafft wird. Diese Tröge stehen auf den Dunghaufen, folglich muß alles Vieh, so wie es aus dem Stall zur Tränke geht, über den Dunghaufen. Ist nun die Jahreszeit so weit heran gerückt, daß der Dünger nicht mehr untergebracht werden kann, so lasse ich ihn in gewöhnliche kleine Haufen vom Wagen abhacken. Diese Haufen bleiben nun bis etwa Ausgangs März ungerührt liegen. So bald im Frühjahr kein starker Frost mehr zu fürchten ist, werden die Haufen aus einander gestreut. Auch habe ich es einmal versucht, einen Theil des Mistes gleich im Winter zu streuen, allein es erfolgte Frostwetter und Schnee. Der Schnee ging mit Regen weg und die Folge davon war, daß manches von dem Mist mit dem Regenwasser weggespült ward. Das abfließende, von dem Mist sehr braun gefärbte Wasser bestätigte es, wie sehr der Mist ausgelaugt war. Läßt man dagegen den Mist in den kleinen Haufen ruhig liegen, so hat man dies gar nicht zu fürchten. Man wird es auch sehr natürlich finden; wenn nemlich der Mist vom Wagen abgehackt wird, so hat er noch Feuchtigkeit in sich. Diese seine eigene Feuchtigkeit bewürkt es, daß die Haufen sich in sich selbst zusammen drücken; das Schnee- und Regenwasser kann also nun nicht in die Haufen einziehen,

sondern es läuft, wie vom Dach, herunter. Ich wenigstens, habe es nie bemerkt, daß die Haufen sollten ausgelaugt gewesen seyn, welches man, wenn dies der Fall seyn sollte, beim Aufthauen des Schnees sogleich müsse wahrnehmen können.

Ich lasse gewöhnlich im Herbst einen Theil meines Dreesch Schlages unaufgebrochen liegen, um ihn den Winter hindurch mit Mergel zu befahren \*). Den Mergel lasse ich, sobald als irgend möglich ist, aus-

---

\*) Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Bemerkung nicht zurück halten, die ich schon mehrer male von einsichtsvollen praktischen Wirthen gehört habe. Man hat es bisher als ein feststehendes Gesetz bei der Acker-Kultur angenommen: daß der Acker an Fruchtbarkeit gewinnt, wenn er vor dem Eintritt des Winters umgebracht und so in der rauhen Furche liegend, den Winter hindurch den Einflüssen der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird. Daher eilen auch unsre Landwirthe, wenn es die Witterung irgend gestatten will, die Streeckfurche sowohl, als auch den Dreesch, noch vor dem Winter herum zu bringen. Dagegen sind aber einige der Meinung: daß es besser für den Acker seyn soll, wenn die im Herbst umgebrachte Streeckfurche sogleich wieder glatt geeget, und der so geebnete Acker den Winter hindurch liegen bleibt. Sie berufen sich auf Erfahrungen, die sie gehabt haben wollen, daß das Sommergetreide, besonders der Hafer, nach dieser Behandlung ungemein viel besser gerathen soll, als wenn der Acker erst im Frühjahr geeget wird. Landwirthe,

einander streuen, dann über den Mergel den Mist in kleine Haufen fahren und dann mit einander unterbringen. Der Mist, der auf die umgeackerten Brache gefahren ward, bleibt, nachdem er im Frühjahr auseinander gestreut worden, so lange ruhig liegen, bis die Sommersaat bestellt ist, und die gewöhnliche Bracharbeit den Anfang nimmt. Dagegen bleibt aber der Dung, der in der Zeit gemacht wird, wenn ich mit der Bestellung der Sommersaat beschäftigt bin, bis

---

die hierüber Erfahrung haben, würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie die erhaltenen Resultate hierüber in diesen Annalen mittheilen wollten. Auch ist mir die Bemerkung nicht unbekannt, daß Gerste vorzüglich gerathen soll, wenn schon im Herbst die glatt geegte Streckfurche wieder gewendet worden, die Gerste also nur die dritte Furche, nemlich die Saatsfurche im Frühjahr erhält. Freilich wird es hier darauf ankommen, wie früh oder wie spät der Winter eintritt, indem sich allerdings die Arbeiten im Herbst sehr häufen würden, da das Dreschen, sowohl zur Saat als zum Verkauf, den Ackerarbeiten Eintrag thut. Desto mehr sollten wir aber darauf denken, mit den Dreschmaschinen aufs Reine zu kommen und unsre Aecker von Steinen zu befreien, daß wir, wenigstens den größten Theil, sowohl der Winter- als Sommersaat erstirpiren könnten. Die Ansichten erfahrner Landwirthe über diesen Gegenstand, besonders wenn sie auf Erfahrungen gegründet sind, würden schätzbare Beiträge für unsre Annalen seyn. U. D. R.

zur vollendeten Saatbestellung liegen. Der Pferdesmist hingegen wird, nicht nur zwischen dieser Zeit, sondern auch das ganze Jahr hindurch, so bald er in Gährung tritt, abgefahren, so, wie Zeit und Umstände es nur immer erlauben. Aber der Schaafmist bleibt, vom Herbst bis Johannis ungerührt im Stalle liegen.

Bei der hier erzählten Methode habe ich mich seit 20 Jahren sehr wohl befunden, denn nur dadurch, daß ich den noch nicht gegohrnen und nicht verkohlten Dünger auf den Acker schaffte, habe ich unglaublich an Düngermenge gewonnen. Ja! ich habe den Acker dadurch so in Kraft gebracht, daß ich in gewissen Fällen genöthigt bin, zur Vorfrucht solche Gewächse zu nehmen, die den Acker mehr auszehren, um dadurch das Lagern des Getreides zu verhindern. Dies ist besonders in den Jahren der Fall, wenn ich den Brachs Schlag bemergele, welches ich nicht alle Jahre bewerkstelligen kann, da ich nur auf einer, und zwar grade in der entlegensten Seite meiner Feldmark, Mergel habe. Noch in diesem letzten Sommer habe ich 5000 □ Ruthen mit Raps besäet und zugleich eine beträchtliche Fläche mit Taback bepflanzt. Beide Gewächse, so wol Raps als Taback, sind auf den Mist gesäet und gepflanzt, der im Winter abgefahren ward. Der Raps steht in diesem Augenblick vortrefflich; der Taback hingegen schlug fehl, welches in diesem Jahre, der übermäßigen Nässe wegen, an den mehrsten Orten der Fall war.

Noch ist es nöthig zu bemerken, daß ich die hier erzählte Düngewirtschaft nicht bloß auf einem Gute eingeführt habe, sondern eben diese Methode, schon seit mehreren Jahren auch auf zwei andern von mir gepachteten Gütern auf völlig gleichem Fuß betrieben. Mehrere meiner Nachbarn überzeugten sich von der Zweckmäßigkeit dieser Verfahrensart und machen es nun eben so, wie ich.

Dagegen habe ich aber auch andre Landwirthe gefunden, mit welchen ich mich über diese meine Methode unterhielt, die nicht mit mir gleicher Meinung waren. Ich will ihre Einwürfe, da sie im ersten Anblick von Bedeutung scheinen möchten, hier anführen, zugleich aber auch meine vieljährigen Erfahrungen darüber mittheilen, dann mag jeder prüfen und nach seiner Einsicht entscheiden. Sie behaupten nemlich:

1. Die kleinen Misthaufen, die so lange auf dem Acker liegen, verursachen Geilhaufen.

Diesem Einwurf kann ich nichts anders entgegen setzen, als daß ich ihnen sage: Komm und siehe! Die eigene Ansicht würde ihnen nemlich die Ueberzeugung geben, daß dies auf meinem Acker nie der Fall ist. Geilhaufen entstehen nur in schlecht stehendem Getreide, und das habe ich Gottlob! nicht, weil mein Acker in vollkommen gleichförmiger Kraft ist. Hier also spricht Erfahrung, der kompetenteste Richter!

2. Die Luft trocknet die Haufen so sehr aus, daß nachmals, wenn die Haufen bei trockenem Wetter aus einander gestreut werden, fast nichts als Stroh übrig geblieben ist. Es geht also eine große Menge von Düngkraft verloren.

Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß dem Mist durch die Luft düngende Theile entzogen werden sollten. Vielmehr habe ich mehr als zu oft meine Beobachtungen darüber angestellt, daß der Mist, der um Johannis auf dem Acker liegt und nur den Tag vorher gestreut ward, an dem gleich darauf folgenden Tage von der Hitze so ausgedörrt war, daß er, wie trocknes Pulver auch nicht die mindeste Feuchtigkeit mehr enthielt. Von dieser Wahrnehmung kann sich jeder, an allen Orten überzeugen. In diesem Zustande muß er aber oft mehrere Wochen hindurch, in der strengsten Sonnenhitze liegen. Allein gesetzt auch, er würde wirklich noch im feuchten Zustande untergehaakt, so ist er dadurch gegen das Austrocknen nur scheinbar gesichert. Der Haaken gräbt ihn keinesweges so in die Erde ein, daß er vollkommen bedeckt würde, sondern er schiebt ihn nur zwischen die Furchen. Da nun häufig zu der Zeit der Acker selbst so pulvrig und trocken wie Asche ist, so ist er, zwischen den Furchen eingeklemmt, keinesweges gegen das Austrocknen gesichert. — Dies

sind meine Ansichten hierüber. Wer aus Gründen und aus der Erfahrung mich eines Bessern belehren kann, von dem will ich dankbar jede zurechtweisende Berichtigung annehmen.

3. Der Dünger muß erst seine gährige Gährung auf der Dungstätte überstanden haben, ehe er auf den Acker gebracht werden kann. Der lange, mit Stroh vermischte Dung, kann unmöglich den Pflanzen den Nahrungstoff so mittheilen, als es der Dünger thut, der schon durch die Gährung in Fäulniß übergegangen ist.

Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich dieser Meinung nicht bin. Nach meiner Theorie muß der Dünger durchaus gar keine Gährung anders, als im Acker erhalten. Die Gährung auf der Dungstelle halte ich für eine ganz widernatürliche Methode, wodurch wir uns unendlich schaden. Nach meiner Ueberzeugung muß die Dungstelle durchaus so angelegt werden, daß die Gährung gehemmt, nicht aber befördert wird. Ich will es versuchen, einen Beweis hierüber zu führen, dessen Bündigkeit jedem nach der Natur der Sache klar vor Augen liegen muß.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

Landwirthschafts-Gesellschaft.

Viertes Stück.

Den 23sten Januar 1817.

---

Beantwortung der S. 783. des dritten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfenen Frage:  
über die bessere Benutzung des Brachmistes.

(Beschluß.)

Man nehme eine beliebige Anzahl Fuder Dung, so wie er frisch aus dem Stalle geschafft wird. Allenfalls kann man Rindvieh Dünger wählen, der bekanntlich noch weit weniger in Gährung kommt, als der Pferde-Dünger. Um etwas Bestimmtes anzugeben, will ich annehmen: es sollen acht Fuder zu diesem Versuch bestimmt seyn. Diese acht Fuder fahre man in einem Haufen zusammen, und lasse diesen Haufen die drey Monate März, April und May ruhig liegen. Im Juny fahre man ihn aus einander, dann wird man sich handgreiflich überzeugen können, was man an Düngermasse verlohren hat. Sicher ist nicht die Hälfte übrig geblieben! — Und wie groß ist nun die Fläche, die man mit diesem abgegohrnen Dünger ab-

düngen kann? — Nicht halb so groß, als die, welche man mit einem Fuder langen, frisch aus dem Stalle gebrachten Dung hätte abdüngen können \*).

Ich weiß es wol, daß man mir die Einwendung machen kann: Ein so kleinlicher Versuch könne nichts beweisen; die Erfahrung lehre es, daß ein so kleiner, von allen Seiten der Luft bloß gestellter Haufen allerdings an Masse verlihren müsse. Aber ich frage dagegen wieder: Sind denn unsre Dungstädten, so, wie wir sie an den mehrsten Orten auf unsern Landgütern

---

\*) Nach einer nähern Bestätigung, die mir über diese Behauptung — die manchem Unkundigen auffallend scheinen möchte, — von der Güte des Herrn Verf. zugegangen, ist es, als Resultat seiner vieljährigen Erfahrungen ausgemacht: daß man mit zwey Fudern langen frischen Mist so weit reichen kann, als mit acht durch Gährung bis auf vier Fuder zusammenschmolzenen kurzen Dung. Würde man aber die Mistmiethe während der warmen Monate noch länger stehen lassen, so würde der Vortheil des frischen Dungs noch überwiegender.

Alles was der Herr Verf. durch seine eigenen Erfahrungen über diese Materie so überzeugend vorträgt, das ist gleichstimmend mit dem, was der treffliche Schmalz im 3ten Bande seiner Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft hierüber ebenfalls mittheilt. Beide Männer sprechen aus eigener Erfahrung; die eine ist also eine Bestätigung der andern.

A. d. N.

finden, weniger der Luft ausgesetzt? Ich wollte wol sagen: oft noch weit mehr, denn gewöhnlich liegen sie auf einer völlig ebenen Fläche, wo sie der Zugluft noch weit mehr ausgesetzt sind, als im freien offenen Felde. Der Mist wird hier schichtweise über einander gebreitet; das auf dem Hofe zerstreut herum liegende Stroh wird sorgfältig zusammen geharkt, so, daß sich nun der Wirth berechtigt hält, zu behaupten: auf diese meine Dungstätte ist nichts auszusetzen! — Aber wodurch wird er nun geschützt, daß er nicht in Gährung tritt? Dies soll dadurch erhalten werden, daß das Vieh ihn festtritt. Geschieht dies aber? — In der Regel gar nicht! Es soll dies eigentlich dann geschehen, wenn das Vieh zur Tränke getrieben wird; aber man sehe nur die Miststätten auf den mehrsten Höfen. Entweder das Vieh kommt überall nicht auf den Misthaufen, oder wenn es auch wirklich herüber geht, so geschieht es auf die Art, wie es den Thieren in der Natur ist: sie gehen, eins hinter dem andern her und machen sich Streige, die sie sich durch das Treten ebenen und instinktmäßig immer beibehalten. Könnte man nur die Fäden zählen, die auf einen solchen Dunghaufen herauf gebracht werden, ich wollte die größte Wette darauf eingehen, daß sich hier beym Abfahren eben das minus finden würde, wie bei den Miethen.

Was aber die Mistmiethen für Dung verzehren, wie groß also der Verlust an Dünger bei denselben ist,

davon kann ich zu meinem Schaden aus eigener Erfahrung sprechen. Vor acht Jahren hatte ich einen Brachschlag, der sehr weit vom Hofe entfernt war. Ich ließ etwa eine halbe Last Ausfaat ungehakten Dreesch eggen und walzen, den ich mit Dung befuhr, in der Hoffnung, daß noch vor der Hand kein strenger Frost eintreten würde. Allein ich hatte mich verrechnet; der Winter trat früh mit aller Strenge ein. Dieß Frostwetter dauerte den ganzen Winter hindurch fort, ohne daß es mit offener Witterung abwechselte. Da also unter solchen Umständen kein Acker mehr geeget und gewalzt werden konnte und es mir durchaus unmöglich war, mit meiner gewöhnlichen Anspannung den Sommer hindurch den erforderlichen Mist nach dieser entlegenen Gegend hin zu schaffen, so mußte ich mich entschließen, eine Mistmiete anzulegen. Sie ward, nach der gewöhnlichen Art in der Form eines länglichten Vierecks aufgesetzt, nur an den beiden kürzesten Seiten etwas niedriger, um bequem auf- und abfahren zu können. In diese Miete ließ ich Dung von Pferden und vom Rindvieh, der vier Wochen auf dem Hofe gelegen hatte, schichtweise über einander breiten. Neunzig starke Fuder wurden in diese Miete gebracht. Ich hoffte immer auf Thauwetter, um den Mist, ehe er in Gährung treten würde, noch vor der Saatzeit schnell aus einander zu fahren, denn da der Acker rund um die Miete herum lag, so konnte diese

Arbeit schnell genug in einigen Tagen mit ein Paar Gespann beschafft werden. Aber der Winter dauerte fort und als nun endlich Thauwetter einfiel, ward der Acker so tief, daß er kein Fuhrwerk tragen konnte. Nun trat die Saatzeit ein, die sich ebenfalls so lange weg zögerte, daß an das Auseinanderfahren meiner Miethen gar nicht gedacht werden konnte; sie mußte also bis nach vollendeter Saatzeit ruhig stehen. In dieser ganzen Zeitperiode, da die Miethen auf dem Acker stand, beobachtete ich sie mit der größten Aufmerksamkeit, um den Zeitpunkt genau wahrzunehmen, wann der Mist in Gährung treten würde. Mit dem Ausgange des Januar Monats war sie aufs Feld gebracht. Von dieser Zeit an bis zur Mitte des März war gar keine Veränderung zu spüren. Um diese Zeit fiel Thauwetter ein, mit welchem der oben auf liegende Schnee wegschmelzte. Nun trat auch die Gährung ein, die sich in ein Paar Tagen so schnell und so stark entwickelte, daß sich eine große Dampfsäule hoch in die Luft empor hob. Nach Verlauf von acht Tagen mäßigte sich die Hitze und der Dampf hörte allmählig auf. Die Miethen ward immer niedriger, so, daß sie beim Auseinanderfahren von sieben Fuß Höhe bis auf drittehalb Fuß zusammen gesunken war. Mein erstes Geschäft war nun, die Miethen auseinander zu fahren. Die Fuhrwerke sollten oben nach der Miethen hinauf fahren, um den Mist bequemer aufladen zu

können, aber das war nicht praktikabel. Pferde und Wagen blieben darinn stecken. Der Mist war so zer-  
 gangen, daß er mit dem Spaten abgestochen und auf-  
 geladen werden mußte. Meine Arbeiter, die bey  
 Aufladen beschäftigt waren, konnten sich über den schö-  
 nen speckichten Mist nicht genug wundern und freuen.—  
 „Das ist mal herrlicher Mist,“ — hieß es, „der ist wie  
 „Butter; auf dem Mist wird mal Korn wachsen!  
 „Wie nimmt sich dieser gegen den aus, der hier neben  
 „an liegt, der im Winter in kleine Haufen gefahren  
 „ward; der sieht aus wie Stroh!“ — Auch muß ich  
 es wol gestehen, daß jeder, der hierüber keine Erfah-  
 rung hat, bey der äußern Ansicht den Leuten Recht  
 geben mußte \*).

Von diesen neunzig großen Fudern, die ich  
 in dieser vielversprechenden Miethe zusammen gefahren  
 hatte, erhielt ich — 33, schreibe drei und drei-  
 ßig, und zwar nur sehr mittelmäßige Fuder wieder!

---

\*) Eben diese Erfahrung habe auch ich in meiner vor-  
 maligen kleinen Wirthschaft gemacht. Ich hatte Acker  
 auf dem Stadtfelde gepachtet, der mir sehr entfernt  
 lag. Im Frühjahr wurden mir daher die Mistfuhrn  
 zum Gerstacker, der mit Alee bestellt werden sollte, zu  
 lastend. Ich ließ also im Winter beim Frostwetter  
 84 Fuder in eine Miethe zusammen fahren. Anfangs  
 May fuhr ich die Miethe auseinander; sie enthielt  
 nun nur noch 38 Fuder. — U. d. N.

Mit diesen 33 Fudern düngte ich nicht so viel ab, als ich mit 20 Fudern von dem Mist abgedüngt hatte, der im Frühjahr gestreut war. Meine Erwartung war nun natürlich aufs höchste gespannt, welche Wirkungen diese verschiedenen Mistarten auf die kommende Fruchtfolge äußern würden. Da beide neben und bei einander auf völlig gleichförmigen Acker untergebracht waren, so mußte, wenn sich ein Unterschied ergeben sollte, dieser leicht in die Augen fallen. Aber zu meiner großen Verwunderung war auf beiden Mistarten auch nicht die mindeste Auszeichnung zu bemerken, so wenig in den drei Kornsaaten, als im nachfolgenden Klee. Alle diese Früchte blieben sich ohne Unterschied völlig gleich.

Natürlich muß doch nun wol die Frage entstehen: Da sich die ganze Düngermasse so außerordentlich vermindert hat, wo ist nun all der übrige Düngstoff geblieben? Nach meiner Ansicht weiß ich mir diese Erscheinung nicht anders als so zu erklären: daß die düngenden Stoffe theils durch die Hitze ausgedunstet, zum Theil auch wol gar wirklich durch die Hitze verbrannt sind. So wie ich mir nemlich die Sache vorstelle, — wenn ich hierinn irren sollte, so werden Wirthe, die mit den Lehren der Chemie vertrauter sind, als ich es mir anmaßen darf, mich freundlich zurecht weisen, — so muß jede Hitze, nach dem größern oder geringern Grad ihrer Stärke, auch

Feuerstoff enthalten. Man erlaube mir, dies auf meine Art durch ein Beispiel zu erläutern. Sollte es nicht passen, so nehme ich gern Belehrung an.

Man nehme eine willkürliche Parthey Holz; z. B. einen Faden. Bringe diesen in den Zustand, daß er gänzlich in Fäulniß übergeht, so wird man eine ziemliche Portion Holzerde erhalten, die Dungstoffe enthält. Man lasse aber eben diese Menge Holz durch Feuer verzehrt werden, so bleibt ein Rückstand an Asche übrig, die gleichfalls düngt. Aber wie geringe ist diese Quantität Asche gegen die ungleich größere Menge Holzerde! — Sollte dieser Vergleich sich auch nicht wenigstens einigermaßen, bei der Vergleichung mit dem verkohlten und langen Mist in Anwendung bringen lassen? Ich wiederhole es noch einmal: Es ist dies bloß eine Idee, die mir bey dieser Gelegenheit einfiel; sollte ein kundiger Chemiker es der Mühe werth finden, mich darüber eines Bessern belehren zu wollen, so würde ich es ihm sehr danken.

Auch wollen einige behaupten: der kurze Dung sey dem Sandboden zuträglicher, als der lange Mist. Auch dies glaube ich nicht, und auch hier kann ich mich auf den klaren Augenschein berufen. Man beobachte nur den mit kurzem Dünger gedüngten Sandboden. Noch nach drey bis vier Jahren kann man sehr häufig diesen Dünger, in ganzen unverwesten Stücken im

Sandboden, auch an Bergen, wo der Mergel zu Tage liegt, aus der Erde heraus gehaakt, vorfinden \*).

In den ersten Jahren meiner Wirthschaft ließ ich meinen Pferdemist mit dem Kuhdünger vermischen. Ich glaubte nemlich, dem Beispiel unsrer vorzüglichsten Oekonomen, die nicht nur Kuh- und Pferdedünger durch einander bringen sondern auch sogar den Schaafdünger noch hinzu thun, folgen zu müssen. Allein der Misthof taugte nicht; er war zu hoch; auch ward kein Vieh auf demselben getränkt, konnte also nicht fest getreten werden. Der Mist blieb daher schlecht, war theils verschimmelt, theils verkohlt. In der Folge legte ich mir ein kleines Gestüt zu, so, daß ich gewöhnlich an sechzig Pferde zu ernähren hatte. Nun war es schon weitläuftiger und kostspieliger, wenn ich diesen langen Pferdemist mit dem Rindviehdünger hätte zusammen bringen wollen, ich machte daher zuerst ein Jahr den Versuch, und ließ meinen Pferdemist im Winter abfahren. Als dies gut ging, gerieth ich auf die sehr natürliche Idee: „warum sollte dies auch „nicht mit dem Rindviehdünger eben so gut gehen?“ — Ich machte daher auch dies Experiment zuerst im Kleinen; ging nach und nach weiter, bis ich endlich diese

---

\*) Auch davon habe ich auf meinem vormaligen Sandboden oft wiederholte Erfahrungen gehabt.

Methode allgemein und im Großen ausübte. Bisher hat es mich auch noch nie gereut, vielmehr muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nie, zu keiner Zeit und unter keinen Umständen den geringsten Nachtheil davon verspürt oder einen nachtheiligen Unterschied zwischen dem im Winter aufs Feld gebrachten Dung im Vergleich mit dem im Sommer aufgefahrenen, bemerkt hätte. Für mich finde ich es vielmehr von unaussprechlichem Nutzen, daß ich mir auf diese Art die Sommerarbeit um vieles zu erleichtern, meine Gespanne und Mistauflader dagegen im Sommer mit nützlichern Arbeiten zu beschäftigen im Stande bin; denn was hat man im Winter, — Holz- und Kornfahren ausgenommen, — für die Kornverschlingenden Pferde sonderliches zu thun, womit sie ihr theures Futter verdienen könnten? —

Damit ich mir aber keine Vorwürfe der Partheylichkeit zuziehe, so will ich auch ehrlich und offenherzig die Unbequemlichkeiten nicht verschweigen, die hiemit verknüpft sind. Diese sind folgende:

I. Der lange Mist setzt sich beim Pflügen, (denn den Haaken habe ich ganz bei Seite gesetzt und brauche jetzt lauter Pflüge)<sup>\*)</sup> so wol in der Dreesch = als

---

\*) Wenn es doch dem einsichtsvollen Herrn Verfasser gefällig seyn möchte, uns die Gründe mitzutheilen, die ihn bewogen haben, den Pflug gegen den Haaken zu vertauschen! Sie würden gewiß lehrreich seyn.

der Wendfurche oft vor dem Pflugmesser und hebt den Pflugbaum in die Höhe, wodurch die Arbeit etwas verzögert wird. Beim Unterhaaken hingegen kann dieß nicht eintreten.

2. Der Graßwuchs erhält unter dem Mist, der im März auf die Brachfurche ausgestreut ist, eine stärkere Vegetation. Es ist also dieser Acker, nachdem er gehaakt worden, etwas schwerer zu bestellen, besonders auch aus der Ursache, weil beim Eggen im Herbst viele Rasen in ihre vorige Lage zurück gebracht werden.

3. Die Schaafweide wird dadurch sehr geschmälert, denn auf dem mit Dung bestreuten Acker setzen sie kein Maul an; wenigstens thun die Meinigen nicht. Es würden daher die Schäfer, die bis Johannis keine andre Weide, als die Brache haben, sich schlecht dabei stehen. Den Gänsen schmeckt dieß fette Gras aber desto besser.

4. Beim Abhaaken des Dungs muß man sehr vorsichtig seyn, denn da der Mist nicht sogleich gestreut wird, so kann er leicht zu dick auf den Acker gebracht werden. Es ist daher besser, ihn lieber etwas dünner zu fahren, weil man nachmals noch immer etwas Dung, da wo es nöthig ist, zwischen fahren kann.

Geschrieben im Januar 1817.

A.

Schema zu einem Contract, um die Milch einem Holländer nach Kannenzahl zu verpachten \*).

---

Die Eimer werden nach einer gestempelten Kanne abgemessen und mit kleinen messingnen Nägeln, davon zwei einander gegenüber eingeschlagen werden, bezeichnet. Auch kann man noch zu mehrerer Sicherheit, damit gar kein Unterschleif oder eine Veränderung mit den Eimern vorgenommen wird, es sich vorbehalten, diese so oft nachzumessen, als es dem Verpächter beliebt,

---

\*) Man vergleiche hiemit S. 785 des dritten Jahrgangs dieser Neuen Annalen. — Dem Herrn Einsender wird es gewiß mancher meiner Landesleute Dank wissen, daß er meinem Bitten um die Mittheilung eines Holländer Contrakts, so wie er in Holstein an den Orten, wo es bereits eingeführt ist, die Milch nach Kannenzahl zu verpachten, ohngefähr abgefaßt wird, bereitwillig entgegen kam. Vor etwa 4 oder 6 Jahren verpachtete im (alten) Preshischen Vorpommern ein dortiger angesehener Cavalier gleichfalls seine Holländerey auf diesen Fuß. Es ist mir aber nicht bekannt geworden, ob diese Verpachtungsmethode sich erhalten hat. Ich werde nicht verfehlen, Nachrichten darüber einzuziehen und mitzutheilen. Sollte vielleicht in Mecklenburg schon der Versuch gemacht seyn, so bitte ich, die Resultate nicht zurück zu halten. So viel ich die Sache einzusehen vermag, müssen beide Theile dabei gewinnen.

U. d. N.

weil nicht allein die kleinen Nägel leicht höher geschlagen werden können, sondern auch die Eimer durch Einsetzung eines breiteren Stabes leicht größer zu machen sind, wenn auch die Nägel an ihrer Stelle bleiben. Man thut wohl, alle Eimer von gleicher Größe abzumessen, etwa zu 16 oder 18 Kannen, weil durch eine verschiedene Größe derselben leicht Irrungen entstehen. Außerdem bezeichnet und mißt man einen kleinen Eimer ab, worin eine jede Kanne leicht gemessen werden kann, um darin die Milch zu messen, welche keinen ganzen Eimer voll ausmacht. Ein solcher Eimer kann zu 4 bis 6 Kannen abgepaßt werden. Die Milch wird jedes mal sogleich so wie sie gemolken worden, im Beisein beider Kontrahenten, oder der dazu beorderten Leute, gemessen, und in Kontrabüchern notirt, wovon eins der Verpächter, das andere der Pächter behält.

Die Leute, welche zum Melken der dem Holländer angewiesenen Kühe erforderlich sind, muß derselbe lediglich auf seine eignen Kosten halten, und zwar so viele, daß jeder nicht mehr als höchstens 18 Kühe zumelken hat, auch muß er lauter tüchtige Leute dazu schicken, die das Melken gehörig verrichten, und dafür sorgen, daß die Kühe spätestens zwei Stunden auf der Nägel, oder auf dem Platz, wo gemolken wird, bleiben dürfen. Der Pächter verpflichtet sich insbesondere dahin zu sehen, daß die Kühe jedes mal alle, und rein ausgemolken werden. Sollte aber Verpächter bei ei-

ner Untersuchung, die derselbe sich, so oft es ihn beliebt, selbst, oder durch jemand anders vorzunehmen, vorbehält, finden, daß es nicht geschehen wäre, so ist Pächter das erste Mal in eine Strafe von 1 Rthlr. und bei wiederholten Fällen jedesmal in die doppelte Strafe verfallen, die er das letzte Mal bezahlt hat, und hat diese sofort ohne alle Weigerung an den Verpächter baar zu bezahlen.

Pächter bezahlt für die Milch, die er vom 1sten Septbr. bis 10ten Novbr. incl. erhält à Kanne  $1\frac{1}{2}$  fl. und für die ganze übrige Zeit des Jahres  $1\frac{1}{4}$  fl. für jede Kanne Milch. Für die Kälber die ihm geliefert werden, bezahlt er à Stück 20 fl.

Sollte Verpächter alle, oder einen Theil der Kühe im Sommer mit grünem Futter im Stalle füttern wollen, so bezahlt Pächter auch für die, von diesen Kühen gemolkene Milch dasselbe, und bleibt die Bestimmung des Kontrakts in allen Stücken, auch in diesem Falle, für beide Theile verbindlich.

Was die Weide und Fütterung der Kühe betrifft, so behält sich Verpächter die Bestimmung der Art und Weise einseitig vor, doch verspricht derselbe, den melkenden Kühen im Winter keine saftigen Gewächse zu geben, als Kartoffeln, Kohl, Rüben oder sonstige, weil dadurch die Qualität der Milch zu sehr verschlechtert wird. Sollte indessen Verpächter es für sich passend

finden, die Melk = Kühe damit zu füttern, so bezahlt Pächter sodann Einen Schilling für jede Kanne.

Haushaltungskühe bekömmmt der Pächter gar nicht, weil dies sehr leicht Gelegenheit zu Streit geben würde, doch soll dem Pächter dafür fünf Procent von dem ganzen Ertrage der Holländerey zu gute kommen, die er bei Bezahlung des letzten Termins vergütet erhält.

Zur Feurung erhält der Holländer das Nöthige an Holz, Torf oder Busch, welches nach den Local = Verhältnissen eines jeden Gutes zu bestimmen ist.

Un Deputat, auf 20 Kühe 2 Tonnen Roggen und 2 Tonnen Gerste und auf 60 bis 100 Kühe freie Weide für 2 Pferde, und zur Wintersfütterung nothdürftiges Heu und  $\frac{1}{2}$  Last Haber für selbige, wofür er denn auch alle seine Produkte und Feurung selbst transportiren, auch die Mühlenfuhren für den Hof mit verrichten muß.

Im Fall einer eintretenden Viehseuche bezahlt der Pächter für die Milch des franken Viehes, wenn sie noch zum Schweinefutter zu gebrauchen ist, die Hälfte, sonst gar nichts dafür; ist aber schuldig, das Vieh so lange melken zu lassen als es Verpächter für gut findet. Pächter bekömmmt auch dann keine Vergütung, wenn er aus dieser Ursache auch gar keine Milch erhält.

Außerdem sind alle übrigen, im Holländerkontrakt sonst noch gewöhnlichen Bestimmungen auch hierauf anwendbar.

Ein hollsteinscher Landwirth.

N a c h s c h r i f t.

Um dem Holländer seinen möglichen Verlust bey sehr niedrigen Butterpreisen zu sichern, könnte der Verpächter allenfalls die Butter, in so weit sie zur Zahlung der Termine hinreicht, wieder zu einem gewissen Preis annehmen, und da man im Sommer in der hiesigen Gegend aus dem Rahm von 6 Kannen Milch ein Pfund Butter macht, so müßte der Holländer sodann, für die Zeit im Sommer, wenn er  $1\frac{1}{2}$  fl. pr. Kanne bezahlt, 9 fl. dafür vom Verpächter erhalten. Im Winter, da man die Milch viel besser ausrahmen lassen kann, ehe sie sauer wird, gebraucht man nur etwa fünf Kannen zu ein Pfund Butter, die der Verpächter dann zu 6 fl. annehmen müßte. Auf diese Art wären die Holländer wol am leichtesten dazu zu vermögen, da sie sonst jede Neuerung sehr scheuen.

Derselbe.

---

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Fünftes Stück.

Den 30sten Januar 1817.

---

Auszug eines Schreibens des Herrn Postraths  
Franck in Malchin an den Professor Karsten  
zu Rostock über verschiedene landwirthschafts-  
liche Gegenstände.

---

... Ich habe Ihnen schon früher gesagt, mit welchem großen Behagen ich die Annalen lese. Auch noch jetzt ist es mir allemal ein Festtag, wenn sie ankommen, weil ich so manchen Gegenstand darin finde, der schon früher meine Aufmerksamkeit erregt hat.

Besonders angenehm ist es mir, daß die Grundsätze des Herrn Dreves in seiner Ackerkultur geprüft werden. Meine Ansichten und Erfahrungen weichen in so manchen Stücken von den seinigen ab. Vorzüglich anstößig ist mir unter andern seine Behauptung gewesen: daß der Dung so lange auf dem Acker liegen müsse, bis er ganz durchgewachsen sey. Ich kanu der Idee nicht

entsagen, daß viel Geistiges verwittert, wenn der Dung zu lange auf dem Acker liegt. Ich lasse daher meinen Dung gleich am nemlichen Tage, wenn er gestreuet ist, höchstens am andern Tage, unterhaken, und habe bis jetzt noch immer guten Erfolg davon gesehen. In der Regel aber ist mein Dung aber nie frisch, sondern hat immer mehrere Monate in der Miete gelegen, ehe er auf dem Acker ausgebreitet wird. — Recht gerne habe ich es daher gesehen, daß auch dieser Gegenstand wieder den Herrn Dreves in den Annalen zur Sprache gebracht ist.

Im 23ten Stück der Annalen fand ich eine Anfrage, ob die weiße englische Kochwicke in Mecklenburg schon im Gebrauch sey und wie sie sich im Ertrage gegen graue Wicken und Erbsen verhalte?

Vor einigen Jahren erhielt ich von einem Freunde in Pommern einige Schfl. weiße Wicken zur Saat, die sehr milde sind; aber ob sie ursprünglich in England zu Hause gehören und ob man sie kochen kann, das weiß ich nicht, weil ich nie auf den Gedanken gekommen bin, einen solchen Versuch damit zu machen. Vielleicht sind sie Ihnen bekannt. Ich schliesse daher eine kleine Probe davon bei. Urtheilen Sie, ob es die zur Frage stehende Wicke ist oder nicht. — Meine weiße Wicke hat die Vorzüge, daß sie sich sehr rein hält, und fast lauter gesunde Körner giebt, daß sie ungleich früher als die graue Wicke reift, welches mir den gro-

ßen Vorthheil gewährt, daß ich meinen Acker desto früher zur Wintersaat präpariren kann, und daß die Pferde sie sehr gerne fressen, wogegen sie die grauen Wicken gerne zurück stoßen. Aber im Ertrage kann ich die weißen Wicken nicht loben. Im Jahr 1814 gaben diese das 6te Korn, die schwarzen hingegen 13 $\frac{2}{5}$  Korn und die Erbsen 7 $\frac{1}{2}$  Korn. — Vom Jahr 1815 die weißen Wicken 4 $\frac{1}{3}$  Korn, die grauen 9 $\frac{2}{7}$  und die Erbsen 5 $\frac{1}{2}$ . — Sie ist also im Ertrage ungleich schlechter als die graue Wicke, und auch schlechter als Erbsen. — Indessen muß ich auch bemerken, daß ich die weiße Wicke bis jetzt nur auf leichten Boden gesäet habe. Dies Jahr habe ich ihr strengen Boden gegeben, und die Zeit wird lehren, wie ergiebig sie hier ist. Zeichnet sie sich dieses Jahr, da sie strengen Boden vorzüglich lieben soll, nicht besonders aus; so schaffe ich sie ab, da sie im Ertrage zu sehr zurückzieht.

Ad vocem Wicke fällt mir ein, daß neulich Jemand in den Annalen bemerkte, daß die Wicke immer einen guten Boden verlange. Ich muß bekennen, daß ich die graue Wicke bisher grade für diejenige Kornart gehalten habe, die am allerwenigsten delicat ist. Ich säe sie in nasse, tiefe und kalte Gründe und auch auf leichte magere Anhöhen, überhaupt nur da wo ich kein anderes Korn zu säen getraue, und dennoch habe ich an Wicken noch nie einen eigentlichen Mißwachs gehabt. Ich habe von meinen Wicken gedroschen, im Jahr 1812

das 9te Korn, im J. 1813 baute ich  $9\frac{1}{2}$ , im J. 1814 —  
erndtete ich  $10\frac{1}{2}$ , i. J. 1815 — betrug der Einschnitt  $6\frac{1}{2}$ .  
Dies ist doch kein Mißwachs? — und in den beyden  
letzten Jahren würde ich noch höher gekommen seyn,  
wenn die weißen Wicken, welche ich mit den andern  
im Durchschnitt berechnete, nicht so sehr zurückgezogen  
hätten. —

Seit einiger Zeit ist in den Annalen verschiedentlich  
darüber gesprochen, wie nachtheilig es sey, wenn der  
Acker mehrere Jahre hinter einander Halm = Korn tra-  
gen müsse, und die Engländer scheinen zu glauben,  
daß man in solchen Fällen nach einigen Jahren gar  
kein Korn mehr bauen könne. Besser ist besser, und  
ich bin selbst überzeugt, daß der Ertrag sehr vermehrt  
wird, wenn man jährlich zwischen Halm = und anderen  
Früchten wechseln kann. Aber so sehr arg, als es  
häufig geschildert wird, ist es mit mehrern Halmfrüch-  
ten hinter einander doch auch nicht, wenn der Acker an  
sich nur gut und gehdrig unter Dung ist. Sonst müß-  
ten wir auf unserm Stadtfelde wenig oder gar nichts  
bauen. Hier ist keine Braache, nicht einmal eine  
gehdrige Schlagordnung, und jeder genießt die Frei-  
heit, seinen Acker zu benutzen wie er will; aber Korn  
tragen muß der Acker ohne Unterlaß alljährlich. Ich  
habe meinen Acker sämmtlich in 4 Theile abgetheilt,  
und so trägt er das 1ste Jahr Pahlkorn, Kartoffeln und  
Tabak. Letztern lasse ich deshalb pflanzen, weil ich

sonst zu viel Pahlkorn bekomme, und weil ich weiter keine Umstände davon habe, wenn der Acker bestellt ist. Ein Tabakspolanteur bezahlt mir a 100 Q. Ruthen mit Einschluß der Bestellung 10 Rthlr. Nzwdr., wobei ich mich besser zu befinden glaube, als wenn ich Pahlkorn säe. Das 2te Jahr Weizen und Roggen, das 3te Jahr Gerste und Hafer und das 4te Jahr Roggen und Hafer. Zum Pahlkorn oder zu der darauf folgenden Wintersaat wird gedüngt, im Durchschnitt auf 15 Q. R. ein gutes vierspänniges Fuder. Bey dieser Ordnung kommen wenigstens 3 Jahre hinter einander Halmfrüchte. Dies wird Manchem sehr gefährlich scheinen. Ich habe aber in den letzten Saaten nie einen besondern Ausfall gefunden, im Gegentheil baue ich jährlich eben so viel, und zuweilen noch mehr, als die benachbarten Koppelfelder. Ich füge Ihnen hier ein Verzeichniß von dem Ertrage meines vorigjährigen Einschnitts bei. Daraus werden Sie sehen, daß ich im Durchschnitt von allen Kornarten  $8\frac{1}{4}$  Korn gedroschen habe, ungeachtet mein sämtlicher Weizen und der größte Theil des Hafers so platt nieder lag, als wenn er gewalzt wäre. \*)

---

\*) Ertrag vom Einschnitt 1815.

Roggen von — 63 Schfl.  $2\frac{1}{2}$  Bil. — sind gedroschen —  
429 Schfl. 2 Bil. — macht  $6\frac{3}{4}$  Körner.

Weizen von — 26 Schfl. 1 Bil. — sind gedroschen —  
179 Schfl. 3 Bil. — macht —  $6\frac{4}{7}$  Körner.

Mehr wie diesen Ertrag kann man von Acker, der alle Jahre tragen muß, doch wohl nicht verlangen? — Zu oft gedüngt wird er gewiß auch nicht, da ich nur mit Mühe alle 4 Jahre herum kommen kann. Aber einen besondern Segen muß unser Acker in sich haben, sonst könnten unsere Ackerleute gar nichts bauen. Sie säen viele Jahre lang, ohne jemals zu wechseln, hintereinander Halmkorn, und der entfernte Acker wird zuweilen in eines Menschen Alter nicht gedüngt. Zur Abwechselung werden zuweilen noch Wicken gesät, die als Düngung dienen (NB. sie werden aber nicht grün abgemähet und untergehakt, sondern müssen gehörig reif werden) nachhin muß der Acker wieder tragen was man ihm giebt. — In dieser Benutzung der Wicken findet sich ein neuer Beweis, wie wenig Nahrung diese zu ihrem Fortkommen bedürfen.

Beinahe möchte ich sagen, daß man mit unserm Acker machen kann, was man will; aber so viel habe

---

Gerste von — 29 Schfl. 1 Vtl. — sind gedroschen —  
279 Schfl. 1 Vtl. — macht —  $9\frac{1}{2}$  Körner.

Hafer von — 102 Schfl.  $2\frac{1}{2}$  Vtl. — sind gedroschen —  
1009 Schfl.  $3\frac{1}{2}$  Vtl. — macht —  $9\frac{6}{7}$  Körner.

Erbsen von — 24 Schfl. 3 Vtl. — sind gedroschen —  
137 Schfl. — macht —  $5\frac{1}{2}$  Körner.

Wicken von — 5 Schfl. 3 Vtl. — sind gedroschen —  
37 Schfl.  $3\frac{1}{2}$  Vtl. — macht —  $6\frac{3}{5}$  Körner.

---

Im Ganzen von 252 Schfl. 1 Vtl. — sind gedroschen —  
2073 Schfl. 1 Vtl. — macht —  $8\frac{1}{4}$  Körner.

ich bemerkt, daß nach der Gerste der Kocken nie recht gerathen will. Ich werde es daher von jetzt an auch immer mehr vermeiden, Kocken nach Gerste zu säen. Besser gedeihet der Hafer nach der Gerste.

Vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen mal, daß ich einen Versuch machen würde, ob die trockne Gärberlohe auf Wiesen von Nutzen sey. Ich habe daher noch im Winter eine Strecke in der Wiese mit Lohe bestreuen lassen. Anfänglich im Frühjahr schien diese Stelle eher und besser zu grünen, als die übrige Wiese; aber jetzt ist kein Unterschied mehr darin zu finden. Ich glaube, der Nutzen, den die Lohe gebracht hat, besteht bloß darin, daß die damit bedeckte Stelle besser gegen die Kälte geschützt ist. Eigentliche Dungkraft hat die Lohe wohl nicht. —

Ich bin bis jetzt mit meiner Wintersaat zufrieden, und obwohl sich einige dünne Stellen finden, so kann ich sie doch im Ganzen nicht schlecht nennen; aber übrigens klagt man hier und auch auf den benachbarten Gütern sehr. Besonders der späte Weizen ist so sehr zurück geblieben, daß man an manchen Orten schon anfängt, ihn wieder umzuhaken. Leider ist das Wetter auch immerfort von der Beschaffenheit, daß die schwache Saat sich nicht erholen kann &c.

Malchin d, 22. Mai 1816.

L. F. Frank.

Nachschrift des Redacteurs.

---

Es sey mir erlaubt, diesem Schreiben einige Bemerkungen hinzu zu fügen. Möchten doch auch recht viele von unsern größern Wirthen ihre Erfahrungen so bestimmt mittheilen, als der würdige Herr Verfasser des obigen Schreibens; wie manche fruchtbare Resultate würden sich aus solchen gegen einander gestellten Erfahrungen herleiten lassen!

Die Frage: ob der Dung gleich untergearbeitet werden muß, oder ob es besser ist, ihn so lange auf dem Acker liegen zu lassen, bis er durchwächst? scheint sich ihrer Entscheidung zu nähern. Das, was unser trefflicher Landsmann im 3ten Stück dieses Jahrganges dieser Annalen uns aus seinen Erfahrungen darüber mitgetheilt hat, spricht wenigstens sehr für das Letzte. Diese seine Behauptungen erhalten noch mehr Gewicht durch die Erfahrungen, die uns Herr Schmalz mittheilt. Dieser will es nicht zugestehen, daß geistige Theile des Düngers verdunsten sollen, vielmehr glaubt er, daß der Erdboden diese Theile absorbire, mithin durch diesen Proceß eine noch größere Fruchtbarkeit bewürkt würde, und seine Erfahrungen scheinen auch diese Theorie sehr zu begünstigen. Man kann freilich dagegen einwenden: daß diese Ausdünstungen sich unsern Sinnen fühlbar genug vergegenwärtigen, indem auf einem solchen Acker, wo der Mist, besonders in den

warmen Sommertagen mehrere Tage ausgebreitet gelegen, die ganze Atmosphäre mit einem stechenden Geruch angefüllt ist. Dies sind allerdings Theile des Düngers, aber daraus können wir noch nicht schließen, daß sie verloren gehen. Wir sind noch zu wenig mit dem Einfluß der Luft bekannt; vielleicht werden diese flüchtigen Theile in der atmosphärischen Luft durch einen, uns noch ganz unbekanntem Prozeß in den Zustand gesetzt, daß sie als fruchtbarer Niederschlag dem Erdboden wieder mitgetheilt werden. Die Erfahrungen scheinen wenigstens für diese Vermuthung zu sprechen. Sehr viele Beobachtungen, bei welchen die Beschaffenheit des Bodens, des Düngers und insonderheit auch die eingetretene Bitterung in Betrachtung gezogen werden muß, können allein hierüber etwas Bestimmtes entscheiden.

Die unrichtig so genaunte *Kochwicke*, auch eben so unrichtig *Provenzer Linse* genannt, ist *Pisum Ochrus*. Ich habe sie vormals auch im Kleinen angebaut und ich glaube immer, daß sie eines größern Anbaues nicht unwerth ist. Auf schwerem, so wie auf tiefen und naßkalten Boden gedeiht sie wohl nicht. Sie scheint mit leichterem Boden vorlieb zu nehmen, als unsre gewöhnliche Erbse. Als Kaufwaare möchte sie sich wohl nicht empfehlen, wenigstens müßte sie erst bei uns bekannter werden. Zur häuslichen Konsumtion hingegen halte ich sie wohl so gut, wie unsre Erbsen.

Sie giebt, besonders für den, der Hülsenfrüchte liebt, ein sehr gutes Gemüse. Sie hat nicht den strengen Geschmack der Erbsen, der Manchen unangenehm ist. An den Orten, wo es eine eingeführte Gewohnheit ist, Erbsen mit Roggen vermischt zum Brodkorn zu nehmen, möchten diese Wicken wohl vorzüglicher zu nutzen seyn. Daß sie zum Futter und zur Mastung nicht eben so gut und wohl noch besser als die Erbsen, und gewiß noch besser als unsre grauen Wicken genutzt werden könnte, leidet wohl kein Bedenken. Da auch das Stroh ein eben so gutes Futter giebt, als Erbsen- und Wickstroh, so möchte es wohl der Mühe lohnen, durch mehrere Versuche auf verschiedenen Bodenarten die vortheilhafteste Kultur derselben auszumitteln.

Daß unsre graue Wicke auch auf schlechtem Sandboden, wenn er nur gut gedüngt ist, sehr gut geräth, davon habe ich vieljährige Erfahrungen. Ich habe allemal nach solchen gedüngten Wicken sehr guten Roggen geerntet. Bei mir steht diese Wicke in sehr großem Kredit. Wäre ich ein bedeutender Landwirth, ich würde einen großen Theil meiner Braache dreist mit Wicken bestellen und zur Heuwerbung nutzen. Welch ein Gewinn an Futter, woran es uns an den mehrsten Orten doch gar zu sehr fehlt.

Daß Herr Postrath Franck auf dem dortigen Boden, bei der sorgfältigen Bearbeitung und bei der reichlichen Düngung, die Er anwendet, immer sehr

gute Erndten hat, wenn gleich Halmfrüchte nach Halmfrüchten folgen, das wird gewiß keiner bezweifeln und kein Mißtrauen in seine Angaben setzen. Aber nach seinem eignen Geständnisse ist auch der Boden um Malchin von der Art, daß selbst das Land Gosen in Mecklenburg, nämlich die Teterower Gegend und der Klützer Ort, in mancher Hinsicht derselben nachstehen muß. Baut man doch, wie Herr Scherz uns versichert in einigen Gegenden von Brabant zwey, drey, ja, — den Winterraps mitgerechnet — wohl vier Wintersaaten hinter einander. \*) Allein, ob bei einer regelmäßigen Fruchtfolge auch selbst der von Gott in so hohem Grade gesegnete Malchinsche Boden nicht mehr thun würde? das wäre doch wohl der Mühe werth, durch Versuche, wenn sie sich anders dort anwenden lassen, zur Entscheidung zu bringen. Eigentlich sollte doch wohl auf Stadtfeldern und in Bauerwirthschaften am leichtesten eine regelmäßige Fruchtfolge eingeführt werden können.

Daß die rohe Gärberlohe, wenn sie nicht zur Fäulniß gebracht ist, — am besten durch Mischung mit Kalk und durch öfteres Begießen mit Mist

---

\*) Anleitung zur Kenntniß der Belgischen Landwirtschaft von J. N. Scherz. Halle. 1807. 8. I. Bd.

jauche, — keine Dungkraft hat, vielmehr unter Umständen so gar dem Graswuchs schädlich ist, das glaube ich wohl. Manche Gärtner belegen ja die Gänge mit Lohe, um den Graswuchs zu tilgen. Indessen wird es doch interessant seyn, von dem Herrn Postrath die fernern Folgen dieses Versuches zu erfahren.

---

Beantwortung der, im 29sten Stück des 3ten Jahrgangs dieser Annalen geschehenen Anfrage: Ist es wahr, daß Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen ist, schwächeres Bier giebt?

---

Seit 12 Jahren habe ich gemergelt. Auch würde ich auf meinem Boden schlechthin gar keine Gerste, ohne zu mergeln, bauen können. Erbsen eben so wenig.

In meiner Haushaltung will man nichts davon wissen, daß gemergelte Gerste schwächeres Bier geben sollte, als die nicht gemergelte. Es könnte indessen wohl möglich seyn, daß bisher bei mir auf diesen Unterschied nicht geachtet worden, ob gleich meine Frau noch zu dem alten deutschen Schlage gehört.

Aber eine anderweitige Erfahrung, die ich in dieser Hinsicht gemacht habe, theile ich dem geehrten Anfrager, gerne mit.

In Meyenburg, einer kleinen Stadt, im Preussischen belegen, wohnt ein Kaufmann Namens *Hermes*; dieser Mann hat eine ziemliche Brauerei und Brennerei.

Bekanntlich ist im Preussischen die Malz = Accise beträchtlich; wenn ich nicht irre, wird für den großen Scheffel Malz 28 fl. Preuß. Cour. an Accise bezahlt; man muß also doch wohl glauben, daß die Männer, die dort dies Geschäft treiben, sich bemühen werden, die beste Gerste, die sie habhaft werden können, auszuwählen.

Gedachter Herr *Hermes* kauft alle Jahre sehr gern meine Gerste, und bezahlt mir 2 auch wohl 4 fl. mehr für den Scheffel, als jedem andern, der ungemergelte Gerste hat. Ich bin auch überzeugt, daß er mir, wenn ich es verlangen wollte, ein schriftliches Zeugniß darüber anstellen würde.

Es wird nicht überflüssig seyn, auch noch folgenden Umstand zu bemerken: In meiner Gegend ist ein Pächter, der ein großer Mergelseind ist, und mir daher schon im prophetischen Geiste die Warnung ertheilte: *ich würde mich ausmergeln*. Dieser Mann ist ein genauer Freund des Herrn *Hermes*, und da er ihn häufig besucht, so hat er sich oft viele Mühe gegeben, dem Herrn *Hermes* das Mergelcorn verdächtig zu machen. Dieser lacht ihn aber aus, und kauft fortwährend meine Gerste,

Diese Thatsache könnte daher wohl zu dem Schluß berechtigen: daß Gerste, die auf gemergeltem Boden gebaut worden, zum Bierbrauen sowohl als zum Branntweinbrennen sich besser eignen müsse, als solche Gerste, die auf ungemergeltem Boden gewachsen ist.

Indessen können die Brauer in der Güstrowschen und Nostockschen Gegend in andrer Hinsicht Recht haben, wenn sie über gemergelte Gerste klagen, und zwar, wie es mir scheint, aus folgenden Gründen:

Jeder Boden, der schon von Natur Gersteboden ist, wird, wenn er gemergelt worden, gewöhnlich Lager-Gerste geben. Dies ist nun in diesen nassen Jahren wohl häufig der Fall gewesen. Schon meine Gerste hatte sich zum Theil häufig gelagert, da doch, wovon sich jeder überzeugen kann, mein Boden nichts weniger als natürlicher Gersteboden ist. Nur durch Fleiß und Anstrengung ist er dahin gebracht, daß er mir Gerste trägt.

Diese Klagen sind also wohl eigentlich nur daher entstanden, daß diese Gerste, über welche man sich beklagt, sich zu früh gelagert hatte, mithin viele unvollkommene, oder so genannte Schmachtkörner darin befindlich waren.

Bei mir fällt alles Getreide, das auf gemergeltem Acker gebaut worden, ungleich schwerer ins Gewicht, als das ungemergelte. In der Regel wiegt der große

Scheffel vom ersten an 4 bis 8 Pf. mehr, als letzteres. Meine Erbsen, die auf gemergeltem Boden gebaut werden, zeichnen sich dadurch aus, daß sie in einer Stunde mürbe und zu Brey werden, sie werden daher sehr gesucht. Auch die Brenner kaufen gerne meinen Roggen, und die Bäcker meinen Weizen.


Mich dünkt, es ließe sich hieraus die Folge herleiten, daß alle Wirthe, die solchen Boden besitzen, der schon von Natur guter und eigentlicher Gerstacker ist, sich, wenn sie diesen Boden mergeln, mehr Schaden als Nutzen stiften. Sie bringen ihren Acker dahin, daß ihr Getreide, wenn irgend fruchtbare Bitterung eintritt, sich lagern muß, sie bauen gewaltig viel Stroh, aber wenig Körner. Herr Dreyes will dem Unterhaken des frischen Düngers die Schuld des Lagerens zuschreiben; ich bin aber der Meinung, daß der Grund des vielen Lagerkorns darin liegt, daß unser Acker stellenweise zu fett wird. Selbst auf meinem von Natur so dürftigen Boden, auf welchem bei meinem Herzuge kaum ergiebiger bunter Hafer wachsen wollte, finden sich Stellen, die sich jetzt schon so außerordentlich durch Fruchtbarkeit auszeichnen, daß ich diese, wenn ein solcher Schlag wieder in die Reihe des Korn-Tragens kommt, nicht bedüngen darf. Nach meiner Ansicht können also solche Felder, die schon in natürlicher Fruchtbarkeit sich befinden, leicht, und früher wie andre, mit zu vieler Fruchtbarkeit überladen werden.

Einer meiner Nachbarn erzählte mir auch kürzlich folgendes: Er habe mit einem großen Brauermeister im Lauenburgischen über diesen Gegenstand gesprochen. Dieser habe ihm versichert: daß die Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen wäre, mehr und besseres Bier gäbe, als die, welche auf ungemergeltem Acker gewachsen, nur müsse man die Vorsicht nicht unterlassen, daß die auf gemergeltem Boden gewachsene Gerste von der andern abgetrennt würde; auch müßte sie für sich allein gemälzet werden, denn die gemergelte Gerste treibe die Malzkörner nicht so schnell hervor, als die ungemergelte; jene bedürfe hiezu wenigstens 24 Stunden längere Zeit, als Letztere.

Hoffentlich wird dieses den geehrten Herrn Anfrager so lange, bis andere uns bessere Aufschlüsse hierüber mittheilen werden, genügen.

Carbow, im Monat Januar 1817.

S c h r e i b e r.



# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Sechstes Stück.

Den 6ten Februar 1817.

---

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die S. 689 u. f. des zweiten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landes-Oekonomie-Rath Bollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand.

---

Herr Bollbrügge scheint in dem angeführten Aufsatz, dem man Umsicht und gründliche Kenntniß von dem Innern unsrer Bauernwirthschaften nicht absprechen kann, dennoch gegen Separationen, mit Wechselwirthschaft verbunden, fast zu große Bedenklichkeiten zu äußern. Er gesteht das Vortheilhafte der Separationen im Ganzen genommen ein, er findet aber, um sie allgemein anwendlich zu machen, zu viele Hindernisse, und daher entscheidet er dahin: daß zwar einige Feldmarken, da, wo es die Ortsverhält-

nisse erlauben, mit augenscheinlichem Nutzen separirt werden könnten, da hingehen, wo die Lage und Verschiedenheit des Bodens eine solche Absonderung nicht thunlich machte, — welches nach seiner Ansicht wohl die allermeisten seyn würden, — da müßte die Communion ungestört bleiben.

In einer Angelegenheit, die so sehr das Wohl unsers guten Vaterlandes betrifft, in welcher, so vieles dafür und dagegen gesagt werden kann, ist allerdings die höchste Vorsicht und Behutsamkeit nicht genug zu empfehlen. Um so mehr verdient Herr Bollbrügge Dank, daß er durch seine dargelegten Gründe, wenn sie gleich manchem zu ängstlich aufgesucht scheinen mögen, die Veranlassung gegeben hat, diesen Gegenstand aus allen möglichen Gesichtspunkten aufzufassen, um sodann, nachdem er von mehreren der Sache kundigen Männern reiflicher erwogen worden, desto sicherer entscheiden zu können.

Nicht also, um als Gegner gegen Herrn Bollbrügge aufzutreten, sondern bloß um meine Ansichten über diesen Gegenstand den besser Unterrichteten ebenfalls zur Prüfung vorzulegen, bitte ich, nicht nur den Herrn Bollbrügge, sondern auch jeden unterrichteten und unpartheiischen Leser, Nachstehendes ohne alle persönliche Rücksicht zu beurtheilen. Nur dadurch, und durch bescheidenen

Widerstand beider Partheien muß die Wahrheit in ihrem hellen Glanze hervor gehen.

Vielleicht verdienen meine gegenwärtigen Uebersetzungen schon aus der Ursache einige Aufmerksamkeit, da ich vormals, — welches ich hiemit unverhohlen bekennne, — ein erklärter Gegner aller Separationen auf Bauerfeldern war. Ich habe diese meine Meinung selbst in diesen Annalen hie und da geäußert, und den Behauptungen des Herrn Redakteurs, — dem man das Verdienst nicht absprechen kann, daß er laut und dringend schon längst diese Angelegenheit, vorzüglich in mehreren unsrer Kalender, in der Monatschrift von und für Mecklenburg, und a. a. D. verfochten, und wohl ohne Streit die erste Veranlassung gegeben hat, daß man derselben in Mecklenburg einer ernstern Aufmerksamkeit gewürdigt, — grade zu widersprochen. Um so mehr wünschte ich, daß meine neuen Ansichten hierüber die Aufmerksamkeit erregen möchten, die ein Gegenstand, der für mein Vaterland von so unabsehbar wohlthätigen Folgen werden muß, verdient.

Als ich im Frühjahr des abgewichenen Jahres, von der Allerhöchsten Großherzoglichen Kammer Allergnädigst aufgefordert, meine vormalige Beschäftigung, nemlich geometrische Vermessungen, wieder zur Hand nahm, wurden mir zu diesem Endzweck neun verschiedene Feldmarken zugetheilt. Eine derselben war

war schon seit verschiedenen Jahren separirt und auffer  
Kommunion. Hier ward nur eine kleine Veränderung  
in dem Aussenacker, der noch in Kommunion lag, vor-  
genommen, das Uebrige blieb unverändert. Eine  
andre dieser Feldmarken ist noch in Kommunion ge-  
blieben, die sieben übrigen hingegen sind und werden  
ganz separirt.

Dies Geschäft gab mir die glückliche Veranlassung,  
mich näher mit den Wünschen und Ideen der hohen  
Großherzoglichen Kammer bekannt zu machen. Da  
ich nun an so manchen, in Hinsicht ihrer örtlichen  
Verhältnisse ganz verschiedenen Orten Gelegenheit  
hatte, an Ort und Stelle völlig vorurtheilsfrei die  
Sache von allen Seiten zu überlegen, und das für  
und wider gegen einander auszugleichen, so war  
es die natürliche Folge, daß meine bisherigen Urtheile,  
so wie die Ansichten, die ich bisher gehabt hatte, nicht  
bloß modifizirt, sondern auch sehr berichtigt werden  
mußten.

Ehe ich mich ausführlicher über diesen Gegenstand  
erkläre, sey es mir erlaubt, im allgemeinen nachste-  
hende Frage aufzustellen:

Kann eine separirte Feldmark  
leichter und besser kultivirt  
werden, als eine solche, die  
in Kommunion liegt?

Nach meiner Ueberzeugung muß die Beantwortung

dieser Frage nicht anders als bejahend ausfallen, denn es kommen hier gar zu viele Umstände in Betrachtung, die für die Separation sprechen. Sie sind bekannt genug und es wäre eine unnütze Wiederholung, wodurch ich unterrichtete Leser nur ermüden würde, wenn ich sie hier weitläufig aufzählen wollte. Fast alle ökonomische Schriftsteller von Gewicht sind hierüber einig und insonderheit hat der Herr Redakteur dieser Annalen dies in Anwendung auf Mecklenburg oft und laut genug gesagt. Ich will nur auf ein Paar Gegenstände aufmerksam machen, die insonderheit für Mecklenburg beachtet zu werden verdienen, da ich das Innre unsrer Bauerwirthschaften und die Denkungsart unsers Bauern ziemlich genau kenne.

Die schlechte Bewirthschaftung unsrer Kommunion Gehöfte, liegt, wie gesagt, zum großen Theil mit in der Denkungsart unsers Bauern. Er rechnet bloß auf die Dauer seines Kontrakts. Mißtrauisch, wie er ist, hütet er sich wohl, in die Augen fallende Verbesserungen zu machen. Er fürchtet, nach Ablauf seiner Kontrakts-Jahre, wenn er sein Grundstück ansehnlich verbessert hat, eine, in eben dem Verhältniß ansehnliche Erhöhung der Pacht, oder wohl gar von einem andern verdrängt zu werden. Um also nicht für einen Fremden zu arbeiten, bleibt er bei seinem gewöhnlichen Schlendrian, und — so ganz Unrecht hat er wohl nicht! —

Im Grunde kann unser Bauer es nicht gut dulden, daß einer seiner Mitgenossen in seiner Wirthschaft besser fortkommt, wie er. Wo er es nur kann, legt er dem, der sich durch besseres Fortstreben auszeichnet, Hindernisse in den Weg. Unter vielen Beispielen dieser Art, die ich so oft vielfach beobachtet habe, will ich nur ein einziges anführen.

Auf mein vielfältiges Zureden disponirte ich endlich einen jungen, fleißigen Bauer dahin: daß er Mergel auf seinen Acker fuhr. Sein Schwiegervater, zugleich der Schulze des Dorfs, untersagte es ihm, unter dem Vorwand: Er mache ihm Wege über seinen Acker. Das Mergeln hatte also nun ein Ende. Als die Paar Fuder Mergel, die der junge Mann aufgefahren hatte, gestreut waren, kam ein heftiger Gewitterregen und ein großer Theil dieses Mergels ward mit dem abfließenden Regenwasser über den Acker des Schulzen geschwemmt. Dies Schulzen-Stück ward in eben dem Herbst mit Roden besäet, der sich nachmals gegen den übrigen sichtlich auszeichnete und fast noch schöner stand, als der Roden auf dem gemergelten Acker des jungen Bauern. Die Menschen hatten nun die klare Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit des Mergels vor Augen, aber deshalb ruht der Mergel doch noch heut und diesen Tag bey ihnen! —

Beispiele der Art ließen sich noch in zahlloser Menge anführen, wenn es nützte und frommte. Es

geht wenigstens aus diesem einzigen schon so viel hervor: daß eine ganz andre Kultur auf unsern Bauerfeldern entstehen müßte, wenn jeder sein abgesondertes Grundstück für sich allein hätte, auf welchem er allein Herr ist, wo ihm also kein Andern Hindernisse in den Weg legen kann. Dies ist auch längst von allen Sachverständigen zugestanden, und es ist daher fast zu bewundern, daß nicht alle Feldmarken, große, mittlere und kleine längst separirt wurden.

Ob die Schwierigkeiten, die sich hier in den Weg legen denn wirklich so unüberwindlich sind, daß sie gar nicht beseitigt werden können? Das verdient doch wohl eine genauere Prüfung. Ich will mein Glaubensbekenntniß hierüber offen und unverhohlen ablegen. Wer sich dazu berufen fühlt, der prüfe es und widerlege mich, wenn ich Unrecht habe. Gern will ich, so fest auch meine Ueberzeugung jetzt ist, bessere Belehrung annehmen.

Ich will zuerst den leichtesten Fall annehmen, nemlich: wenn eine Feldmark nur von wenigen Bauern bewohnt wird. Hier kann einer Separation durchaus gar nichts im Wege stehen. Es müßte denn ein höchsteltener Fall einmal eine Ausnahme machen.

Soll dagegen eine Feldmark, die von einer größern Menge Gehöftsbewohner bebaut wird, separirt wer-

den, so ist freilich eine solche Aufgabe schon intrikater. Wären z. B. zehn und mehrere Bauern vorhanden, so können sich hier manche Schwierigkeiten anhäufen, die im ersten Anblick abschreckend scheinen; aber wenn man nur die Sache gehörig und von allen Seiten überlegt, so werden sie selten unüberwindlich seyn. Ich will mich darüber näher erklären.

Es kann wohl der Fall eintreten, daß bei einer größern Menge von Gehöftsbewohnern, nach der örtlichen Lage der Feldmark vielleicht nur zehn, vielleicht nur acht Bauern ihre richtige Parcele erhalten können, wenn man nicht das Ganze verderben und unrichtige Abschnitte heraus bringen will, und vielleicht bleiben nun noch sechs oder acht übrig, die keine regelmäßige Parcele erhalten können, so muß man sich anderweitig zu helfen wissen:

Man schneide nemlich für so viele Hauswirthe Parcelen ab, als es auf eine geschickte Art angehen kann, doch so, daß diese, die gleichsam als der Stamm bleiben sollen, ihre Wohnungen auf den alten Hofstellen behalten. Alle die Figuren hingegen, die sehr abwärts liegen oder fatale Abschnitte geben, oder sonstige Hindernisse verursachen, schneide man unbedenklich weg, und vertheile sie unter die sechs oder acht übrigen Hauswirthe nach dem Verhältniß der örtlichen Lage dieser Ackerstücke.

Auf diese Art behält man den Zweck der Allerhöch-

sten Großherzoglichen Kammer immer am richtigsten vor Augen. Dies hohe Kollegium hat nemlich bei diesem ganzen Plan den, für Mecklenburg in so hohem Grade wohlthätigen Zweck: daß das Land möglichst bevölkert, unser Grund und Boden fortwährend in steigende Kultur versetzt und der Geist des geringen Mannes immer mehr und mehr aufgebellt und zum bessern Nachdenken über das, für die Menschheit so unentbehrliche Gewerbe, das er betreibt, geleitet werden soll. Es ist daher Pflicht eines jeden Staatsbürgers, den Amt und Beruf dazu auffordert, diese weisen Absichten aus allen Kräften zu unterstützen. Je mehr unser geringe Landmann zur Kenntniß seines eigenen Besten geführt wird, je vernünftiger die Begriffe sind, die man ihm über seine eigene Lage beibringt, desto mehr wird Fleiß und vernünftig angestrengte Thätigkeit in ihm erwachen und unser gutes Vaterland wird die heilsamen und gesegneten Folgen davon in Fülle genießen!

Man verzeihe mir diese Abirrung, die aus wohlmeinenden Herzen floß! Ich kehre wieder zu meinen Vorschlägen zurück.

Auf diese Art können nun, auch in den größern Dorfschaften, manche Parzellen abgeschnitten werden, auf welchen sich sogenannte Kossaten oder Ochsen = Bauern ansiedeln können. Ich will dies durch ein Beispiel zu erläutern suchen:

In der Dorfschaft V. wohnen 16 Hauswirthe. Von diesen können nur 10 im Orte bleiben, es sind also noch 6 übrig, die versorgt werden sollen. Von der Feldmark sind zwey Winkel abgeschnitten; der eine hält 50,000 der andre 60,000 Quadrat-Ruthen an Flächen-Inhalt. Man vertheilt diese zu 3 und 3 oder auch zu 4 und 2 Parcelen unter eben so viel neue Besitzer. Sollte einer oder der andre dieser Antheile noch zu groß ausfallen, so können noch eine oder ein Paar Büdner-Stellen angelegt werden. Doch muß man immer das Augenmerk darauf richten, daß alle diese Parcelen gleich groß werden. Die Bewohner, die von ihrem vormaligen Gehöfte auf diese neuen Ansiedlungen verpflanzt werden, brechen bloß ihr Haus ab und richten es auf ihrer neuen Anpflanzung wieder auf. Die Scheune mit den übrigen Stallgebäuden werden auf Abbruch verkauft, und ich wollte wohl behaupten, daß der daraus erhobene Ertrag die Kosten der Umbauung der Wohnhäuser reichlich decken würde. Man vergesse nemlich nicht, daß alle diese Leute nur Kossaten werden sollen, die ihren Acker mit Ochsen, vielleicht wohl gar mit Rühen bestellen. Die Erfahrung hat es uns nemlich schon längst gezeigt, daß der Ochsenbauer in seinem Fortkommen ungleich bessere Fortschritte macht, als der Pferdebauer. Die Hauptveranlassung dazu liegt in den Extradiensten. Bloß der Extradienste wegen muß der Bauer zwei Pferde und einen Dienst-

boten mehr halten, als er nöthig hätte, wenn er vom Extradienst frei wäre. Ein Aufwand, der schon ganz beträchtlich seinen jährlichen Ausgabe-Etat erhöht. Dazu kommt noch der Umstand, daß in eben der Zeit, wenn der Pferdebauer mit seinen Pferden im Extradienst im Lande herum zieht, der Ochsenbauer ruhig und gemüthlich mit seinen Ochsen alle Wege und Gräben aushüet, überdies seine Ochsen zweimal umsetzen kann, während der andre seine Pferde nur einmal umsetzt.

Zuweilen kann bei einer solchen Separation auch wohl der Fall eintreten, daß durch das Abgeben eines unbequemen Abschnitts an den nächsten Nachbar, eine richtigere Ausgleichung getroffen werden kann; sey dieser Nachbar eine Dorf-Feldmark oder ein Hof. Kurz! alle mögliche einzelne Fälle vorher bestimmen wollen, ehe man sich die Figur der Feldmark gehörig einstudirt hat, das ist unmöglich. Hat der Revisor nur Gewandheit, ein umsichtiges Auge und lebendige Vorstellung von seiner Karte in Vergleichung mit der vorliegenden Natur, so werden sich auch oft die schwierigsten Fälle beseitigen lassen. Der Revisor ist hier, — wenn es erlaubt ist, kleine Gegenstände mit erhabenen zu vergleichen, — was der kommandirende General auf dem Schlachtfelde ist. Der anrückende Feind verdirbt ihm oft die schönste, lange vorher mühsam durchdachte Disposition. Er muß also Gegenwart des

Geistes genug haben, mit schneller Fassungskraft eine andre wählen zu können. So ist's auch hier. In der Natur ist's nicht immer so, wie auf der Karte. Diese muß allerdings zuerst den Hauptentwurf bilden. Stellen sich nachmals örtliche Hindernisse dar, worüber die Karte nicht Auskunft geben konnte, so muß der Revisor zeigen, daß er sein Handwerk versteht.

Bei der Anlage von Kossaten-Stellen sehe man aber vor allen Dingen dahin, daß den Leuten nicht zu wenig Land zugetheilt wird. Sind die Stellen zu klein, so können sie nicht davon leben. Sie müssen grade so viel Land besitzen, daß sie hinreichende Arbeit haben; auch nicht mehr. Ein Mittelding zwischen beiden taugt überall nicht. Kann ein Kossat, Büdner, oder was man ihm für einen Namen geben will, nicht ganz von seinem Grundstücke leben und überdies die Abgaben erübrigen, so ist er weit elender daran, als unsre alten Büdner. Diese brauchten sich nicht um ihre Viehweide nicht um ihren Ackerbau zu bekümmern. Sie warteteten ihr Handwerk ab oder gingen auf Tagelohn, und befanden sich in der Regel dabei ganz gut. \*)

Sollte nun das hier Gesagte hinreichend seyn, nicht nur die großen Vortheile einer Separation, sondern

---

\*) Man vergleiche hiemit den Aufsatz des Herrn Amtmanns Michelsen, S. 718 des dritten Jahrgangs dieser Annalen.

sondern auch die Leichtigkeit, mit welcher sie, selbst in schwierig scheinenden Fällen, zur Ausführung gebracht werden kann, völlig ins Licht zu setzen, so muß Alles separirt werden. Der Vorschlag: hie und da zu separiren, das übrige in Kommunion zu lassen, hat meinen Beifall durchaus nicht. Man separire entweder Alles oder gar nichts.

Vielleicht könnte man einwenden: Wenn nun die Feldmark nichts als ein großes Sandfeld ist, was soll man da separiren? — Dann helfe man sich dadurch: daß man alle Bauern zu Ochsenbauern macht. Nach meiner festen Ueberzeugung würde die Hohe Großherzogliche Kammer dabei viel gewinnen, wenn man bedenkt, wie viele Familien auf diese Art angesiedelt werden könnten. Grade dadurch würden sich so manche Gegenden, deren wir im Lande noch genug haben, die jetzt den Reisenden anekeln, in reizende Fluren verwandeln. Wir haben solche Feldmarken noch genug, wo die Anzahl der dort wohnenden Familien bis aufs Doppelte und Dreifache vermehrt werden könnte, wenn die jetzigen Bewohner so separirt würden, daß man die ganze Feldmark für Ochsenbauern eintheilte. Die dazu nöthigen Baumaterialien würden, wenigstens zum großen Theil, von den nun überflüssig gewordenen Scheunen und Scallgebäuden genommen werden können.

Eine partielle Separation scheint mir grade so, als wenn man die halbe Dorfschaft vom Hofdienst befreien, die andre Hälfte hingegen in ihrem bisherigen Zustande lassen wollte. Die vom Hofdienst befreiten würden in den Fortschritten ihres Wohlstandes ihre übrigen Nachbarn, die sich noch mit dem Dienst plagen müßten, bald hinter sich zurück lassen. Eben so würden die separirten Dorfbewohner die übrigen, die nicht separirt sind, im Wohlstande zuvor eilen.

Unsre vorzüglichsten staatswirthschaftlichen Schriftsteller haben längst darauf aufmerksam gemacht, und die tägliche Erfahrung, die beste Lehrmeisterin, lehrt es uns ja überzeugend genug, daß der Besitzer eines Grundstücks, auf welchem er allein Herr ist, wo er nach seiner besten Einsicht und nach der freiesten Wahl disponiren und wirthschaften kann, wie er will, gewiß keine Anstrengungen scheuen wird, sein Grundstück immer mehr empor zu bringen. Kommt nun noch das hinzu, daß er eben dies Grundstück als sein Eigenthum betrachten kann, so wird er selbst auch dann, wenn seine Aufopferungen auch ihm selbst nicht mehr zu Gute kommen sollten, doch gewiß bei dem Gedanken: *Du arbeitest für Deine Kinder und Nachkommen*, gern manche Anstrengung übernehmen, die er gewiß gescheut haben würde, wenn die Aussicht: ob sein Pachtvertrag verlängert werden wird ihm ungewiß wohl gar zweifelhaft bleibt.

Wahrlich! dieß liegt so tief, so unvertilgbar in der Natur des Menschen, daß es zu bewundern ist, warum man nicht längst diese Rücksichten geltend gemacht hat.

Man mache mir doch nicht den Einwurf, mit welchem man so gern das hier Gesagte entkräften will: „Der Bauer ist noch viel zu dumm und hängt zu sehr an seinem alten Schlendrian; es würde also doch nie etwas Kluges aus seiner Wirthschaft heraus kommen.“ — Diesem widerspricht schon jetzt die Erfahrung. Der Bauer weiß sehr wohl auf das zu achten, wovon er den Nutzen vor Augen sieht. Ich freue mich, daß ich dieß mit einem sprechenden Beispiele beweisen kann. Als ich im abgewichenen Sommer auf der Feldmark Kleinen, Amts Schwesrin, jedem Bewohner seinen Antheil abgesondert und am Mittage dieß Geschäft beendigt hatte, so erschienen an eben dem Nachmittage die Mergelkarren und Mergelwagen aller Gehöfts = Besitzer. Alles war beim Mergeln in lebendiger Thätigkeit. Ein Beweis, daß der Bauer wohl aufmerksam ist, wenn er sich überzeugt, daß seine Anstrengung ihm Nutzen bringt. Ist auch hie und da noch ein Stumpfkopf oder ein Faulenzer, der hinter seinen Nachbarn zurück bleibt, — wie dieß ja unter Vornehmen so gut, wie unter Geringen der Fall seyn soll! — so ist dieß kein Unglück. Das bessere Beispiel seiner Mitgenossen

wird ihn nach und nach aufschrecken, oder wenn dies auch nicht seyn sollte, so bleibt er ja nicht ewig auf der Stelle; sein Nachfolger wird gewiß schon klüger geworden seyn, und so wird die bessere Kultur sich schon allgemeiner verbreiten. Jetzt ist aber der Fall grade umgekehrt. Der schlechtere legt dem Bessern Hindernisse in den Weg, mithin wird die Aufmunterung zur bessern Kultur, so lange die verderblichen Kommunionen bleiben, erstickt, da sie dagegen durch die Separation gefördert wird. Dies sollte man doch ja beherzigen! —

Um aber unsern geringen Landmann an bessere Kultur-Methoden, vorzüglich an einen vernünftigen Fruchtwechsel, an Stallfütterung, Mergeln u. s. f. zu gewöhnen, dazu hat man ebenfalls Mittel genug in Händen. Vorausgesetzt, daß der Ingenieur, der das Geschäft der Separation und Parcelirung betreibt, zugleich Oekonom ist, — wie dies in einem solchen Geschäfte wohl eigentlich verlangt werden müßte, — so würde er schon während der Regulirung die Leute mit der Hauptsache, wie sie künftig ihre Wirthschaft einrichten müßten, bekannt machen können, und nach vollendetem Geschäft müßte er eine schriftliche Instruction hinterlassen, um dem Gedächtnisse der Leute zu Hülfe zu kommen, und nach der Verschiedenartigkeit des Bodens und sonstiger Ortsverhältnisse das nähere Detail genauer zu bestimmen. Sollte ein solcher Plan auch nicht so gleich im Anfange pünktlich erfüllt werden, so thut dies nichts. Es kommt gewiß die Zeit, daß, sey es nun durch das bessere Beispiel eines seiner Nachbarn, oder eines nahen Pachthofes, oder sonst auf irgend eine Art dem Bauer die Augen geöffnet werden, dann wird er es bald lernen, was besser oder schlechter ist und wohl nachahmen.

:(Die Fortsetzung folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Siebentes Stück.

Den 13ten Februar 1817.

---

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die S. 689 u. f. des zweiten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landes-Oekonomie-Rath Bollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand.

(Fortsetzung.)

Für allen Dingen suche man es unsern kleinen Hauswirthen doch begreiflich zu machen, wie unglaublich ein vernünftig eingeleiteter Fruchtwechsel auf Erhöhung der Fruchtbarkeit unserer Felder wirkt, und wie höchst verderblich es ist, drei- ja wol viermal Halmkorn hinter Halmkorn zu säen. Man suche ihn allmählig dahin zu gewöhnen, seine Saaten mit Klee, Wicken, Erbsen u. s. f. abzuwechseln. Hat er sich von dem Nutzen einer solchen Methode nur erst überzeugt, so kommt er gewiß auch bald weiter. So wie er in der

bessern Kultur fortschreitet, so wird es zuverlässig nicht fehlen, daß er nicht nach und nach sich von selbst von dem großen Nutzen und von der Anwendlichkeit der Stallfütterung überzeugen sollte, und ich möchte alles darauf wetten, daß unser Bauer, wenn man ihm auf die hier vorgeschlagene Art nur den Weg unvermerkt vorzeichnet, mit Wechselwirthschaft und Stallfütterung ganz von selbst früher in Ordnung kommen wird, als unsre größern Gutsbesitzer und Pachtböfe. Dies ist auch sehr natürlich. Der größere Landwirth muß sich auf sein Gesinde verlassen, über dessen Schlechtigkeit und immer größer werdende Verdorbenheit immer lautere Klagen erschallen. Der Bauer hingegen kann selbst Hand anlegen, selbst seinen Leuten, die oft noch dazu seine eignen Kinder sind, vorarbeiten; kann alle Ecken und Winkeln selbst durchstöbern, — und braucht sich nicht auf nachlässige Aufseher zu verlassen. Das ist ein großer Unterschied! Unsre größern Dekonomen, oder doch gewiß der größte Theil von ihnen, sind recht gut davon überzeugt, wie vortheilhaft es ist, mit Getreidesaaten und Klee oder Hülsenfrüchten abzuwechseln. Sie wissen es gewiß recht gut, daß selbst solcher Acker, der von Natur keinen Klee, Erbsen oder Wicken fortbringen würde, schon allein durch Mergel dahin gebracht werden kann, daß er dies alles mit machen muß, mithin unsre Fütterung, woran es uns noch so sehr fehlt, ansehnlich dabey gewinnen würde. Gewiß, es

wäre unerklärlich, warum unsre einsichtsvollen Dekonomen noch immer in dieser Hauptverbesserung unsrer Kultur zurück bleiben, wenn diese Hindernisse nicht überwiegend wären.

Doch, ich kehre zu meinen fernerweitigen Vorschlägen zurück.

Als eine Hauptursache, weswegen man das Separations-Geschäft von einer so ängstlichen Seite ansieht, muß auch wol diese gelten: man glaubt nemlich, daß der Fleck, den der Feldmarksbewohner inne hat, um keinen Preis in der Welt verrückt werden muß. Dies ist eine unnütze, übertriebene und durchaus schädliche Aengstlichkeit. Man setze ihn ganz dreist und ohne Komplimente dahin, wo sich ein passende Stelle für ihn findet.

Auch Herr Bollbrügge, — so sehr ich gewiß seine anderweitigen Ansichten ehre, — scheint mir wirklich hierinn zu bedenklich zu seyn. Nach seiner Darstellung müste man freilich furchtsam werden, und fast sollte man glauben, es ginge mit dem Separiren gar nicht. Freilich, wenn wir darauf bestehen wollen, daß jeder Hauswirth mit seinen Gebäuden ungestört auf der Parcele liegen bleiben soll, wo er liegt, daß er alle seine Grundstücke in einem Abschnitt haben soll, und dennoch mit seinem Acker an Quantität und Qualität gleich gestellt werden soll, so hat Herr Bollbrügge vollkommen Recht. Denn wenn ich z. B.

den Fall annehme, — welcher wol der gewöhnlichste seyn wird: — Die Wiesen liegen alle auf einer Seite der Feldmark; nun soll die Eintheilung so gemacht werden, daß der neue Besitzer das ganze Grundstück, Acker und Wiesen, alles in einem Abschnitt erhält. Wenn man sich an eine solche Vorschrift strenge und unabweichlich binden wollte, dann würden freilich höchst wenige Feldmarken übrig bleiben, die separirt werden könnten.

Nein, so schwierig ist die Sache wirklich nicht.

Daß die Hausleute ganz vollkommen gleich in Quantität und Qualität gesetzt werden sollten, das wird nicht verlangt und kann nicht verlangt werden, weil dies nur selten ausführbar seyn würde, denn da jedem einzelnen sein Grundstück besonders bonitirt und veranschlagt wird, so kommt es auf eine vollkommene Gleichförmigkeit ganz und gar nicht an. Die Hauptgegenstände, die hier zu berücksichtigen sind, würden in folgenden bestehen:

1. Zuvörderst muß das Ganze der Feldmark wol ins Auge gefaßt, die ganze örtliche Lage mit allen sich entgegen setzenden Details wol revidirt und gegen einander ausgeglichen werden, um die Regulirung so einzurichten, daß nicht ein Besitzer allein, oder einige Wenige alle Wiesen und den besten Boden erhalten, und die übrigen davon gänzlich ausgeschlossen werden.

2. Sodann forge man dafür, daß alle die Besitzer, die an dem Orte bleiben müssen, einen möglichst gleichen Antheil von den Wiesen, vom guten und vom schlechten Acker erhalten. Ob der Hauswirth seinen Acker auf einen einzigen zusammenhängenden Fleck oder auf zwey oder drey verschiedenen Stellen erhält, das muß völlig gleichgültig seyn. Ist es thunlich, daß jeder seinen Antheil auf einen Fleck erhalten kann, so ist es freilich desto besser, aber wenn es nicht angeht, so muß dies kein Hinderniß seyn. Einzelne Besonderheiten eines jeden Orts lassen sich unmöglich vorher bestimmen, folglich lassen sich auch hier keine, für alle einzelne Fälle passende Vorschriften entwerfen, die ein umsichtiger Revisor sich nur an Ort und Stelle festsetzen kann.

Allerdings gehört zu einem solchen Geschäfte Umsicht, durch Uebung erlangte Fertigkeit und ein scharfer Ueberblick des Ganzen, damit nichts verpfuscht und verderben wird. Ich bin Mecklenburg in vielen Gegenden durchgereiset, und ich möchte wol behaupten, daß mir kein Dorf aufgestoßen ist, wo ich mir nicht getrauen wollte, eine Separation vorzunehmen. Aber, ich wiederhole es noch einmal: will man darauf bestehen, daß alle Bewohner im Orte bleiben, daß jeder von ihnen seinen Antheil auf einen Fleck behalten soll; daß alle Grundstücke von gleicher Größe und alte

Bauern Pferdebauern bleiben sollen, nun ja! dann möchte freilich so ein Spornitz im Amte Neustadt zu reguliren seyn; und solcher Dörfer giebt es mehrere im Lande. Will man dagegen, — so wie dies geschehen muß, wenn dies heilsame Geschäft zur Ausführung gebracht werden soll, — sich über Hindernisse der Art wegsetzen, so wüßte ich nicht, was noch weiter im Wege stehen könnte, um alle Dörfer zu parceliren und zu separiren. — Die Hauptsache ist und bleibt immer die: daß alle die Anlagen, die durch eine Hauptumwälzung entstehen, so nett und zweckmäßig wie möglich regulirt und alle unnöthigen Wege und Tristen möglichst vermieden werden. Vor allen Dingen lasse man es sich doch ja empfohlen seyn, daß die neuen Ansiedler so viel Grund und Boden erhalten, wovon sie sich nähren können und wobei sie völlige Beschäftigung haben. Lieber siedle man kleinere an, die Brod und Auskunft haben, als viele, die nicht leben können, dem Staate also zur Last fallen und wol gar gefährlich werden.

Herr Bollbrügge wird es mir erlauben, daß ich noch über ein Paar andre Gegenstände mich freundlich mit ihm verständige, die er ebenfalls als Haupt Hindernisse der Separation ansieht, die aber, wie mich dünkt, nicht unübersteiglich sind. Er will nemlich allenfalls eine partielle Separation zugestehen, doch

so, daß die Schaafweide konservirt wird, damit die Schäferereien nicht eingehen.

Ich kann, wie gesagt, einer partiellen Separation auch schon darum meinen Beifall nicht geben, weil der Bauer alsdann allen Dünger in seine separirten Grundstücke bringen, den Acker hingegen, den er in Kommüne behielte, nicht achten, ihn vielmehr verruchlosen würde. Dadurch würden wir uns lauter Haidebewohner schaffen, etwa so, wie man sie in der berühmten Lüneburger Haide findet. Ich sehe es dagegen nicht ein, daß wir, bloß um die Schaafzucht des Bauern zu heben, ihm Veranlassung geben wollen, seinen Ackerbau, der doch sein Hauptnahrungszweig bleiben muß, zu vernachlässigen. Der Bauer hat noch nie große Fortschritte in der Schaafzucht gemacht. So viele, als er zu seinem Bedarf nöthig hat, wird er sich immer halten können, wenn sich zwey, drey oder vier mit einander vereinigen, um sich gemeinschaftlich einen Hirten zu halten. Wir haben ja schon fast eben diese Einrichtung im Hannoverschen. Also dies ist kein Gegenstand, der von einer Separation zurück schrecken kann.

Daß die Anlagen so geordnet werden müssen, daß da, wo nicht schon Wasser vorhanden ist, Wasser geschafft werden kann, das versteht sich von selbst. Aber auch dieser Umstand ist so schwürig nicht, als Herr Bollbrügge zu glauben scheint. Ich habe mich vielfältig davon überzeugt, daß die Leute sich sehr gut

damit zu helfen wissen, Quellen aufzufinden. Eben so ist's auch mit den Befriedigungen. Ich dachte mir vormals diesen Umstand ebenfalls schwieriger, aber ich bin durch den Augenschein eines Bessern belehrt worden. Unfre Kleinern Landwirthe verstehen es recht gut, sich tüchtige Befriedigungen nicht nur anzulegen, sondern sie auch zu erhalten. Ihr ganz vernünftiges Verfahren besteht in folgenden: Zuvörderst befriedigen sie ihre Koppeln mit doppelten Gräben und einem dazwischen liegenden Wall. Dieser Wall wird, nach Beschaffenheit des Bodens, mit Weisbörn, Elbweiden, Haseln, &c. bepflanzt. Ist diese Hecke so stark herangewachsen, daß sie als Schutzhecke dienen kann, so werden beide Gräben, wenn sie nicht zugleich als Abzugs-Gräben nothwendig sind, nach und nach wieder zugeackert. In dem Frühjahr, da in dem vorher gegangenen Herbst Wintergetreide gesäet ist, wird die Hecke abgehauen, da sie dann gegen die Zeit, wenn der Schlag zur Weide liegt, wieder so weit empor gewachsen ist, daß sie eine tüchtige Befriedigungshecke abgiebt. Auf diese Art ist eine solche Hecke nie schädlich, so wenig in Hinsicht des Raums, den sie wegnimmt, als des Schattens, indem nur bloß die Breite der Grundfläche verlohren geht, auf welcher die Hecke steht, und dieser unbedeutende Verlust an Land wird doch gewiß durch den anderweitigen Nutzen, den sie schafft, sehr reichlich ersetzt.

Es würde mir eine große Freude seyn, wenn das, was ich nach m e i n e n Ueberzeugungen hier mitgetheilt habe, von sachkundigen Männern geprüft und bewährt befunden würde. Ich sollte glauben, daß unsre Bauerwirthschaften auf keinem leichtern und sicherern Wege auf einen vernünftigen Wirthschaftsfuß gebracht werden können, als durch die Separation; durch allgemeine Separation, wo nur immer zu separiren die Möglichkeit da ist. Die Erfahrung würde es uns bald lehren, wie sich unsre Bauerfelder, selbst in den hungrigen, elenden Sandgegenden, die so, wie sie jetzt vor Augen liegen, jedem fremden Reisenden, der unsre bessern Gegenden nicht gesehen hat, einen sehr übeln Begriff von Mecklenburg machen müssen, durch bessere Kultur empor heben würden. Was eine fleißige Kultur vermag, davon habe ich mich schon als Knabe überzeugt. Unter der Regierung des großen F r i e d r i c h s wurden auf der puren Sandscholle, die zwischen Berlin und Potsdam liegt, Kolonistenwohnungen angelegt. Man gab den Leuten die Erlaubniß, sich aus den nahe gelegenen Tannen Wäldungen, so viel Moos und Tannen Nadeln zu holen, wie sie wollten. Es vergingen nur wenige Jahre, so war dieser erbärmliche Sandboden in eine so herrliche Kultur versetzt, wovon der, der so etwas nicht mit eignen Augen gesehen hat, sich schwerlich einen Begriff machen kann.

Warum sollte so etwas auch nicht bei uns möglich seyn? — Aber so lange unser Bauer noch in Kommunikation bleibt, können mehrere Menschen Alter darauf hin gehen, ehe nur der Trieb zu einer bessern Wirthschaft in ihm erweckt werden kann. Wenn auch hie und da unter ihnen einer auftritt, der Sinn für das Bessere hat, so sind dagegen wieder zehn andre, die durch ihren trägen Starrsinn jedes aufkeimende Gute wieder mit der Wurzel ausreißen. — „Wir wollen es so machen, wie unsre Väter und Großväter es machten. Die waren auch keine Narren. Was will denn der uns hier Neues lehren? Unsre Vorfahren haben auch ihr Brod gegessen und sich recht gut dabei befunden. Wir wollen nichts Neues; was würde uns das helfen? Wir würden den Beamten nur Augen machen, unser Pachtanschlag würde uns höher gesetzt, das wäre alles, was wir für unsre Mühe hätten. Nein, wir müssen die Leute nicht klug machen“ &c. — So ist die allgemeine Sprache! Wenn es auch jetzt schon manchen vernünftigen Menschen giebt, der gern besser wirthschaften möchte, so darf er es nicht. Der allgemeine Strudel reißt ihn mit sich fort und seine Worte verhallen in der Luft. So ist es wirklich! —

Setzt also, grade jetzt, da unsre größern Landwirthe in der Kultur so herrliche Fortschritte machen, muß uns alles daran gelegen seyn, auch unsre kleinen Hauswirthe fortzuhelfen. Auch sie müssen mit dem Zeitalter

fortrücken und um ihnen darinn zu Hülfe zu kommen, so ist es Pflicht, sie unter Vormundschaft zu setzen. Dies geschieht durch die Separation ihrer Ländereien. Dann wird der Bessere unter ihnen bald Mittel und Wege finden, sich zu helfen. An Mitteln hiezu fehlt es jetzt nicht mehr. So wie sich die Kultur des Bodens hebt, so wird sich auch die Kultur des Geistes heben. Gewiß wird sich dann mancher finden, der sich auszeichnet, dessen besseres natürliches Talent jetzt, wie eine einsame Pflanze unter dem übrigen Buchs von Unkraut erstickt wird.

Leider! kann ich aus eigener Erfahrung davon nachsagen, mit welchen heillosen Folgen eine Kommunion-Wirthschaft verbunden ist, denn meine eigne Pachtung liegt leider! leider!! auch noch in Kommunion. Daher kann ich meinen Schlägen nicht die bessere Form geben, die sie haben müßten. Sae ich Klee, so hütem andre ihn ab. Verdruß und Aerger ist bei so einer Heidenwirthschaft an steter Tagesordnung. Hier ist immerwährender, steter Krieg im Kleinen. Möchte doch nun, da die Vorsehung uns den allgemeinen Weltfrieden geschenkt hat, auch dieser kleine Krieg im Innern aufhören und der goldne Friede seine seegnenden Sittige überall verbreiten.

Carbow, im Januar 1817.

Sch r ö d e r.

---

Nachschrift des Redakteurs.

Es ist wahrlich! keine kleine Genugthuung für mich, daß ein Gegenstand, den ich schon seit länger als 30 Jahren zur Sprache brachte, der nur von Wenigen beachtet, von ungleich mehreren grade zu als unausführbar erklärt ward, jetzt nicht nur die größte Aufmerksamkeit erregt, sondern auch mit aller Kraft in Ausführung gebracht wird. Es wäre freilich mehr als Anmaßung, wenn ich mir allein das Verdienst aneignen wollte, als hätte nur ich die Veranlassung gegeben, daß eine Gelegenheit, die für Mecklenburg von so unaussprechlich hohem Interesse ist, nunmehr, nachdem so viele Jahre darüber hin gegangen, mit so vieler Thätigkeit ins Werk gesetzt wird, — vielmehr ist es die Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, die mit den Fortschritten des Zeitgeistes eine solche bessere Katastrophe endlich von selbst herbei führen mußte. Der würdige Herr Verfasser des vorstehenden Aufsatzes wird es mir daher nicht ungleich deuten, daß ich von dem Lobe, das er mir unverdient und in zu reichlichem Maße spendete, nur so viel stehen ließ, als ich allenfalls nach meiner Ueberzeugung beantworten kann. Daß meine Grundsätze mit der Denkungsart der höhern Behörden und mit den Ueberzeugungen einsichtsvoller Vaterlandsfreunde übereinstimmen, das ist mir reichlicher Lohn. Hätte ich dann allenfalls auch nur ein unbedeutend

kleines Scherlein dazu beigetragen, daß mehr Gutes im Vaterlande verbreitet wird, so will ich mich dessen im Stillen freuen, und um so mehr werde ich Ursache haben, mich dessen zu freuen, wenn mir dadurch die schöne Belohnung: *Verthachtung der Edlen und Rechtshaffenen im Vaterlande*, zu Theil wird.

Wenn ich es mir erlaube, dieser, mit so vieler Umsicht und Sachkenntniß geschriebenen Abhandlung, die gewiß Aufmerksamkeit erregen muß, einige Bemerkungen hinzu zu fügen, so ist es nicht die Absicht, als könnte ich etwas daran verbessern. Nur um diesen Gegenstand, der bisher noch von keinem unsrer praktischen Wirthe so ernsthaft und mit einer so durchgreifenden Ueberzeugungsgabe zu Sprache gebracht ist, noch von mehreren Seiten der Prüfung sachkundiger Vaterlandsfreunde ans Herz zu legen, mögen nachstehende Ideen einer Mittheilung vielleicht nicht unwerth seyn.

Ich darf wol voraussetzen, daß die hier dargelegten Vorschläge des Herrn Schröder sich die Zustimmung solcher Männer erwerben werden, die nicht nur den Willen, sondern auch die Mittel in Händen haben, jedes geprüfte Gute, mithin auch die hier empfohlenen Einrichtungen, kräftig zu fördern. Alsdann wäre ein großer Schritt zur bessern Aufnahme des allgemeinen Wohlstandes gethan. Aber dies ist nur der erste Schritt, der nunmehr, wenn wir nicht auf halben

Wege stille stehen wollen, festen und sichern Trittes weiter verfolgt werden muß. Die Bahn dazu ist nun, wenn das Separations-Geschäft fortgesetzt wird, gebrochen, und eben dadurch das größte Hinderniß beseitigt. Nun müsse es die fernere Sorge seyn, unsre kleinen Hauswirthe zu einer, ihren Wirthschaften anpassenden und ungleich vortheilhaftern Kultur Methode zu gewöhnen. Ich will es gar nicht bergen, ich thue mir etwas darauf zu Gute, daß ein großer Theil unsrer achtungswürdigen praktischen Landwirthe, und unter diesen auch Herr Schröder in dem vorstehenden Aufsatz mir in dem beipflichten, was ich vorlängst gesagt habe, nemlich: daß es dem separirten Bauer leicht seyn muß, von seiner bisher gewöhnlichen Wirthschaft mit Weide, zum anpassendern Fruchtwechsel mit Stallfütterung über zu gehen. Daß dies gar so schwierig nicht ist, das habe ich, durch eigne Erfahrung geleitet, in den kleinen Volks-Kalendern von den Jahren 1809 und 1810 aus einander gesetzt, und ein Beispiel aufgeführt, wie eine solche Wirthschaft nach und nach, ohne den gewöhnlichen Gang auch nur im mindesten aus dem Gleise zu bringen, eingerichtet werden könnte. Es soll das dort vorgeschlagene Beispiel keinesweges als allgemeines Muster gelten, vielmehr werden nach Beschaffenheit des Bodens und anderweitiger Ortsverhältnisse hier und dort Modificationen eintreten müssen, allein in der Hauptsache wird sich doch alles

darauf zurückführen lassen: daß der Bauer auf dem vorgeschlagenen Wege sein Einkommen verbessern muß, wobei nicht bloß er als Individuum, sondern auch der ganze Staat gewinnen muß.

Leicht würde es freilich nicht seyn, unsern Bauer, so wie er nun einmal ist, und wie Herr Schröder ihn sehr richtig schildert, an einen Wirthschaftsgang zu gewöhnen, bei welchem er nicht nach der alten Melodie der Vorfahren alles nach dem eingewöhnten Takt abspielen kann, sondern selbst zu denken gezwungen ist. Einen trefflichen Fingerzeig, um diese Menschen auf bessere Gedanken zu bringen, hat Herr Schröder schon durch den Vorschlag gegeben: daß der Revisor schon in der Zeit, wenn er das Geschäft der Separation betreibt, die Leute auf eine bessere Wirthschaft aufmerksam machen und ihnen bey dem Abgange eine schriftliche Instruktion hinterlassen soll. Dies wäre sehr gut, und wenn der Revisor der Mann ist, der nicht bloß Kenntniß, sondern auch Vorliebe für die Sache hat, so könnte dies allerdings nützen. Aber bei vielen würde doch so etwas bald in Vergessenheit kommen und der Hang zum gewöhnlichen Schlendrian würde bald wieder vorherrschend werden. Nach meiner Ueberzeugung wäre dazu kein wirksameres und besseres Mittel, das jedem andern den Rang abgewinnen muß, als das, welches vom Herrn Schröder so wol, als von mir, schon anderweitig mehrere male

in Vorschlag gebracht ist. Bloße Lehren und Vorschriften machen auf den Bauer wenig Eindruck; ja! er ist nicht selten mißtrauisch dagegen. Aber daß Beispiele auf ihn wirken und daß er wol nachahmt, wenn er etwas sieht, was vortheilhafter ist, davon hat uns die Erfahrung schon längst überzeugt. Man suche also hie und da in einigen Dörfern solche Männer anzusehen, die Kenntniß und guten Willen genug haben, ein besseres Wirtschafts-System durchzusetzen, und auch Bereitwilligkeit genug, die übrigen Dorfsbewohner mit belehrendem Rath an die Hand zu gehen. Es würde gar nicht schwer halten, solche Männer zu finden, besonders wenn man ihnen einige Erleichterungen wiederfahren ließe, die sie zehnfach verdienen würden. Diese wahren Musterwirthe würden in ihren Dorfschaften bald den schlummernden Geist einer bessern Thätigkeit erwecken und von dort aus würde sich ein solches Beyspiel schon allgemeiner verbreiten.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Achtes Stück.

Den 20ten Februar 1817.

---

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die S. 689 u. f. des zweiten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landes-Oekonomie-Rath Vollbrügge auf kleinen Niendorff mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand.

(Beschluß.)

Eine drückende Last sind dem Bauer die Extradienste. Auch über diese habe ich mich schon vor vielen Jahren erklärt und durch Berechnungen es dargelegt, wieviel der Staat im Ganzen dabei verliert. Es heißt: die hohe Großherzogliche Kammer wird auch hierin eine Aenderung treffen und diese verderblichen Extradienste in eine Geldabgabe verwandeln. Dies wäre abermal ein großer Schritt vorwärts zum Ziele, und der Bauer wird sich, so sehr er sonst auch das b a a r e Geld liebt, doch gern zu einer billigen Abgabe

verstehen, die ihn von einer zu fühlbaren Last befreit. Von der erleuchteten Weisheit eines Kollegiums, dem fast ausschließlich die Sorge für diesen ersten und unentbehrlichsten Gewerbestand anvertraut ist, kann man es auch wol erwarten, daß eine solche Abgabe den Kräften der Gebenden angemessen seyn wird. Der Bauer, an die bisherige Last gewöhnt, und froh, wenn er einen blanken Thaler verdient hat, weiß diesen, für ihn lockenden baaren Verdienst nur selten gegen den Verlust in Anschlag zu bringen, den er durch einen solchen Verdienst heimlich verliert. Fühlte er nun in der Folge, daß es ihm sauer, vielleicht gar allzu lästig würde, diese Abgabe aufzubringen, so würde er sich, wie vormals das Volk Israel, zur egyptischen Dienstbarkeit wieder znrück sehnen, und schon die Vermuthung: er könne bei dem Tausch verlohren haben, könnte leicht zu einer mißvergnügten Stimmung Veranlassung geben, die doch immer nicht gut ist. Wenn man auch das nicht in Anschlag bringen will, was in dieser, in der ganzen Weltgeschichte fast beispieldlosen Periode, die Staaten ihren Völkern schuldig geworden, so ist doch gewiß der glückliche Zustand eines Staats, in welchem jeder Unterthan mit dankbarer Liebe an einer Obrigkeit hängt, die er als Pflegerin seines Wohlstands verehrt, mit dem nicht zu vergleichen, wo der Einwohner sich nur als ein Werkzeug ansieht, wodurch Geld geschafft werden muß. — Im zweiten Jahr:

gange dieser Annalen, S. 229. hat einer unsrer würdigen praktischen Landwirthe Vorschläge gemacht, wie die Extradienste in ein Geldsurrogat verwandelt und auch auf andre Art ersetzt werden könnten, die ein weiteres Nachdenken verdienen.

Herr Schröder hat nicht ganz Unrecht, wenn er behauptet: daß mit den Fortschritten der Kultur sich auch die Fortschritte des Geistes heben werden. Allerdings wird das geschehen. Der Bauer wird raffiniren, er wird spekuliren lernen, Trotz dem besten Kaufmann, so bald er sich von den Vortheilen überzeugt, die er sich schaffen kann. Ob aber diese Fortschritte in der Kultur seines zeitlichen Wohlstandes mit den Fortschritten seiner moralischen Kultur gleichen Schritt halten werden, daran ist wol zu zweifeln! Er wird; — so wie es leider! in höhern und niedern Ständen noch gar zu häufig der Fall ist, — nur alles auf sich berechnen. Nur *Sich*, sein *Ich*, als das einzige Wesen in der Schöpfung ansehen, für das er arbeitet, dem er Behaglichkeit und gute Tage schaffen muß. Daß er selbst ein Glied in der großen Kette der bürgerlichen Gesellschaft ist; daß seine physischen und moralischen Kräfte dieser mehr als ihm selbst angehören, mithin dem Wohl dieser Gesellschaft in vorzüglicherem Grade geheiligt seyn müssen, daß auch er ein Wesen höherer Art ist, zu überschwenglich höhern Zwecken bestimmt, — das wird ihm, sich selbst überlassen, wol schwerlich

einfallen! Daß es in dieser Menschenklasse, ohngeachtet ihrer rauhen Außenseite, bewundernswürdige Ausnahmen von der Regel giebt, wer wollte das leugnen! Aber diese Ausnahme Einzelner verliert sich in dem Haufen des Ganzen, wie einzelne Tropfen im Weltmeer. Es ist heilige Pflicht, es ist nothwendig, daß wir die geringere Volksklasse in ihrer physischen Kultur forthelfen und sie in den Stand setzen, sich durch Fleiß und Anstrengung den Grad des irdischen Wohlstandes zu verschaffen, der ihrer Lage in der bürgerlichen Gesellschaft angemessen ist. Aber vernachlässigen wir dabei die sittliche Bildung, so errichten wir ein Gebäude auf dem Sande, das kein Fundament hat und der Einwirkung der Elemente nicht widerstehen kann. Ich glaube also nicht, daß es überflüssig oder gar unnütz seyn wird, wenn ich auch bey dieser Gelegenheit auf die Verbesserung unsrer Dorfschulen aufmerksam mache. Es ist hier der Ort nicht, mich über diesen Gegenstand ausführlich zu verbreiten, ich will nur das hier beiläufig wieder in Erinnerung bringen, was ich auch über diese Materie schon vielfältig gesagt habe. Daß ich abermal auf das Beispiel, das uns der große Fellenberg aufgestellt hat, hinweise, das wird man mir nicht ungleich deuten. Daß es möglich ist, und wie es anzufangen ist, die niedere Volksklasse durch sittliche Bildung, von den Kinderjahren an zu einer nützlichen Thätigkeit, zur Ausdauer

in Anstrengung ihrer physischen Kräfte und zum vernünftigen Nachdenken zu gewöhnen und eine sittlich gute, kräftvolle und thätige Generation uns vorzubereiten, das hat dieser edle Mann vor den Augen der ganzen Welt bewiesen. Ob und in wiefern unsre Dorfschulen, — wenn gleich keine Fellenberg'sche Institute, aber doch — etwas Aehnliches werden könnten, das wäre doch wol eines weitern Nachdenkens werth. Die einzige Aufgabe, die hier zu lösen ist, die Herr von Fellenberg so glücklich aufgelöst hat, ist mit wenigen Worten diese:

die geistigen und moralischen Kräfte der Kinder, durch die zweckmäßigste Anleitung so zu entwickeln, daß auch nicht ein einziger Tag ohne nützliche körperliche Arbeiten verlohren geht \*).

Durch die, vom Herrn Schröder vorgeschlagenen Parcelirungen werden viele Neu-Bauten nothwendig. Obgleich von ihm zweckmäßige Vorschläge gemacht sind, diese Kosten zu vermindern, so wundert es mich doch, daß er der Hundtschen Baumethode

---

\*) Rapport présenté a sa Majesté l'Empereur Alexander par S. Exle Comte de Capo - d'Istria.

nicht gedacht hat. Nachgrade sollte doch das Vorurtheil gegen diese nützliche Methode, die im Auslande so vielen Beifall und Nachahmung gefunden hat, verschwinden. Führt man doch, nach dem Zeugnisse des Herrn Schmalz, im Altenburgischen Gebäude von zwei Stockwerk von purem Lehm auf, der bloß mit gehacktem Stroh vermischt ist, die hundert und mehr Jahre dauern \*). Vergleicht man nun die Konstruktion der Hundtschen Gebäude, mit der, der Altenburgischen, so wird schon ein Nichtkenner eingestehen müssen, daß jene sich durch überwiegende Vorzüge auszeichnet. Welch eine Menge von Bauholz, das anderweitig genutzt oder auch verkauft werden könnte, würde dadurch erspart!

Was nun die Schäfereien auf den neu eingerichteten Bauerstellen anlangt, so will ich es wagen, auch in dieser Hinsicht mit einem Gedanken hervor zu treten, der gewiß vielen unsrer praktischen Wirthes nicht mehr neu seyn, folglich nicht auffallen wird. Sollte nicht jeder Bauer seine Schaafse eben so gut, wie seine Pferde, Ochsen und Kühe auf dem Stalle oder in Horden füttern können? Daß auch dies keine bloße Idee mehr ist, das ist bekannt genug. Auf den Gütern des Herrn Grafen von Schaumburg-Korburg werden schon seit einigen Jahren Heerden von mehre-

---

\*) M. s. Schmalz Erfahrungen. 3ter Theil.

ren hundertten ohne Weidegang durch Stallfütterung unterhalten. Bey so wenigen, als der Bauer nur zu halten braucht, mögte dies eher möglich seyn. Sollte dies aber, besonders im Anfange, ehe die Menschen sich nach und nach an so etwas gewöhnen, mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft seyn, warum kann denn der Bauer seine Schaase nicht tüdern, so wie es auf ganz Seeland und auch in mehreren dänischen Provinzen geschieht? — Es wird freilich schwer halten, den Bauer an dergleichen zu gewöhnen, aber dies wird erleichtert werden, wenn er Gelegenheit hat, sich durch das Beispiel anderer, die mit ihm in gleicher Lage sind, zu überzeugen: daß sich alles recht gut ausführen läßt; daß es möglich ist; daß es nicht die Absicht ist, ihn bloß aus Eigensinn mit Neuerungen zu quälen, sondern um sein eignes Wohl zu fördern. Dies alles würde, nach meiner Ueberzeugung, nicht leichter und sicherer als auf dem vorgeschlagenen Wege: wenn man hie und da in einigen Dorfschaften **M u s t e r = w i r t h e** ansetzt, zu erreichen seyn.

Meine Ansicht über Dreschmaschinen.

Vor etwa sechszehn Jahren sah ich die erste dieser Maschinen in Flottbeck, in der Nähe von Hamburg, welches bekanntlich dem Herrn Baron von Boght gehört. Die zweite dieser Art habe ich nun erst vor einigen Tagen, beym Herrn Hamann zu Mühlenhoff, zum Klosteramt Dobbertin gehörig, gesehen. Zu Flottbeck ward, grade zu der Zeit, als ich dort war, Weizen mit dieser Maschine gedroschen; zu Mühlenhoff hingegen drasch die dortige Maschine in meiner Gegenwart Hafer.

Ein Gutsbewohner, der ein Gut von 20 und mehreren Lasten Ausfaat zu bewirthschaften hat, wird, bei den gegenwärtigen Fortschritten unsrer Kultur, einer solchen Maschine kaum mehr entbehren können. So wie ich nemlich die Sache ansehe, will ich mich hierüber näher erklären:

Man denke sich ein Gut, auf welchem 6 Last Rostocker Maaß Wintergetreide gesäet werden. Sollen diese 6 Last nach unsrer gewöhnlichen Methode durch Menschen ausgedroschen werden, so wird man sicher darauf rechnen können, daß man mit dem letzten Drittel dieser Ausfaat ziemlich spät bis in den Herbst hinein wird arbeiten müssen. Dies verursacht schon einen ganz bedeutenden Verlust. Denn es muß diese spätere Saat ungleich dicker, als es bei der frühern Saat

nöthig ist, ausgesäet werden, und in der Regel schlägt sie doch immer im Ertrage zurück. Man wird immer mit ziemlicher Sicherheit von dieser spätern Ausfaat sich zwei Körner Rückschlag im Einschnitt berechnen können.

Was nun die Vortheile anlangt, die man durch den Gebrauch einer zweckmäßigen Dreschmaschine gewinnt, so bestehen Sie, so wie ich die Sache beurtheile, darinn:

1. Es ist ein sehr bedeutender Gewinn, daß ich im Besitz einer Dreschmaschine, meine Arbeiter bei den Feldgeschäften im Herbst besser nutzen kann. Alle diese, grade in der Zeitperiode so dringenden Arbeiten können nun zu rechter Zeit beseitiget werden, und ich kann überdies noch meine Leute, bei Meliorationen aller Art, die sonst ruhen müßten, nützlich und zweckmäßig gebrauchen.
2. Wenn im Winter wohlfeile Kornpreise eintreten, dagegen im Herbst der Preis des Saatgetreides hoch steht, — ein Fall, der nur zu oft eintritt! — so ist es ein großer Gewinn, wenn der Landmann Saatkorn verkaufen und dadurch von den höhern Preisen profitiren kann. Ich will den Fall nicht einmal in Anschlag bringen, daß er nun nicht in die unangenehme Lage kommt, für seinen eignen Gebrauch theures Saatkorn kaufen zu müssen.
3. Nicht nur die Schäfererei, sondern auch das übrige

Bieh kann nun zu rechter Zeit in den Stall gebracht werden. Ein Umstand, der für die Gesundheit der Thiere von großer Bedeutung ist!

4. Dadurch, daß der Wirth im Herbst über seine Arbeiter freier disponiren kann, ist er nun auch im Stande, alle Herbstarbeiten zu rechter Zeit zu beschicken. Dies wirkt natürlich auch auf die folgende Sommerfaat.

Es ist also unstreitig der Gewinn, der aus dem Gebrauch einer Dreschmaschine hervorgeht, sehr groß; nicht bloß für den einzelnen Landwirth, sondern auch für den ganzen Staat, weil wir durch die frühere, nicht übereilte Bestellung unsrer Felder, auch auf reichere Erndten rechnen können. Ja! ich möchte wohl sagen: der Nutzen, den wir durch allgemeinere Einführung zweckmäßiger Dreschmaschinen zu erwarten haben, ist gar nicht zu berechnen!

Damit ich mir indessen keine blinde Partheilichkeit zu Schulden kommen lasse, will ich auch das nicht unbemerkt lassen, was man allenfalls gegen diese Maschine einwenden könnte. Es ist wohl nicht so ganz unrichtig, wenn einige behaupten: Ein allgemeiner Gebrauch der Dreschmaschinen möchte doch wohl nicht so grade zu anzurathen seyn, weil es hier immer sehr viel auf einzelne Ortsverhältnisse ankommt. Die Maschine könnte also vielleicht für einen Wirth von großem Nutzen, für einen andern hingegen nur von

sehr geringfügigem Nutzen, wohl gar von nachtheiligen Folgen seyn.

Da hier alles berücksichtigt werden muß, was auf eine Wirthschaft Einfluß haben kann, so muß auch allerdings dieser Einwand nicht unbeachtet bleiben. Zu dem Ende will ich nachstehende Frage aufstellen und die Beantwortung derselben versuchen:

In welcher Lage muß der Landmann in Absicht seiner Wirthschaftsverhältnisse seyn, der sich diese Maschine anschaffen und mit Nutzen gebrauchen will?

Nach meiner Ueberzeugung beantworte ich diese Frage so:

Der Wirth, der in der Kultur seines Grundstücks schon merkliche Fortschritte gemacht hat; der seinen Futtersvorrath durch Klee und Wickheu vermehrt, gegen Futtermangel sich also vollkommen gesichert hat; der einen solchen Ueberfluß an Stroh hat, daß er es selbst nicht weiß, wie? und auf welche Art? er es am zweckmäßigsten in Dung verwandeln kann; der Wirth, der in dieser glücklichen Lage ist, der wende alles daran, sich in den Besitz dieser Maschine zu setzen. Man sage mir doch ja nicht, daß das Stroh, das die Dreschmaschine liefert, dem an Güte gleich komme, das wir durch das Handdreschen erhalten. Ich habe Winters- und Sommergetreide auf der Ma-

schine dreschen sehen, aber nach meiner Ueberzeugung finde ich den Unterschied zu groß, und ich möchte wohl behaupten, daß das Stroh, das die Maschine liefert, in Hinsicht der Fütterung nur zum halben Werth gegen das gewöhnliche Stroh gerechnet werden kann. Selbst als Schneidestroh hat es keinen sonderlichen Werth, und zu Dachstroh taugt es gar nicht.

Das schloddrige Stroh vom Lagergetreide, das bekanntlich viel mulscher \*) ist, als das nicht gelagerte, giebt auf der Maschine noch mehr Spielen, \*\*) als schieres Stroh, wovon man sich sogleich durch den Anblick überzeugen kann. Zwar schütteln unsre Drescher, wenn sie ihre Lage abgedroschen haben, das Sommerstroh ebenfalls mit der Gaffel durch einander, aber es bleibt doch mehr zusammenhängend und strippig, \*\*\*) so, daß das Vieh die Lehren mehr zusammen fassen kann. Dies ist nicht der Fall, wenn das Stroh über die Maschine gegangen ist.

Was nun die zur Maschine erforderliche Menschenzahl betrifft, so wird sich diese auch nie so ganz genau bestimmen lassen. Theils wird es darauf ankommen, welchen

---

\*) Mulsch; etwas das durch Feuchtigkeit mürbe, schon zu verderben anfängt. U. d. N.

\*\*) Kurze Enden Stroh; etwa wie Stoppeln. U. d. N.

\*\*\*) So, daß noch ohne große Mühe vollkommene Strohhalme herausgezogen werden können. U. d. N.

welchen Stand die Maschine im Zimmer hat, nemlich: wie nah oder fern das zu dreschende Getreide liegt, theils aber auch darauf, ob das Getreide gar aus andern Zimmern herbei geholt werden muß. Zwar soll diese kleine schwedische Dreschmaschine transportabel seyn, aber diese Prozedur ist so ganz leicht nicht. Es gehört dazu eine besondere Vorrichtung und es muß durchaus ein kunstverständiger Mann zu Hülfe genommen werden, der das Aufsetzen der Maschine anordnet. Mehrere Unfälle haben es schon gezeigt, daß eine gar große Behutsamkeit und Genauigkeit beim Aufstellen nöthig ist, wenn nicht alles zertrümmert werden soll. Will man aber das Getreide von einem Zimmer zum andern fahren, so ist es so gut, als ob man den ganzen Winter hindurch erndtet, und dies kann doch nicht ohne merklichen Körner-Verlust abgehen.

Noch verdient die Lage unsrer Arbeitsleute ganz vorzüglich berücksichtigt zu werden. Es ist nicht genug, daß man nur dafür sorgt, ihnen Arbeit zu geben; sie müssen auch leben können. Sobald aber der Rostocker Scheffel Roden einen Thaler und drüber gilt, so wird ihnen ihre Subsistenz erschwert. Sie können freilich andre Geschäfte verrichten, als dreschen, aber sie können, wenn die Kornpreise hoch sind, bei dem gewöhnlichen Tagelohn nicht bestehen. Hier ist also durchaus eine billige Ausgleichung nöthig.

Auf größern Gütern, wo das Mergeln stark getrie-

ben wird, ist man schon zum Theil dahin gekommen, und mit der Zeit wird dies allgemeiner werden, daß man mit eignen Leuten den jährlichen Erndtseegen nicht mehr ausdreschen kann, und daher aus der Nähe und Ferne fremde Drescher zu Hülfe nehmen muß, die nicht aller Orten leicht zu haben sind. Landwirthe, die sich schon in dieser Lage befinden, sind gezwungen, sich eine Maschine anzuschaffen, sie mögen wollen oder nicht, wenn nicht der übrig bleibende Kornvorrath den Rätzen und Mäusen zur Speise dienen soll.

Es ist also, ohngeachtet aller vorhin angeführten Bedenklichkeiten der Nutzen dieser Maschine so groß und augenscheinlich, daß der Gewinn, den sie geben muß, nicht alles Unangenehme, das sich vielleicht mit der Zeit auch mehr beseitigen lassen wird, reichlich überwiegen sollte. Ganz vorzüglich aber wird dann der Nutzen erst groß werden, wenn der Wirth sich seinen Futtervorrath völlig gesichert und auch veredelt haben wird. Vor der Hand wird es genügen, wenn wir im Herbst unsern Saatweizen und Saatrocken, und den Winter hindurch das Lagerkorn mit der Maschine dreschen, so wird noch immer so viel übrig bleiben, daß wir unsre Menschen damit beschäftigen können.

Da die Maschine nun schon an mehreren Orten in Thätigkeit ist, so kann es nicht fehlen, daß wir nicht bald mit derselben aufs Reine kommen sollten. Nur fürchte ich den Fall: wenn große Hauptreparaturen

bei derselben nothwendig werden, Schwerlich würden unsre Professionisten dies bewerkstelligen können, da die Hauptstücke der Maschine von gegossenem Eisen sind.

A g r i c o l a.

---

### Nachschrift des Redacteurs.

---

Es wäre sehr gut, wenn mehrere unsrer Landwirthe, so wie unser braver und bedachtsam beobachtender Herr A g r i k o l a, ihre Meinungen und Ansichten über ein Werkzeug mittheilen wollten, das mit der Zeit dazu beitragen muß, unsrer ganzen Feldwirthschaft einen ganz andern Schwung zu geben. Mehrere Beobachtungen dieser Art, an mehreren Orten, mit verschiedenen Maschinen angestellt, müssen zum sichern Durchschnitts-Resultat führen. Beobachtungen, die bei einer einzelnen Maschine angestellt sind, können nie entscheidend seyn. Die eine oder die andre dieser Maschinen kann schon durch ihre Konstruktion besser oder schlechter seyn; es können bei der Aufstellung Fehler begangen seyn, die sich sogleich nicht ausmitteln lassen, sondern nach anhaltendem Gebrauch sich erst entdecken; es können nach der Lage des Standorts Umstände eintreten, die lange versteckt bleiben und einen großen Einfluß auf den Gang und auf den Effekt der Menschen haben; ja! — es kann auch wohl zuweilen an den Arbeitern selbst liegen, die bekanntlich die

fen Maschinen nicht hold sind. Alle solche Gegenstände verdienen berücksichtigt zu werden, ehe man die Maschine eines Fehlers zeihen will. Ich will nur ein Beispiel anführen, um das hier Gesagte zu bestätigen.

Nach dem, im 1sten Stück dieses Jahrganges von *Bellin* mitgetheilten Bericht, drischt die dortige Maschine völlig gut aus und das Stroh unterscheidet sich so gar sehr von dem gewöhnlichen nicht, nur daß es nicht zu Dachstroh taugt. Von einem andern Orte \*) ward mir berichtet: daß auf der Maschine abgedroschene Stroh müßte erst durch Handdrescher nachgedroschen werden, weil fast der vierte Theil der Körner in den Aehren bliebe. Beide Berichte, so sehr sie sich widersprechen, können doch der Wahrheit völlig angemessen seyn, nur mit dem Unterschied, daß der letzte Berichtserstatter wahrscheinlich auf einen sehr wesentlichen Umstand, der an sich eine große Kleinigkeit ist, nicht geachtet hat. Man glaubte nemlich an dem Orte, wo die in Rede stehende Maschine aufgestellt war, der Fehler müsse an den Walzen liegen, welche die Halme durchschieben. Nach dem eingesandten Bericht zu urtheilen, scheint es nemlich die Meinung des Berichtserstatters zu seyn: daß die Körner von diesen Walzen ausgerieben werden müssen, da diese Walzen doch nur dies einzige fördern: die Aehren und Halme durchzuschieben. Hat also diese Maschine nicht rein ausgedroschen, so lag es höchstwahrscheinlich daran, daß: entweder die Trommel zu weit von den Walzen entfernt war, oder sie war mit zu wenig Leisten versehen. Jeder einzelne dieser Umstände ist schon hinreichend, daß die Maschine nicht rein ausdreschen kann; vielleicht traten hier beide ein. Ich werde hoffentlich nächstens Gelegenheit haben, mehr über diese Materie mitzutheilen.

\*) Der Name des Orts entscheidet hier nichts. Ich nenne ihn nicht, weil es vielleicht dem Besitzer dieser Maschine unangenehm seyn möchte. Ich hoffe noch auf andre Berichte von dort.

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Neuntes Stück.

Den 27sten Februar 1817.

---

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland besonders in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie.

---

Vom Herrn Garten-Inspektor Schmidt zu Ludewigslust.

---

Der allerhöchsten Gnade meines allergnädigsten Herrn verdanke ich es, daß mir keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, wenn es darauf ankommt, meine Kenntnisse auf irgend eine Art zu bereichern. Wenn gleich meine Reisen, — so wie meine Wißbegierde, mir im Leben schon ein bedeutendes gekostet haben, und wenn es auch vielleicht möglich ist, daß ich nie in eine solche Lage kommen mag, in welcher ich das entwickeln kann, worauf mein stetes Studium vorzugsweise gerichtet war, nemlich: schöne Natur-Anlagen zu schaffen, so habe ich doch die Genug-

thuung, daß ich an meinem Theil gethan habe, so viel ich vermogte. Ueberdies haben meine Reisen, so wie das Treiben in der großen freien Natur, mir so manchen Seelengenuss verschafft, den Weichlinge und bequeme Menschen nie empfinden, und deren Rück-erinnerung mir noch oft süße Stunden gewährt.

Daß ich diese genußreiche Reise machen konnte, das verdanke ich besonders der Güte des Herrn Oberst v. Both, den ich nach Amsterdam begleiten durfte. Herr v. Both war schon oft in Holland gewesen; bereitwillig und zuvorkommend erhielt ich von Ihm über alles wissenwerthe lehrreichen Aufschluß, und dankvoll wird mir Seine entgegen kommende Güte in Erinnerung bleiben, mit welcher Er, auch nicht ganz unbedeutende Opfer nicht scheute, wenn Er glaubte, meine Ansichten berichtigen und meine Kenntnisse bereichern zu können.

Da die Reise gleichsam im Fluge ging: so konnte ich nicht so sammeln und beobachten, wie ich es gewünscht hätte. Ich kann also nur Bruchstücke liefern, und werde mich hinreichend belohnt halten, wenn ich den Lesern dieser schätzbaren Annalen, statt interessanter Belehrungen, die sie zu erwarten berechtigt sind, nur eine, vielleicht doch nicht ganz unnütze, Unterhaltung anbiete.

Am 23ten May fuhr ich von Ludwigslust ab und fand bei Dammereek den, in einer etwas

beschützten, nach Süden abhängigen Lage stehenden  
Felsen so, daß er grade Uebren ansehen wollte. Am  
24sten traf ich dies zwischen Bergedorf und Ham-  
burg, wo man bekanntlich früh säet, häufiger; das  
Getreide gab überall Hoffnung zu einer reichen Erndte.

Am 25sten früh um 5 Uhr fuhren wir von Ham-  
burg über die fast eine Meile lange Brücke und den  
Damm nach Haarbürg. Welch ein Prachtan-  
blick gewährte diese schöne Brücke, die von den Ham-  
burgern unter dem französischen Joch so schnell errich-  
tet werden mußte.

Herr von Both kommandirte hier 1813 die  
Mecklenburger unter dem General Lettenborn,  
dahero mußte mir die Beschreibung von der Stellung  
der Alliirten, so wie auch der Feinde, imgleichen die  
Bezeichnung der täglichen Angriffe, aus dem Munde  
eines Sachkundigen, ein höchst interessante Unter-  
haltung seyn.

Unter dem schwarzen Berg bei Haarbürg, so  
wie auch auf diesem Berge selbst, fielen bekanntlich  
zwischen den Russen und Franzosen blutige Gefechte  
vor. Letztere hatten hier Batterien errichtet, welche  
die Russen nehmen sollten.

Von Haarbürg nach Tostede, nemlich  
auf der andern Station, ist die Kunst-Strasse durch  
Berge durchgegraben, und mit diesem Gewinn von  
Erde sind oft Tiefen von 30 bis 50 Fuß aufgefüllt.

Diese Kunst=Strasse führt über **D s n a b r ü c k** nach **W e s e l**; sie entstand unter der französischen Occupirung. Die Gegend zwischen **H a a r b u r g** und **L o s t e d e** ist öde und traurig. Alle Höhen und Thäler sind mit Haide bewachsen, worauf sich Haideschnucken nähren, die, in Absicht ihrer Größe sich wie kleine Lämmerchen zu den Schaafen verhielten, die ich vier Tage später in Holland sah. Natürlich ist diese Gegend wenig bevölkert und angebaut; Etwas mehr hebt sie sich bei den Flecken **R o t h e n b u r g**. Doch ist die ganze Strecke von 12 Meilen von **H a a r b u r g** nach **B r e m e n** so wenig in ökonomischer als mahlrischer Hinsicht reich zu nennen.

Die Wälle **B r e m e n s** sind abgetragen und man hat statt derselben geschmackvolle Promenaden und Parthien geschaffen, welches alles auch sehr zierlich und nett unterhalten wird. Das Schauspielhaus, das von dieser neuen Schöpfung umgeben ist, hat hier eine vorzüglich schöne Lage. Die Gruppierung der Pflanzung könnte besser seyn, sonst aber ist diese beschränkte Anlage schön und zweckmäßig geordnet. Die Mühlen welche an der Weserbrücke angebracht sind, beleben den Fluß und schaffen viel Interesse. Die jenseitige Vorstadt **B r e m e n s** ist weit bedeutender als die nach der Hamburger Seite. Bei **B r e m e n** war der Rocken 3 Fuß lang und versprach eine reiche Erndte. Die schönen Wiesen an der Weser geben einen herrli-

chen Anblick. Bis etwa 2 Meilen von Bremen findet man überall schöne Kultur, dann aber wird die Gegend wieder ärmer und tiefer. Das Getreide war in diesen sandigen Gegenden nur schlecht, und wollte bei der nasskalten Witterung sich nicht seiner Vervollkommenung nähern. Indes fing in der Gegend von Diepholz der Holzwuchs an sich zu heben und zu bessern. Zwischen Leuwarden und Bohmde gibt es treffliche Wiesen. Zwischen Bohmde und Dsnabrück fand ich eine Eiche von ganz ungewöhnlicher Dicke.

Zwischen dem saubern und freundlichen Dsnabrück und Tppenbühr stieg der Weg größtentheils zu einer bedeutenden Höhe gegen 3 Meilen fort. Hier werden viele Steinkohlen gewonnen. Dann senkte sich der Weg und im mahlrischen Thale liegt Tppenbühr. Zwischen Tppenbühr und Rheine an der Ems findet man an einem kleinen Fluß im waldigten Thale ein Eisen-Gußwerk, so wie auch einen Eisenhammer. Beide sind aber unter der französischen Herrschaft fast ganz eingegangen. Dieses Werk samt allen dazu gehörigen Gebäuden giebt der stillen Waldscene ein eigenthümlich schönes Ansehen. Zu Rheine fand ich am 26sten May in des Postmeisters Garten Spinat, große Bohnen und Erbsen in Blüthe. Die Luzerne wuchs in dieser Gegend wild; sie ward zum erstenmal gemähet.

Bei der Stadt, hart an der Ems ist ein Kalksteinbruch. Hier ist die ganze Ems aufgestaut, um das Wasser nach der zu beiden Seiten gebaueten Mahl- und Schneidemühle zu leiten. Der Wassersturz, der durch die Stauung der Ems erzeuget wird, erhöheth durch das ununterbrochene Geräusch die Unnehmlichkeit eines Ruhesitzes auf dem Kalksteinbruch ungemein.

Die Gegend von Rheine nach Bentheim ist flach, zum theil sumpfig, wo nichts mein Auge auf sich zog als das in der Ferne liegende Schloß Bentheim und die hie und da am Wege blühende *Pinguicula vulgaris*.

Bentheim liegt auf einem hohen majestätischen Sandsteinfelsen, von wo aus man in die Grafschaft Steinfurt, Tecklenburg, in das Münsterische, ja weit in Holland hinein blickt. Das feste Schloß ist zum Theil von den Franzosen zusammen geschossen. Im innern des Schlosses befindet sich tief in Sandstein ausgehauen ein Brunnen. Kein Feind konnte daher der Besatzung das Wasser abschneiden. Zwei große Wassertonnen sind an einer Kette befestiget, und vermdge eines großen Tret-Rades wird die volle Tonne herauf und die ledige herunter geführet.

Der größte Theil des Städtchens Bentheim liegt auf eben dem Berge, auf dessen Spitze das Schloß dominiret. Ueberall bricht man Steine, aus welchen

Treppen = Stufen, Fenster = Verzierungen, Schleifsteine und mehrere andere Sachen gehauen werden. Dieser Stein ist besser als der Pirnaische und soll so gut als der Bremer Sandstein seyn. Man bauet hier ganze Häuser davon und umgiebt die Höfe und Gärten mit einer Mauer von diesen Steinen. Es lag hier etwas hannöversches Militair, welches unter andern auf dem Schloße mehrere Gefangene der Grafschaft, die unter hannöverscher Herrschaft stehet, zu bewachen hatte.

Bier und eine halbe Meile von B e n t h e m trafen wir des Abends am 27sten in D o l d e n, dem ersten holländischen Städtchen, ein. Das schöne Spiegelglas in den Fenstern, die großen Spiegel über die Kamine, und die überall herrschende große Reinlichkeit überraschte mich sehr angenehm. Der Zwischenraum dieser beiden Stationen bestand, so weit das Auge reichte, aus einer Fläche, die ganz mit Heide bewachsen war. Man sah wenig Ortschaften, wenig Acker-Kultur, nicht einmal Buchweizen fand ich. Ueberall suchte mein Auge vergebens die schönen holländischen Viehweiden; nirgends erblickte ich einen Baum von einiger Bedeutung. So ging es den andern Morgen bis gegen D e v e n t e r anfänglich nicht besser; die Wege waren auch nicht besser als sie es von D s n a = b r ü c k nach B e n t h e m waren, jedoch fanden sich nun schon Birken und Ellern an, und hin und wieder war die Straße zur Seite mit Eichen und Buchen bes

pflanzer. Etwa auf dem halben Wege von D e l d e n nach D e v e n t e r fanden wir einen reinlichen, netten Land-Krug, wo ich den ersten Genever Wachholder-Brantewein schmeckte. Hier fand ich die Lief- Ehst- und Curländische Sitte; nemlich bei jedem Krüge ist ein großer Stall oder ein Schauer; man fährt, wenn man anhalten will, da hinein, macht die Thüren zu, bedeckt die Pferde mit Decken und giebt, so warm sie sind, — die Holländer fahren rasch, — ihnen sogleich Wasser, darauf werden den Pferden gleich kleine Krippen vorgestellt, worin Hafer oder Brod geschüttet wird. So wie diese Fütterung nun verzehret ist, werden die transportablen Krippen zurückgezogen, die Thüren geöffnet und man fährt vorwärts. Diese Sitte, so wie manche Equipagen, selbst in der Art der Ausspannung, hat auffallend viel ähnliches mit dergleichen in Lief- und Rußland. Wahrscheinlich hat P e t e r der erste diese Manieren von Holland nach Rußland verpflanzt.

Bei dem festen Ort D e v e n t e r fand ich das schönste Getreide von 4 bis 5 Fuß Höhe; so schön war mir auf der ganzen Reise noch nichts vorgekommen. Euphorbia cyparissias fand ich nahe bei D e v e n t e r in der schönsten Blüthe. Die Wiesen längst der I s s e l waren vortreflich. Die I s s e l war mit mehreren Schiffen belebt, die von hier nach der Z u n d e r S e e und der M a a s gehen. Das Glacis

der Festung war früher mit schönen Linden geziert, aber die alles verheerenden Franzosen hatten auch diese bis dicht über die Erde abgehauen. In dem netten Deventer zeichnet sich die schöne Ghentiner Kirche mit ihrem imponirenden hohen Thurm, in welchem ein schönes Glockenspiel befindlich ist, so wie das Stadthaus oder Rathhaus, sehr vortheilhaft aus.

Von Deventer nach Apeldoorn zwei Meilen, ward noch an der Kunst-Straße gearbeitet, deren Kosten-Anschlag, wie man versicherte, 109,000 Gulden betrug. Von hier nach Amsterdam, Rotterdam, nach dem Haag und überall wo Kunst-Straßen sind, sind sie vortreflich; nirgends sah ich sie so schön, selbst die von Peterhof nach St. Petersburg ist nicht so schön.

Bei der Anlage der Kunst-Straßen wird hier so verfahren: Wo keine Lokal-Hindernisse vorhanden sind, — und deren giebt es in Holland, wo man größtentheils Heidegegenden findet, es sey denn, daß die sich durchkreuzenden Kanäle die Arbeit erschweren, nicht viele, — dort wird, so viel dies zu erreichen ist, eine gerade Linie ausgesteckt. Zu beiden Seiten derselben sicht man noch zwei andere Linien, in einer Entfernung von etwa 25 bis 30 Fuß von der Mittellinie ab. Nun wird die Mittellinie abgewogen und nach diesem Niveau wird die ganze Breite so geebnet, daß der Weg überall von der Mitte nach beiden Seiten einen kleinen

Fall hat, damit, nachdem alles geebnet ist, das Wasser nach beiden Seiten einen Abfluß hat, wo es in den, etwa 6 Fuß breiten und 2 bis 3 Fuß tiefen Gräben, die zu dem Ende gezogen werden, aufgefangen und abgeleitet wird. Ist dies nun in Ordnung so wird der mittlere Theil etwa 12 Fuß breit mit Klinker in der hohen Kante ausgesetzt und so dicht wie möglich gepflastert. Dann werden die Klinker mit Sand übergefahren, damit die kleinen Zwischenräume ausgefüllt werden. Dadurch erhält alles eine große Festigkeit und Dauer. Auf diesen Wegen rollen die schwer beladenen mit 2 Pferden bespannten Wagen in einen immerwährenden kurzen Trab weit leichter fort, als auf dem Wege von Bremen nach Deventer, obgleich hier die Fuhrwerke mit 3 bis 4 Pferden bespannt sind.

Jenseit der beiden Gräben wird an den Orten, wo sich feuchtliegender Sand findet, der Damm mit Kiefern, *Pinus sylvestris* bepflanzt, der Heideboden 10 bis 12 Fuß breit rajolt, und nun werden zunächst am Graben Eichen und Büchen im weißen, gelben und rothen Sande mit dem besten Erfolg gepflanzt. Beiden Arten dieser Bäume, welche man aus künstlich angezogenen Forsten nimmt, werden 12 Fuß lang alle Aeste genommen und die Köpfe abgehauen. Sie machen also im ersten Jahre eben die Figur wie unsre neugepflanzte Pappel Weiden, und treiben aus dem harten Holze neue Schößlinge. Die untern

Triebe werden beim Hervorkommen abgedrückt und so bilden diese Bäume schon im zweiten Jahre eine schöne Krone. Wenn sie aber dicht stehend gepflanzt werden so bilden sie einen neuen graden Trieb; so sah ich hier eine Menge gepflanzter Eichen von 70 bis 80 Fuß hoch. Man muß eine solche imponirende Pflanzung auf einem so schlechten Boden sehen, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich existirt. Nach unsern hiesigen Ansichten übertrifft dies fast allen Glauben, und ich kann mir diese vorzügliche Vegetation selbst nicht anders als dadurch erklären: — denn das bloße Rajolen kann unmöglich in einem so schlechten Boden eine solche kräftige Vegetation bewirken, — daß vielleicht überall nahe am Meer, so wie auch an solchen Flüssen, die mit dem Meer in Verbindung stehen, sich viele Salz-Theile abgesetzt haben, die im Stande sind, eine so glückliche Vegetation zu befördern. Man könnte vielleicht glauben, daß aufgeschwemmte See-Muscheln und Schnecken eine solche Fruchtbarkeit veranlassen möchten, allein ich fand an dieser Straße in dem frisch rajolten Boden, keine Spur davon \*).

---

\*) Es ist wol nicht zu behaupten, daß der am Meer gelegene Boden, wenn er auch nur in einer kleinen Entfernung vom Meere liegt, durch Meersalz könnte fruchtbar gemacht werden. Wolte man auch wirklich diesen Salztheilen eine fruchtbarmachende Kraft zugestehen, welches doch wol sehr zu bezweifeln ist, so würde doch

Ob nun auch unser verdienstvolle Herr Forst = Inspektor Becker dies glauben wird, weiß ich nicht, da er durch eigene Ansichten überzeugt seyn will, daß bei uns, besonders auf freiliegenden hohen Landstraßen, keine Wallnußbäume gedeihen können \*). Ich wünschte, daß Herr Becker es möglich machen

---

nur die hart am Meer gelegene Küste dieser Wohlthat theilhaft werden können, denn in weitere Entfernungen würde das Meerwasser, da es durch den Sand filtrirt worden, seine Salztheile längst abgeseht haben. Es ist also bloß die eigenthümliche und nie versiegende Feuchtigkeit des Bodens dieser Art, wodurch die Vegetation gefördert wird. Die Dünen zu Warnemünde geben hievon den überzeugendsten Beweis. Auch hier sind so wenig aufgeschwemmte Konchylien als sonstige Körper, die dem Boden Nahrungstoff für Pflanzen geben könnten, und welche üppige Vegetation stellt sich dem Auge an allen den Stellen dar, die gegen das Zustrohmen des Flugandes gesichert sind! —

A. d. R.

\*) Auf Bocusy bei Dömitz, einer der höchsten und sandigsten Gegenden im Lande, könnte übrigens Herr Becker sich hievon, wenn auch nur im Kleinen, die Ueberzeugung verschaffen, denn dort fand ich, in Begleitung unsers großen Mineralogen, des Herrn Professors Schubart, 30 bis 40jährige gesunde Wallnußbäume. Wo sich nun einige Bäume der Art ohne künstliche Pflege gut befinden, dort können auch Tausende gut gedeihen.

A. d. Verf.

könnte, einmal eine Lustreise, nur bis Utrecht vorzunehmen; ich möchte mich wol dafür verbürgen, daß er seine Behauptungen zurück nehmen würde. — Gewiß es sollte mich freuen, wenn irgend einer unter unsern vermögenden und unternehmenden Gutsbesitzern mir den Auftrag ertheilen wollte, eine Allee von Walnußbäumen auf seinem Gute anzulegen; ich wollte es beweisen, daß meine Vorschläge keine Hirngespinnste sind; ja! wäre ich ein reicher Mann, ich wollte es auf meine Kosten übernehmen. Daß ich übrigens den Weiden so unhold seyn sollte, als Herr Becker es mir vorwirft, darüber habe ich mich in meinen Vorschlägen zur Verbesserung der Landstraßen offen genug ausgesprochen. Nur liebe ich die gekröpten Weiden, so wie alle verstümmelte Bäume nicht an den Landstraßen. — Der Leser verzeihe mir diese kleine Abschweifung, die mir hier nicht am unrichtigen Ort angebracht zu seyn scheint, indem ich zugleich dem Herrn Becker hiemit meine herzlichste Hochachtung versichere, wenn auch unsre Ueberzeugungen in diesem Punkt nie zusammen treffen sollten. — Ich kehre also wieder zu den holländischen Wegen zurück. —

Zunächst an den vorgeannten auf beiden Seiten der Kunststraße gepflanzten Linien von Eichen und Buchen, folget eine Linie Birken; wo der Boden feucht genug ist, eine Linie Ellern, nach diesen ein paar Linien Roth Tannen, *Pinus Abies L.* Man fährt also fast

immer zwischen Laubhölzer, indem die äußern Seiten mit Nadelhölzern bepflanzt sind, die den Laubhölzern zum besondern Schutz dienen. Dies giebt dem Auge den angenehmen Anblick, daß sich fortwährend, so lange man die Kunst-Strasse passirt, immer zu beiden Seiten ein dunkler Hintergrund darstellt. Auch maskiren die Nadelhölzer die traurige Gegend selbst dann noch, wenn die Laubhölzer entlaubt sind. Eine solche Pflanzung verdiente doch wohl in unsern, zum Theil traurigen Gegenden, z. B. zwischen K a r s t a d t und E l d e n a und an andern Orten Nachahmung. Diese Pflanzungen, welche unter der Regierung L o u i s N a p o l e o n s fast von D o r t h u y s e n bis nach dem Königlichem Jagd-Schlosse L o o gemacht sind, gleichen schon jetzt einer gut bestandenen Waldung; nur hie und da, wo sich eine kleine Lücke findet, siehet man links und rechts Berge und Thäler mit Heidekraut bewachsen, nach einigen Jahren aber wird diese Täuschung so auffallend seyn, daß man in einem großen künstlichen Wald zu reisen glaubt.

Zu A p p e l d o r, wo ein sehr activer und hoflicher Postmeister war, so wie der in D o r t h u y s e n samt seinen erwachsenen Kindern eben dies Lob verdient, besitzt der berühmte Admiral R i n g s b e r g ein Landhaus nebst einem großen Garten; doch alles ohne Pracht und Glanz. Schöne große Röhre weideten in einem großen abgerickten Theil des Gartens.

Alles schien hier so Anspruchlos zu seyn wie der ehrwürdige Greis selbst, der sich bescheiden auf seinen Landsitz zurück gezogen hat.

Bei Ammersfort, einer schönen mit prächtigen Kirchen versehenen Stadt, wird der Boden besser. Es ist etwas mehr als gewöhnlicher schwarzer Wiesensboden, der dem an der Elbe liegenden Marschboden ziemlich gleich kommt. Dies Land ist in Koppeln getheilet, die mit Rnicke umgeben sind. Dieser Boden wird durchgehends tief gepflügt, auch zum Theil gegraben. Dies Land wird nun alle 2 Fuß von Süden nach Norden mit Steigen durchschnitten; diese Steige werden in der Tiefe von einem bis anderthalb Fuß ausgeschaufelt und der Auswurf wird rechts und links auf die schmalen Beete geworfen, wodurch diese erhöht werden. Dann werden die eben nicht genau nach der Schnur laufenden Rabatten geharkt und größtentheils mit zwei Linien Virginischen, auch wol nur mit gemeinen Taback, *Nicotiana rustica* bepflanzt, und zwar so, daß die in der Linie befindlichen Pflanzen einen Fuß von einander entfernt sind. Die Pflanzen werden in Kasten gezogen, die man meistens mit Papier-Fenstern zudeckt. Ein großes Kapital steckt in den vielen sehr großen und geräumigen Magazinen, in welchen die Tabackblätter getrocknet werden. Ein Beweis, daß der Tabacksbau in diesen Gegenden einen bedeutenden Gewinn geben muß. Der beste Kanaster von Americ

lanischen Blättern kostete in Amsterdam 6 D.  
 Am 28sten trafen wir spät am Abend in Utrecht  
 ein. Eine Meile vor und hinter Utrecht trifft man  
 auf eine Menge der trefflichsten Landhäuser, — hier  
*Campagna* genannt — alle mit Gräben um-  
 geben, und mit Kanälen durchschnitten. Mehrere die-  
 ser Gebäude sind von schöner, imponirender Architek-  
 tur. In der Regel ist die Auffahrt des Hauses, so wie  
 man es in großen Städten findet, mit dem Namen des  
 Besitzers bezeichnet. Hie und da finden sich zwischen  
 den großen Häusern auch kleine, deren Bewohner  
 sich vom Milchverkauf und vom Gemüsebau nähren.  
 Alles zeugt hier von Industrie und Wohlhabenheit.  
 Die Gärten fand ich zum Theil recht geschmackvoll an-  
 gelegt, aber fast alle Pflanzungen arm. Jeder Be-  
 wohner hat eine Hänge-Esche *Fraxinus exelsior pen-  
 dula*, eine Blüthen-Buche, *Fagus atropurpurea*, einen  
 Bohnen-Baum, *Cytisus Laburnum*, so wie eine Ba-  
 bylonische Weide, *Salix babilonica* vor seinem Hause  
 stehen. Diese Gruppen fand man fast auf den Rasen  
 eines jeden Gartens. An die äußerste Grenze der  
 Gärten, die fast überall mit Gräben umgeben waren,  
 theils um mit dem Auswurf des Grabens die Gegend zu  
 erhöhen, theils aber um sich eine eingefriedigte Grenze  
 zu schaffen, auch um Wasser zu haben, fand ich die  
*Mespilus germanica*, genießbare Mispel, verwiesen, die  
 in diesem allerfeuchtesten Platz recht gut vegetirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Zehntes Stück.

Den 6ten März 1817.

---

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland besonders in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie.

(Fortsetzung.)

Der fast immer aufgeschnittene Bohnenbaum — an die alte steife Manier, die Bäume und die Natur durch das Beschneiden zu verhunzen, kleben die Holländer zum Theil noch sehr — blühet damals schon in voller Pracht; so wie auch der persische Flieder, da ersterer hier in Ludwigslust erst am 18ten Juny in Blüthe trat. So war in Verhältniß in Holland alles in der Pflanzenwelt um 3 bis 4 Wochen weiter als hier; gleichwohl war es dort so kalt wie hier und die Witterung sehr abwechselnd.

Aber ein ganz eigenes Gefühl des Wohlbehagens muß den ergreifen, der diese Gegenden, wo hunderte von Gärten und Landhäusern diese sterile Umgebung ver-

schönern, bereiset, wenn er anders für das, was menschlicher Fleiß hervor bringen kann, nur einiger Maßen Sinn hat. Hier, wo die Natur nur mit der größten Kargheit sparsame Gaben aus ihrem Füllhorn gespendet hat, hier wird man gezwungen, den menschlichen Fleiß nach seinem wahren Werth zu würdigen. Wenn fast bei jedem Tritt die Ueberzeugung vor Augen liegt, daß die Natur hier fast nichts als Heideboden und hie und da struppiges Wacholder-Gesträuch schuf, und daß nur der angestrengteste menschliche Fleiß die schönen, mit üppiger Fülle prangenden Wiesen dem Meere gleichsam abzwang, — wahrlich! so muß man eine Nation ehren und achten, die ein solches Zauber-Gebilde schaffen konnte, und jeder Baum, von menschlicher Hand mühsam gepflanzt und gepflegt, verdient den Segen des vorüber wallenden Wanderers.

Welchen Genuß bereiteten nicht diese Menschen sich selbst, ihren Nebenmenschen, jedem gefühlvollen Reisenden und selbst noch späten Nachkommen. Ich an meinem Theil ward durch diesen Zauber so innigst gerührt, daß ich Freudenthränen vergoß, und mein Dankgefühl zum Allvater, der diese schöne Menschen-Schöpfung gut gedeihen ließ, war so innig als herzlich. \*)

---

\*) Hätte nicht unsre Moskowsche Commüne sich schon längst eine eben so herrliche Lobrede auf den Warne-

Utrecht selbst ist eine schöne Stadt mit 30,000 Einwohnern. In der Stadt selbst ist eine treffliche, 2000 Fuß lange Promenade mit 8 Reihen großer Linden besetzt. Hier finden oft Volksfeste und Spiele statt. Im Universitäts-Garten sah ich außer einer schönen Sammlung anderer Pflanzen vorzugsweise im Freyen dominiren die schöne *Salisburia adiantifolia*. Dieser Japaneser befand sich hier recht wohl. Er war gegen 25 Fuß hoch und hatte einen Fuß im Durchmesser. An den Kirchtürmen und auf den Stadtmauern wuchsen Exemplare von *Goldlak*, *Cheiranthus Cheiri*, zu Tausenden, die eben in voller Blüthe standen. Diejeniaen, die den höchsten Platz am Thurm der Domkirche einnahmen, mochten sich etwa an 140 Fuß über der Erde befinden.

Die Domkirche, in deren Gebiet sich der Saal befindet, wo der Utrechter Friede geschlossen ward, ist ein imponirendes Gebäude. Ein Theil davon ist abgebrannt, woraus bei einer Kirche solcher Größe die gewiß seltene Erscheinung hervorging, daß die Kirche vom Thurm getrennt ist. Admiräle und ausgezeichnete Männer lagen in vollem Costüm in Marmor ausgehauen auf ihren Ruhelisten. Auch diese waren der frevelnden Hand der Franzosen nicht entgangen;

---

münder Dünen bereiten können? — Man vergleiche hiemit den nächstfolgenden Aufsatz.

U. d. R.

deun sie hatten ihnen Nasen und Ohren abgehauen.

Von Utrecht nach Amsterdam fängt der Weg an sich allmählich zu senken und von der letzten Station bis Amsterdam sieht man wenig Häuser und Gärten, weil man sich zwischen lauter Wiesen und Weiden befindet. Hier gehet das Vieh zum Theil bis an den Bauch im Grase und wird noch überdies mit Bier: Trebern und andern Dingen gefüttert. In der Nähe der kleinen Landwirthschafts = Gebäude hat man kleine Plätze abgerichtet, wo man Kälber, Hammel und Schaaf, ja! selbst gewaschene Schweine grasen siehet. Die großen ungemein viel Milch gebenden Kühe, deren Euter bis über die Hefen herab hängen, Kälber von 2 bis 300 Pf. schwer, und Hammel, mit welchen die unsrigen verglichen fast nur wie Lämmer ins Auge fallen würden, gewähret dem, der für Viehzucht und Oekonomie sich interessirt, einen genußreichen Anblick. Ueber das gewichtvolle handelsreiche weltberühmte Amsterdam noch etwas sagen zu wollen, das gehöret nicht hieher. Enormer Reichthum und große Armuth, besonders unter den Juden, sind dort sehr hervorstechend. Ich hatte hier sogleich am ersten Abend den großen Genuß, die Madame Sessi vom Wiener Hof = Theater singen zu hören. Die schönen Kirchen, deren Thürme fast alle mit Glockenspielen versehen sind, imponiren sehr; noch

mehr aber die hohen Gewölbe der Kirchen, die sich selten unter hundert Fuß, oft aber zu 180 Fuß Höhe empor heben. Uebrigens ist in diesen großen Kirchen Simplizität und Reinlichkeit an der Tages Ordnung.

Im Hortus Medicus zu Amsterdam wird eine seltene und schöne Pflanzen-Sammlung angebaut. Der Elenchus Plantarum Horti Medici Amstelodamensis von 1814 enthält 1997 Geschlechter, und wieviel Arten eines Geschlechts werden nicht hier gezogen! — Die seltensten Pflanzen waren wohl unter andern *Thamus elephantopus* ein schönes großes Exemplar; *dionea muscipula*, virginischer Sumpffliegenfänger. *Amaryllis gigantea* \*); *Cactus alata*; *Quercus suber*. Dieser Kork-Eichenbaum stand im Freien und ward, wie *Aucuba japonica* und mehrere andere zärtliche Pflanzen im Winter mit Moskowschen Matten umwickelt. *Ilex bromelifolia* machte hier unter der großen Menge von Florens lieblichen

---

\*) Die Zwiebel hat der vormalige König von Rosenfranz um 1000 Gulden gekauft und dem medizinischen Garten geschenkt. Die Kaiserin Josephine erhielt ebenfalls ein Exemplar von Herrn Rosenfranz um 1000 Gulden, so wie Fürst Esterhazy eine kleinere Zwiebel um 600 Gulden. Ich sah die Abbildung dieser Blume beim Hrn. Rosenfranz; der Durchmesser der Dolde enthielt fast zweihalb Fuß.

Kindern eine wunderschöne Wirkung. *Cupressus disticha* hielt unten am Stamm fast 2 Fuß im Durchmesser. Der Hortulanus Jan. Pfister, ein österreicherischer Unterthan, stand dem Garten mit großem Fleiß und Liebe vor, wovon alles im Garten das beste Zeugniß gab. Er war auch, welches in Holland zu den Seltenheiten gerechnet werden muß, — mittheilend und entgegen kommend, denn er beschenkte mich mit manchen seltenen Exemplaren für mein Herbarium. Am 1sten Juny fuhr ich von Amsterdäm nach Harlem in 2½ Stunden mit der Treckscheut; ein mit einem Berdeck versehenes und von einem Pferde gezogenes Fahrzeug, etwa so groß wie unsre Dömitzer und Voitzeburger Elb-Kähne. Mit diesen Fahrzeugen, die von jeder bedeutenden Stadt Hollands zur andern in jeder Stunde oder auch alle zwei Stunden regelmäßig abgehen und ankommen, auch zum Theil sogar in der Nacht, fährt man sehr billig und dabei so schnell, als das Pferd im kleinen Trott fort trabt. Man fragt nicht erst lange, ob man mitfahren kann, sondern man setzt sich ohne weitere Umstände in die Treckscheut, und so wie mit dem Schlag der Uhr die bestimmte Stunde ertönt, fährt man ab. Auf dem halben Weg gehet der Schiffer mit einem Beutel in der Hand zu jedem Passagier um die gesetzliche Fracht, die in einem gedruckten Reglement bestimmt ist, welches man in jedem dieser Fahrzeuge

angeschlagen findet, einzufordern. Presserey und Aufenthalt findet nirgends statt, wohl aber ist überall für die höchste Bequemlichkeit der Reisenden gesorget; denn man braucht nicht von einer Stadt zur andern zu fahren, wenn man dies nicht will, sondern man kann eine oder ein paar Stunden mitfahren, läßt sich dann nach Belieben aus Land setzen und zahlt auch nur für die Strecke Weges, die man gefahren ist. Eben so wird man auch, wenn man Belieben findet, vom Wege ab ins Schiff oder in die Treckscheute aufgenommen.

Die Harlemer Kirche ist mit der vorzüglichsten Orgel in Holland gezieret, die dem Organisten eine reiche Quelle der Einnahme schafft, indem sich fast jeder Reisende von einiger Bedeutung und jeder Freund der Tonkunst darauf vorspielen läßt.

Der berühmte Blumist Herr Schnevogt, hatte außer einer Menge von Zwiebelbeeten, auf welchen noch Tulpen und Ranunkel in Blüthe standen, die einen Prachtanblick gewährten, eine bedeutende Topfpflanzen-Sammlung. Unter seinen freistehenden Bäumen zeichnete sich eine 18 Fuß hohe Gleditsia inermis sehr aus. Bei dem Blumisten, Herrn Rosenfranz, fand ich eine Sammlung von 200 Species Erica's (Heide-Pflanzen) in deren Vermehrung und Cultur er besonders glücklich war. Azolea, Andromeda, Kalmia, Rhododendrum, Linnæa borealis

und mehrere schöne Pflanzen, wuchsen bei ihm im Freien wie Quecken; eine leichte Laub- und Reifig-Bedeckung war alles, was sie im Winter erhielt. Auch fand ich bei ihm ein Exemplar von *Pinus palustris*, deren Nadeln bekanntlich 10 bis 12 Zoll lang sind. Dieser Baum, der etwa 12 Fuß hoch seyn mochte, stand hier im Freien bei seinem Hause zwischen *Liriodendron*, *Salisburia*, *Magnolia*, *Cupressus disticha* und mehreren andern schönen Bäumen. Eine Wohnung zwischen so großen ausländischen Bäumen giebt nicht nur dem Hause sondern auch allen Umgebungen desselben ein fremdartiges Ansehen.

Die Blumisten, Gebrüder van Aiden ziehen ebenfalls eine Menge seltener und schöner Topfpflanzen wie auch ausdauernder Bäume und Sträucher zum Verkauf, von welchen ich nur *Robinia tortuosa*, *Aristolochia maqui*, *Fagus pendula*, *Gleditsia sinensis*, *Fraxinus nana*, und *Fraxinus monstrosa* der Seltenheit wegen bemerke.

Auch die Gebrüder Mohrbeck haben eine schöne Sammlung ausdauernder Bäume und Pflanzen; auch ziehen sie, außer einer Menge seltener Zwiebeln, schöne Topfgewächse. In der Regel sind alle nicht gar seltene Pflanzen in Holland theurer als in Deutschland. Herr Garten-Inspector D t t o, Vorsteher des Berlinischen botanischen Gartens, der auf königliche Kosten zur Bereicherung dieses Gartens eine Reise nach England

gemacht hatte, ging jetzt zu eben diesem Zweck nach Holland und kaufte in Harlem manche seltene Pflanzen.

Herr van Marum, Professor der Botanik in Harlem, der sich besonders durch die Beschreibung seiner ungewöhnlich großen Elektrifirmaschine berühmt machte, theilte bekanntlich auch die Entdeckung mit: aus welchen Pflanzen sich vorzugsweise der Torf im Bassin seines Gartens gebildet hatte. Diese Pflanze ist keine andere, als die Wasserlinse (*Conferta rivularis* L.) und das Wassertausendblatt *Myriophyllum spicatum* L. Aus der Pflanze war nach der Behauptung des Herrn v. Marum in fünf Jahren ein Torf entstanden, der, nachdem er getrocknet und verkohlt worden, eine Kohle gab, wie Torf von mittelmäßiger Schwere. Das Bassin seines Gartens ist jedoch nur klein, so wie der Garten selbst nicht groß ist. Der Garten ist im neuern Geschmack angelegt.

Im Hintergrunde stehen die Bäume und Sträucher derjenigen Klasse, wovon vorne die ausdauernden und annuellen Pflanzen die Klasse bezeichnen. Wer mit dem System bekannt ist, der wird durch die Stellung der Pflanzen — die Topfpflanzen sind ebenfalls in diejenigen Classen einrangirt und mit den Töpfen eingegraben, wohin sie gehören — so geführt, daß er auf jeden Gang des Gartens trifft. Kommt er nun zur 24sten Classe, so hat er den ganzen Garten mit

seinem schönen Pflanzenschatz durchwandert und ist nun wieder am Ausgange des Gartens. Der alte Herr van Marum hatte die Güte, mich selbst herum zu führen, und schien erfreuet zu seyn, daß es mir in seinem Garten sehr gefiel. Seine Pflanzen waren so wie die im Leidenschen botanischen Garten alle nach Person geordnet. Vom Herrn van Marum eilte ich in mein Quartier und legte meine kleine Pflanzenbeute ein. Am andern Morgen früh, als Harlem jedoch schon aufing sich mit den Amsterdammern zu beleben, die am ersten Pfingsttag fleißig zu den Harlemer Gärten wallfahrten, eilte ich wieder aus dem Thore nach dem Garten und zum Landhause der Madam Boski. Dieser Garten war mir als der größte und schönste bei Harlem angerühmt. Ich durchwanderte eine große Strecke Wiesen und Viehweiden. Oft fand ich Wallfisch = Rippen auf den Weideplätzen eingegraben, an welchen die Kühe gebunden werden, die während des Milchens nicht stille stehen wollen. Man bindet ihnen überdies auch noch die Hinterfüße. Die Nähe dieser, der Madame Boski zugehörigen Campagne, kündigte überall Pracht und Reichthum, im Verein mit der größten Reinlichkeit an. Der Eingang im Garten führte durch schattigte Alleen zu der schönen Wohnung derselben, die auf einem Hügel lag. Da die meisten Holländer nicht blöde auch nicht gar höflich sind: so

glaubte ich ihnen am besten zu gefallen, wenn ich ganz ihre Manier copirte. Ich ging also dreist in den Garten hinein, obgleich dies eigentlich jedem Fremden untersagt ist, und fragte nach dem Blumisten, dem ich jedoch anfangs absichtlich aus dem Wege ging. Ich wünschte nemlich diesen gepriesenen Garten, so viel möglich, ganz allein zu durchwandern, um zu sehen, wie er mir gefallen würde. Am Ende stieß ich aber doch auf den Blumisten, einen gebornen Schweden. Der Mann war zwar sehr artig, aber er versicherte mir, er könne meine Wanderung nicht eher gestatten, bis er die Erlaubniß des ersten Gärtners hätte. Ich fragte ihn: ob dies ein Deutscher sey; da er dies bejahete, war ich froh, in der sichern Erwartung, daß dieser Mann mir nicht nur alles zeigen, sondern mich auch noch wohl in den Dünen der Nordsee — die Holländer nennen eine See ein Meer und das Meer eine See — begleiten würde. Aber ich hatte mich gewaltig verrechnet! Dieser Deutsche war mehr als ein Holländer, er bedachte sich so gar erst lange, ob er mir den Garten, den ich schon zur Hälfte gesehen hatte, könne zeigen lassen. Sein Zögern verdross mich, da ich ihm zuvorkommend höflich entgegen gekommen war. Ich fragte nach dem Weg zu den Dünen, indem ich ihm unter andern deutsch heraus sagte: daß ich lieber dort in Gottes freyer Natur, Pflanzen suchen wolle, als so lange zu warten, bis es ihm belieben

würde, mich in seinem steifen holländischen Garten herum führen zu lassen. So viel ich nun im Innern des Gartens, so wie auch an der Aussen Seite desselben, die ich fast ganz umgangen war, zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, so überzeugte ich mich bald, daß ein großer Theil dieses Gartens früher in holländischem Geschmack angelegt gewesen. Die geraden Linien, die nicht überall durch neue Pflanzungen maskirt waren, zeugten zur Genüge von dieser meiner Entdeckung. Indessen waren da, wo das Haus stand, so wie auch an der äußersten Grenze schöne Parthien entworfen, durch zu künstliche und steife Pflanzung aber war die berechnete Wirkung nicht nur nicht erreicht, sondern zum Theil sogar verhunzet. So wie indessen jede Sache immer auch etwas Gutes hat, so war es auch hier. Die neuen, vom Hause entfernten Pflanzungen, die zugleich die Grenze des mit Pallisaden umgebenen Gartens bildeten, bestanden größtentheils aus jungen Eichen = Pflanzungen. Diese waren in unregelmäßigen, 4 Fuß entfernten Linien, 4 Fuß auseinander gepflanzt. Nach Verlauf von etwa 10 bis 12 Jahren werden sie nahe an der Erde abgehauen und als Brennholz benutzt, das in Holland sehr rar ist. Nun gräbt man den Zwischenraum im Frühjahr tief um, und bepflanzt ihn mit Kartoffeln, die hier 10 und mehrere Jahre hindurch keine andere Düngung, als von dem abfallenden Laube erhalten. Sie gedeihen hier nicht

nur sehr gut, sondern es gewinnt auch durch dies Umgraben und Behacken der Kartoffeln, der Wuchs der jungen Eichen ungemein. Diese Forst- und Gartenkultur gefiel mir sehr, und sie verdienet wohl in großen Gärten nachgeahmt zu werden. Denn ein solcher Wechsel schafft, wie gesagt, in großen Gärten mehr Mannigfaltigkeit und größern Nutzen, als das ewige Einerley einer geschmacklosen Mischung von Bäumen und Sträuchern, bei welchen auf Colorit und auf den Baumwuchs so wenig, als auf die Wirkung desselben Rücksicht genommen wird. Ich habe diese nützliche Methode für holzarme Gegenden in der Folge noch oft in holländischen Gärten gesehen. — Die schnurgrade laufenden Kanäle dieses großen Gartens, waren mit soliden Brücken und Schleusen versehen, um durch letztere dem Wasser die Richtung zu geben, wohin man es zu haben wünschet.

Gleich hinter diesen Garten kam ich in die Dünen. Hier fand ich zu meiner nicht geringen Freude, nachstehende Bäume und Pflanzen: *Quercus Robur* und *Quercus pedunculata*, *Populus nigra*, *Mespilus oxycantha*, *Hippophae rhamnoides*, *Rubus caesius*. Auch diese Bäume und Sträucher wachsen bei uns wild, aber gewöhnlich im bessern Boden wie hier.

Noch fand ich *Berberis vulgaris*; *Ligustrum vulgare*, *Rosa Lotus uliginosus*; *Asparagus officinalis*; *Phalaris arenaria*; *Briza media*; *Convallaria*

*polygonatum*; *Arenaria ciliata*; *Cerastium arvense*,  
*viscosum* und ovale; *Erodium ciconium*, *Carex*  
*arenaria*, *Polygala vulgaris* und *Polygala vulgaris*  
*β alba*. Die schöne, hier ganz niedrig auf dem  
 Sande liegende *Rosa pimpinellifolia β minima*, die  
 in voller Blüthe stand und in diesen wüsten Dünen  
 einen erfreulichen Anblick gewährte, sammt der  
*Orobanche caryophyllacea* waren diejenigen Pflanzen,  
 welche mir die mehrste Freude gewährten. Dieser  
 reizende Anblick ward durch die Nachbarschaft des  
 majestätischen Nord- Meers noch mehr erhöht. Aber  
 da die Wellen ziemlich hoch gingen und das Meer  
 ganz schwarz ausfah, so war es doch ein Schauer er-  
 regender Anblick; indessen milderte sich, da ich noch  
 eine viertel Meile vom Meer entfernt war, diese  
 fürchterlich prachtvolle Scene so sehr, daß ich mich  
 auf einen etwa 60 Fuß hohen Sandberg setzte, und  
 diesen hehren Schauplatz der Natur, wo das Auge  
 des Zuschauers sich in das Gebiet des Unermeßlichen  
 verliert, recht lange nachdenkend betrachten konnte.  
 Aber es dauerte nicht lange, so störte ein empfind-  
 licher Frost meine einsamen Betrachtungen; denn  
 es war auch in Holland um Pfingsten so kalt, daß  
 man einheizen mußte. Ich wanderte, um mich  
 nicht in den Dünen zu verirren nach Harlem  
 zurück, legte meinen Fund ein, frühstückte, setzte  
 mich um 12 Uhr in die Treckscheut, und war um

4 Uhr in dem schönen, vormalß mehr wie jetzt berühmten Leiden, das mehr als irgend ein anderer Ort mich mit seinen Reizen an sich zog. Leiden ist, nächst Amsterdam, die größte Stadt in Holland. Bekanntlich waren hier die berühmtesten Tuch-Manufacturen, aber die Engländer haben die Fabriken durch die endlosen Erfindungen ihrer unzähligen Maschinerien, ruinirt. Die Volksmasse Leidens hat sich um zwei Drittel vermindert. Man siehet eine große Stadt wo Pracht und Keuschheit sich einander die Hand bieten, die aber jetzt nur 40.000 Einwohner haben soll, da Amsterdam 250.000 zählt. Der Platz in Leiden, der durch das Auffliegen eines mit Pulver beladenen Schiffes eine Menge Häuser zertrümmerte, ist nunmehr vom Schutt gereinigt, und mit Ulmen und Linden bepflanzt. Dieser giebt in der Folge eine große und angenehme Promenade. Die Kanäle 40 bis 60 Fuß breit, befinden sich hier, wie in Amsterdam, in der Mitte zwischen zwei Reihen Häuser. Zwischen den Häusern und dem Kanal laufen die Straßen. Gewöhnlich ist der Kanal noch mit großen Linden und Ulmen umgeben, man wandelt daher fast allenthalben im Schatten, selbst in den Straßen. Wo keine Kanäle in den Straßen sind, und die Breite der Straßen es nur irgend erlaubt, findet man gewöhnlich in der Mitte der Straße eine Linie von Bäu-

men gepflanzt, in deren erquickenden Schatten man am angenehmsten lustwandelt. Das mit vielen Thürmen geschmückte Stadthaus, so wie die vielen prächtigen Kirchen und Thürme, die fast alle mit Glockenspielen versehen sind, geben durch die Verschiedenheit der Architektur, eine angenehme Unterhaltung. Es befindet sich hier noch eine kleine alte Burg auf einer Höhe, wo im Jahr 1815 Wellington das Frühstück eingenommen haben soll. Der Berg der die Burg trägt, ist an der aufsteigenden Seite, noch ganz nach acht holländischer Manier mit Laubwerk, das mit Muscheln ausgeleget ist, gezieret.

Es gibt prächtige Häuser in dem schönen Leiden, unter welchen das Universitäts- und anatomische Gebäude wohl so ziemlich den ersten Rang behauptete. Die Häuser einiger Professoren sind hier von außen schöner als das Palais des Königs im Haag. Der botanische Garten ist ganz von Häusern umgeben. In dem, auf der Südseite liegenden Flügel des Universitäts-Gebäudes, war das aus Paris hieher geschaffte Naturalien-Kabinet; damals war es aber noch nicht zur Hälfte ausgepackt. Ein solcher Schatz, wie dieser, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Im botanischen Garten wurde eine Menge von Topfpflanzen gezogen. — Der Professor der Botanik, der zugleich ein Mediciner ist, befand sich beim Lazareth in Brüssel. (Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

——  
Fünftes Stück.

Den 13ten März 1817.

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland be-  
sonders in Rücksicht der Gartenkunde und  
Oekonomie.

(Beschluß.)

Hier fand ich eine merkwürdige Esche, *Fraxinus excelsior*, die der berühmte *Boerhave* noch gepflanzt haben soll. *Quercus sempervirens*, *salicifolia* und *pendula* hatten hier eine bedeutende Höhe erreicht.

Die Prachtpflanze wie sie mir der *Hortulanus* beschrieb, *Argentia lutea*, die ich jedoch nirgends beschrieben finde, vermehrte sich hier stark. — Der hiesige *Hortulanus* war zwar ein Holländer, aber er machte eine Ausnahme von der Regel, denn er war sehr dienstfertig; auch theilte er mir mehrere Exemplare für mein Herbarium mit.

Der von *Leiden* nach dem *Haag* führende Kanal gehet mitunter mitten zwischen den Dünen

durch. Man fährt zwischen einer Menge Gärten hindurch, die zum Theil mit sehr schönen Land- und Gartenhäusern gezieret sind. Die Abwechslung ist so schön und mannigfaltig, daß das Auge bei der schnellen Durchfahrt nicht im Stande ist alle Schönheiten aufzufassen. Man zeigte mir auch in der Ferne den Garten, in welchem der große L i n n e e gelebt und gepflanzt hat. Der schöne H a a g mit 40,000 Einwohnern, der ebenfalls zum Theil mit Kanälen durchschnitten ist, verdienet die Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden. Ich besuchte bei dem H a a g den B o s c h, in welchem ein königliches Schloß liegt. Dieser königliche Park hat viele Aehnlichkeit mit dem Berliner Thiergarten, nur sind die Eichen hier viel schöner als bei Berlin. Zwischen dem B o s c h und der Stadt liegt ein großer eingeschlossener Rasenplatz, worin nur wenige Bäume sind; dieser Platz wird der Thiergarten genannt. Es waren einige Dammhirsche darin, auch befand sich etwa in der Mitte ein Pulverturm. Da der Fremde nur selten eine freundliche Aufnahme in den Gärten Hollands findet, so war ich schon abgeschreckt und besuchte sonst nichts, als nur das, was frei und offen war. Ich sah daher den Garten Ihrer Majestät der Königin so wenig, als den beim Pallast der General-Staaten. Das Wenige, das ich von außen wahrnehmen konnte, genügt nicht, etwas zum Lob

oder zum Tadel derselben zu sagen. Die Königin beschäftigt sich am liebsten mit Malerei und Gärtnerei. Von Haag nach Schevelingen, einem Fischerdorfe, wo jedoch, obgleich der Haag nur kaum eine Stunde davon entfernt lieget, Kaufleute und Gastwirthe in Menge sind, führet eine schöne Kunststraße. Zu beiden Seiten derselben prangen die schönsten Eichen und andere Waldbäume, die alle gepflanzt sind. Kaum entfernet man sich 40 bis 60 Schritt links von der Kunststraße, so befindet man sich mitten zwischen den unfruchtbarsten Dünen, und hat das Meer vor sich. Zwischen dem künstlichen Wald und den Dünen fand ich wild: *Quercus Robur* und *Quercus pendunculata*; letztere in Blüthe. Die in den Harlemmer Dünen befindlichen Bäume dieser Art sängen dagegen, des wenigen Schutzes wegen, jetzt erst an Blüthe zu entwickeln. Auch fand ich hier *Populus alba* und *Populus tremula*; *Acer Pseudoplatanus*; *Betula alba*; *Betula Alnus*; *Tilia europaea*; *Solanum dulcamara* und mehrere andre Gewächse. Alle auf den Harlemmer Dünen!

Schevelingen ist bekanntlich dadurch berühmt, daß auf dieser Rhede die Holländer einen großen Sieg über die Engländer erfochten. Auch schiffte sich der König hier ein, als er emigrirte, und landete hier auch wieder, als die Franzosen Holland geräumt hatten. Fischerböte, 73 an der Zahl, große und kleine,

lagen bereit, in jeder Stunde sammt und sonders in die See auf den Fischfang zu gehen, sobald der Wind aufhören würde, kontrain zu seyn. Es ist eine alte Sitte, daß alle Fischerböte ohne Ausnahme, den Tag nach Pfingsten, in die See gehen, wenn nicht durchaus widriger und stürmischer Wind, wie es diesmal der Fall war, dieß verhindert. Am zweiten Pfingsttag werden die Netze mit allen dazu gehörigen Apparaten, dem Auge gefällig ausgestellt, es ist nemlich an diesem Tage Kermis oder Volksfest in Schevelingen und man rechnet, daß vom Haag, von Amsterdam und von andern Orten her sich an 30,000 Menschen zwischen dem Haag und Schevelingen auf der Rhede befinden. Hier sah ich etwas was ich noch nirgends sah; Frauen, die nach dem Haag Fische auf dem Kopf zum Verkauf trugen, brachten auf eben die Art ihren Nothbedarf an Holz, den sie im Haag gekauft hatten, zurück. Da sie hart am Meer liegen, und kein Holz haben, so holen die hiesigen Landsleute ihren ganzen Holzbedarf aus der Stadt. Equipagen mit Hunden auch mit Ziegen bespannet, die von darin sitzenden Knaben gefahren wurden, sah ich hier so wie in Rotterdam. Arundo arenaria, wovon nur Ueberbleibsel vom vorigen Jahr zu sehen war, waren nahe an der Küste in parallel laufenden Linien in Menge gepflanzt, wodurch der Sand mehr Bindungskraft erhält, folglich dadurch den

Meereswellen mehr widerstehet. Außerdem fand ich hier noch *Caucalis arvensis*; *Brassica polymorpha* und mehrere andere schon bei *Haarlem* gefundene Pflanzen. Vor dem Thore beim *Haag* sah ich eine Pracht = Windmühle, drey Stockwerk hoch aufgemauert, dann erst kam die eigentliche Windmühle. Von der Spitze des grade in die Höhe stehenden Windmühlen = Flügels bis auf den Grund, betrug die Höhe dieser Mühle über 100 Fuß. Eine ähnliche sah ich bei *Rotterdam*. So viele Windmühlen und von einer so schöne Bauart, als man sie hier siehet, findet man selten an andern Orten. Bei *Schiedam* sieht man vorzüglich eine gar große Menge.

Der Herr Oberster v. *Both*, der sein Geschäft in *Haag* beendiget hatte, wollte nun die Rückreise über *Utrecht* antreten, welches auch von hier aus allerdings der richtigste Weg war. Aus Güte gegen mich, wählte indessen Herr von *Both* die Tour über *Rotterdam*. Wir fuhren über *Delft*, welches wegen eines vorzüglichen Glockenspiels berühmt seyn soll. Zwischen *Delft* und *Rotterdam* traf ich eine Allee von Lombardischen Pappeln, die erste bedeutende Allee, die ich von diesen Bäumen in *Holland* fand. Auf dieser Straße sah ich vorzüglich schön stehenden blühenden und abgeblühten Winter = Rapps; auch den ersten Weizen, den

ich auf meiner ganzen Reise durch Holland bemerkte. Der Flachs war 6 bis 12 Zoll hoch; alles stand vorzüglich. Die ganze, fünf Stunden lange Strecke, vom Haag nach Rotterdam, ist flach, und jeder Getreidebau wird auf aufgebrochenen Weideplätzen gemacht. \*) Zwischen den hier liegenden trefflichen Wiesen und Weideplätzen sah man oft unabhsehbare Torfmdhre. \*\*) Die Industrie der Holländer gehet so weit, daß sie selbst da, wo sie des vielen Wassers wegen den Torf nicht mehr tiefer stechen können, sich auf andre Art zu helfen wissen. Zu dem Ende bedienen sie sich eines Werkzeuges, das vollkommen Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Kesser hat, mit dem man Fische fängt. Ueber einen eisernen, an einer langen Stange befestigten Bügel wird nemlich ein, von Bindfaden sehr eng geflochtenes, Netz befestigt. Mit diesem Werkzeuge versehen, setzen sie

---

\*) Wahrscheinlich doch nur die erste Saat? —

A. d. N.

\*\*) Die ungeheure inländische Torf-Consumtion, und die bedeutende Ausfuhr des Torfs mußte, wenn er sich nicht zum Theil nach und nach wieder erzeugte, einen großen Theil des flachen Hollands in einen See verwandeln. Im ersten Augenblick bringt sich der Gedanke auf, daß da, wo man Land und Boden aufbrennet, beydes nur durch Wasser ersetzt werden kann; und an Wasser ist bekanntlich in Holland kein Mangel.

A. d. Verf.

sich in den Kahn und fischen aus dem Grund des Wassers die Torfmasse heraus, werfen diese, die nichts als purer Schlamm ist in den Kahn, und wenn dieser beladen ist, so fahren sie ans Ufer, werfen den Torfschlamm in ein von Brettern zusammengeschlagenes Behältniß, so, daß die Masse etwa 8 Zoll hoch zu liegen kommt. Haben sie nun auf diese Art einen bedeutenden Raum angefüllt, so lassen sie die Masse etwas abtrocknen, stechen sie dann in gewöhnliche Torf = Soden, und fahren den Torf, wenn er trocken ist, ab. Dieser Torf ist nun so gut wie geschlemmt; — er soll ganz vortreflich heitzen.

In Rotterdam, seiner Lage nach ein zweites Venedig, besuchten wir, nachdem wir von der Admiralität die Erlaubniß erhalten hatten, das erst kürzlich von England angekommene Dampf = Schiff, so wie auch einen beinahe fertigen Dreidecker. Hier war der bisher so sehr gelähmte Handel, worüber man in Amsterdam und überall so bittere Klage führte, schon etwas lebhafter. Mehrere Amerikanische Schiffe nahmen Genever und mehrere andere Waaren ein. Nirgends fand ich, hier so wenig, als an den übrigen Kanälen und schiffbaren Flüssen in den Städten Hollands, Brustgeländer, und doch soll es zu den Seltenheiten gehören, daß hier Kinder ertrinken. Von Jugend auf dazu gewöhnt und mit der Gefahr bekannt gemacht, weichen die Kinder, die ohne

hin sehr vertraut mit dem Wasser sind, der Gefahr aus. Etwas Aehnliches bemerkte ich in dem volkreichen Amsterdamm; die Menschen, ja selbst die auf den Straßen sich befindenden Hühner wichen, nicht eher den im Trott fahrenden Fuhrwerken aus, bis sie beinahe von den Pferden berührt wurden. Menschen und Vieh gingen dann bedächtlich nur so weit aus dem Wege, als es nöthig war, um nicht unvermeidlich übergefahren zu werden.

Am 4ten Juny, des Abends spät, trafen wir in der durch die vielen ehernen Tabakspfeifen Fabriken berühmte Stadt Gauda ein. In dieser Gegend ist die Viehzucht recht zu Hause, denn es giebt hier Bauern, die 150 bis 200 Kühe haben. Dies ist aber auch fast ihr einziger Erwerbzweig. Die vorzüglich schöne Butter, der delikate Käse, das herrliche Brod, und das vorzüglich schöne Fleisch: im Verein mit der höchsten Sauberkeit und Reinlichkeit, indem sogar die Landstraßen zum Theil mit Wasser besprenget werden, damit man nicht gezwungen wird, mit jedem Odemzug ein ganzes Maul voll Staub einzuschlucken, alle diese Gegenstände machen schon allein einen verlängerten Aufenthalt in Holland wünschenswerth.

Auf dem Rückwege nahmen wir von Deventer aus einen andern Weg, der etwas näher ist, als der, welcher über Snabrück führt. Da aber dieser Weg weniger als jener befahren wird, so wird man hier

nicht so schnell, und nur durch Ackerbürger, oder Bauer Gespanne expedirt; dies sind in der Regel wahre Krüppel-Gespanne. Braucht man 4 Pferde: so spannen zwei zusammen, und braucht man deren 6, so spannen oft drei Bürger oder Bauern zusammen. Nun will aber keiner seine Pferde verlassen, daraus entsteht denn oft ein zahlreicher und lächerlicher Zug. Die wenigsten dieser Fuhrleute haben Sättel; da nun das Reiten auf dem zugespitzten Rücken der abgemagerten Pferde etwas peinlich ist, so trottirenen sie in der Regel ganz geduldig neben ihren Pferden her.

Von Deventer gieng es nach Almelo und Dotmersum, auf dieser Strecke Weges giebt es keine Kunststraße. Auch die Ackerkultur empfiehlt sich in dieser Gegend nicht besonders; überhaupt fand ich hier nichts was auf besondere Empfehlung Anspruch machen konnte.

Zwischen Dotmersum und Nordthorn, dem ersten deutschen Städtchen, findet man unabsehbare Torfmdhre. Hunderte von deutschen Arbeitern kommen mehrere Meilen weit aus den umliegenden Gegenden hieher, um sich hier beim Torfstich ihren Unterhalt zu verdienen. In dem Theil der Grafschaft Benthem, den wir durchschnitten, hob sich die Ackerkultur im Vergleich mit der, die zwischen Dotmersum und Almelo betrieben wird, sehr vor-

theilhaft. Roden ward hier vorzugsmäßig gebauet; dieser stand vortreflich.

Von Nordhorn ging es über Lingen, das an der Ems liegt; — von dort nach Haselüne im Münsterischen; sodann über Kloppenburg im Oldenburgischen nach Bremen.

In dieser ganzen Gegend war der Boden nur mittelmäßig, zum Theil sehr schlecht, daher die Feldfrüchte nur sehr dürftig standen. Auf dem vier Meilen langen Wege von Kloppenburg nach Bremen hat man größtentheils Sandboden; zum Theil höchst unfruchtbar. Eine Meile vor Bremen waren fast alle Sandhügel mit der schönen Rauschbeere *Empetrum nigrum* bedeckt. Wir fuhren am 7ten des Abends von Rotterdam ab, und da wir Nacht und Tag durchfuhren, so trafen wir am 8ten des Morgens in Hamburg ein. In der sechsten Nacht schlief ich einige Stunden in Boizenburg. Ohngeachtet der vielen schlaflosen Nächte und der Strapazen einer solchen forcirten Reise, trafen wir hier am 9ten des Abends gesund und fröhlich wieder in Ludewigslust im Kreise der Unsrigen ein. Die Rückerinnerung, in sechs zehu Tagen so viel gesehen zu haben, schenkt mir noch jetzt unendlich vielen Genuß.

---

Ueber die Warnemünder Dünen. Bepflanzung;  
veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz des  
Herrn Garten. Inspektors Schmidt.

---

Alles, was der fleißig beobachtende Herr Verfasser von der bewundernswürdigen Vegetation auf dem, durch Kunst angepflanzten, sterilen Boden Hollands, in dem vorstehenden Aufsätze mittheilt, das bestätigt sich auch auf den Warnemünder Dünen. Nur freilich mit dem großen Unterschied, daß hier, wo an keine Schonung gedacht wird, wo Menschen die hervorsprossenden Pflanzungen zertreten, das Vieh die hervorgetriebenen jungen Schößlinge zertrampelt und zernagt, es freilich ein halbes Wunder ist, daß sich dennoch Gewächse, wenn gleich zum Theil nur sehr kümmerlich, lebendig erhalten. Daß auf diesen, im höchsten Grade sterilen Boden, der bis zu einer Tiefe von mehr als 16 Fuß, — so tief hat man bei Anlegung eines Brunnens wirklich gegraben, — nichts als klaren Flugsand enthält, der sich immer mit der Oberfläche gleich bleibt, dennoch mehrere künstlich angebaute Gewächse allen Verwüstungen der Elemente, muthwilliger Menschen und unvernünftiger Thiere trotzen, sich durch den, mit jedem Sturm neu herbei geführten, Sand, kraftvoll hindurch arbeiten, — davon kann sich jeder, dem dies nicht glaublich scheinen möchte, durch eignes

Anschauung überzeugen. Eine Hecke, mehr als 40 Ruthen lang, die aus der gewöhnlichen Pyramiden-Pappel besteht, würde, bei gehöriger Schonung und Pflege jetzt schon eine sehr gute Schutzhecke abgeben können, da sie, obungeachtet aller Mißhandlungen sich dennoch drei bis 4 Fuß hoch aus dem sich jährlich anhäufenden Sande wieder hervor arbeitet. Sogar die hier und da zwischen gepflanzte Elbweide, (*Salix vitellina*) wächst mit den Pappeln um die Wette. An einer Stelle, und zwar gerade da, wo der für die Dünen schädliche Nordwestwind scharf herüber streicht, hat sich das schöne *Lycium Europaeum*, der Bocksdorn, in voller Pracht erhalten. Es macht eine dichte, undurchdringliche Hecke, von etwa zwei Ruthen lang, in der Höhe von 6 bis 7 Fuß und ist eine vollkommene Schutzwehr gegen den, von Norden und Nordwesten her herbei strömenden Flugsand, der sich hinter derselben, fast so hoch, wie die Hecke selbst ist, aufgethürmt hat. Gleichsam allen Unfällen trotzend, treibt diese wunderschöne Hecke ihre, mit dem herrlichsten Laube und mit den schönsten Blüten prangenden Zweige über die drohenden Sandhügel empor. Eine Menge von Pappeln; — aufs wenigste gesagt: viele Hunderte, — kriechen kümmerlich ohne allen Schutz auf dem, allen möglichen Weiden ausgesetzten Boden. Sie scheinen nur darum allen möglichen Verheerungen der Menschen und der Elemente zu trotzen, um als

fortdauernde Ankläger gegen die Männer auftreten zu können, die, zum Theil unberufen und ohne die mindeste Kenntniß von solchen Dingen, durch ihr unfugtes Dareinreden die Sache als unausführbar verschrien.

Es mag vielleicht unnütz seyn, über einen Gegenstand ein einziges Wort zu verlieren, der längst schon der Vergessenheit übergeben zu seyn scheint. Allein ich habe, zu meiner nicht geringen Genugthuung schon anderweitig manche Erfahrungen gemacht, daß gut gemeinte Vorschläge, die ich vor mehr als 30 Jahren schon der öffentlichen Prüfung vorlegte, die damals nicht beachtet wurden, die ich aber demohngachtet wiederholt zur Sprache brachte, endlich Aufmerksamkeit erregten, von mehreren Seiten geprüft und sogar zur Ausführung gebracht wurden. Ich will hier nur bloß die Frage über die Separation der Bauerfelder und die Verbesserung der Bauernwirthschaften durch Einführung der Stallfütterung in Erinnerung bringen, die, als ich zuerst damit hervortrat, selbst von einsichtsvollen Wirthen als ein zwar gut gemeintes aber unausführbares Projekt eines Stubengelehrten beurtheilt ward. Jetzt ist dies bekanntlich ein sehr ernster Gegenstand der Großherzoglichen Kammer, indem man sich von der Ausführbarkeit sowohl, als auch von dem wohlthätigen Nutzen, die eine solche, mit Umsicht eingeleitete Reform zur Folge haben muß, lebendig überzeugt.

So findet also häufig ein gutgemeintes Wort am Ende doch einmal, und oft ganz unerwartet, eine gute Stelle. Was der eine nicht achtet, das ergreift vielleicht ein anderer; faßt die Idee lebhafter auf, nutzt eine glückliche Gelegenheit, um ihr Beifall und Ueberzeugungskraft zu verschaffen, und die Sache gewinnt eine gute Aufnahme und einen wirksamen Fortgang. — So kann es ja auch wohl unsren Dünen ergehen, daher will ich keine Gelegenheit vorbei gehen lassen, um die Aufmerksamkeit der zugeordneten Behörden wiederholt auf diesen Gegenstand zu leiten. Vielleicht, wenn mein Name längst vergessen ist, dankt es mir eine künftige Generation herzlicher als die lebende! — Was in Holland, auf gleichem, eben so sterilen Flugsande möglich gemacht ist, das sollte doch auch bei uns möglich gemacht werden können. Wie lange wollen wir Mecklenburger den Vorwurf geduldig tragen, daß wir so unempfänglich gegen alles Große und Gute sind? —

Sollte also einmal die Stadt den guten Gedanken wieder auffassen wollen, den verlassenen Dünen noch einmal ihre Aufmerksamkeit zu schenken, so würde es vor allen Dingen nöthig seyn, einen festen Plan zu ergreifen, der dann unabweichlich befolgt werden muß. Wie dieser entworfen werden muß, das habe ich ausführlich und oft genug dargelegt. Da aber nicht alles zur öffentlichen Kunde gekommen ist, so will ich die Hauptpunkte, besonders in so fern sie durch meine

nachfolgenden Erfahrungen noch mehr bestätigt sind, hier kurz wiederholen.

Zuförderst denke man darauf, die Einfriedigungs-  
Zäune, das einzige Mittel um den von Westen herbeis-  
trömenden Sand aufzufangen, wieder herzustellen.  
Werden diese nach den erforderlichen Richtungen an-  
gelegt, so können diese schon allein genügen, die so  
leicht bewegliche Oberfläche des Flugsandes zum Ste-  
hen zu bringen. Daß dies nicht nicht zuviel gesagt ist,  
das hat die Erfahrung gelehrt. Sobald der Boden  
gegen Stürme und gegen den zuströmenden Sand ges-  
ichert ist, vermehren sich die dort einheimischen Ge-  
wächse von selbst. Die ganze beträchtliche Abtheilung  
gleich diesseits Warnemünde, wo man jetzt ange-  
fangen hat, Gärten anzulegen, war im J. 1793 nichts  
wie lebendiger Flugsand. Ich ließ in der Richtung  
von Norden nach Süden bis fast zum Wege hin, einen  
Zaun ziehen, und schon im dritten Jahre nachher war  
dies ganze Revier in einer so üppigen Vegetation,  
daß man auf vielen Stellen hätte Futter werben könn-  
ten. So wie der Zaun nach und nach einging, so ver-  
sandete die Oberfläche wieder, die Gewächse verschwanden  
und an deren Stelle stellten sich die tief ausge-  
wühlten Löcher und Sandhügel wieder ein, so wie es  
jetzt am Tage liegt.

Diese Wiederherstellung der Zäune ist auch gar  
nicht eine so kostbare Sache, als es manchen scheinen

mag. Als i. J. 1794 die Zäune gefest wurden, mußte man, wegen der damals drohenden Gefahr eine große Menge derselben errichten. Wollte man jetzt die Arbeit wieder beginnen, so könnte man sich damit begnügen, alle Jahre nur etwas zu Stande zu bringen. Freilich würde es besser seyn, je mehr, je lieber, aber da doch jetzt durchaus gar nichts geschieht, so wäre ein kleiner Anfang, mit welchem Jahr für Jahr unausgesetzt fortgefahen würde, doch immer noch besser als gar nichts. Holz hat die Stadt im Ueberfluß; und grade das Holz, das hiezu genügt, ist von der Art, daß es doch nicht geachtet wird. Hunderte von Fudern verfaulen jährlich in der Heide und werden von Fröschen und Insekten verzehrt. Es kann also nur der Transport und das Arbeitslohn in Betrachtung kommen, und um beides zu mäßigen, müßten sich doch Auswege finden lassen.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Zwölftes Stück.

Den 20ten März 1817.

---

Ueber die Warnemünder Dünen. Bepflanzung;  
veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz des  
Herrn Garten-Inspectors Schmidt.

(Beschluß.)

Würde nun wirklich der Anfang mit diesen Arbeiten gemacht, so müßten freilich die Zäune auch nicht den Winter hindurch den Warnemündern Preis gegeben werden. Daß auch hierin Ordnung gehalten werden kann, wenn man nur ernstlich will, das hat ebenfalls bereits die Erfahrung gelehrt. Auch genügt es nicht, etwa alle Jahre ein Paar neue Zäune zu setzen und sich um die vorhandenen nicht weiter zu bekümmern; vielmehr muß, so lange bis die angelegten Pflanzungen in dem Zustande sind, daß sie sich selbst schützen, in jedem Frühjahr mit der Errichtung neuer Zäune auch zugleich die Ausbesserung der alten vorgenommen werden.

Dann erst, und nicht eher, kann man das Pflanzungs-Geschäft beginnen. Alles säen und Pflanzen, ohne sich zuvor mit den Zäunen Schutz verschafft zu haben, ist Spielerey und noch dazu eine Spielerey von nachtheiligen Folgen. Denn gedeihen kann nun einmal dort nichts, wenn man sich nicht durch die nothwendigen Vorkehrungen zuvor gesichert hat. Schlägt also nun dergleichen fehl, — sollte es auch nur von muthwilligen Menschen ruinirt werden, — so gewinnt das Geschrey der Unkundigen: „da sieht man es, daß hier nichts fortkommen kann!“ immer mehr ein geneigtes Gehör und die gute Sache kommt nie zu Stande.

Ich wiederhole es noch einmal: wenn man auch weiter nichts thun will, als bloß Zäune errichten, so wird man schon nach ein Paar Jahren Ursache haben, sich zu freuen. Die Oberfläche wird sich in wenig Jahren bald so benarben, daß auf den eingefriedigten Stellen keine Versandung zu fürchten seyn wird. Aber warum wollte man hierbei stehen bleiben, da man es in seiner Gewalt hat, nicht nur diese von Natur grauenvolle Gegend zu verschönern, sondern auch mit der Zeit der lästigen Erhaltung der Zäune, die, wenn man sich zu keinen Anpflanzungen entschließen will, fortdauernd erhalten werden müssen; ganz überhoben zu seyn? Man schreite also immer zu Anpflanzungen, aber auch hierbei verfare man mit Vorsicht, nicht nur

in der Auswahl der Gewächse, sondern auch, besonders wenn Holzpflanzungen angelegt werden sollen, die hier ganz eigentlich her gehören, in der nothwendigen Vorbereitung des Bodens, wozu ebenfalls einige Jahre erfordert werden.

Man sieht also, wenn das Anpflanzungsgeschäft mit Nachdruck, und so angefangen und fortgesetzt werden soll, daß man mit Sicherheit auf einen guten Fortgang rechnen darf, so muß man den sonderbaren Gedanken aufgeben, daß schon in den ersten Paar Jahren schöne englische Parks und angenehme Lust-Promenaden entstehen sollen. Den Unkundigen kann man dies freilich verzeihen, wenn sie sich, so wie dies bei der ersten Anlage wirklich der Fall war — die Hoffnung machen, daß die angelegten Pflanzungen nun auch sogleich zum Himmel empor wachsen müßten. Aber diese müssen dann auch so vernünftig seyn, und von Männern, die das besser verstehen, als es von ihnen verlangt wird, Bedeutung annehmen. Sie müssen es bedenken, wie es ihnen gefallen würde, wenn ein andrer, der von ihren Handthierungen und Gewerben nichts versteht, ihnen Vorschriften machen, und das, was sie in ihrem Verkehr treiben und beginnen, hoffmeistern und tadeln wollte! —

Dies wird aber, bei den Gesinnungen, wie die Menschen nun einmal sind, nie ausbleiben. Es werden sich, besonders in einer großen Kommüne, immer

welche finden, die ihre Stimmen erheben und, — so wie das gewöhnlich im Menschen Leben geht? — vielleicht die, die am wenigsten davon verstehen, werden am meisten zu meistern wissen, wäre es auch nur, um zu zeigen, daß auch sie ein Wort mitsprechen können. Das muß aufhören!

Selbst bei den Administrationen, die als eigentliche Behörden den Anstalten vorstehen, legen sich Hindernisse in den Weg. Schon der jährliche Wechsel der Vorgesetzten hat einen natürlichen Einfluß auf solche Anstalten, die Einheit und Festigkeit des einmal entworfenen Plans fordern. So hat vielleicht in diesem Jahre ein Mann die Administration, der das Werk gern und leidenschaftlich fördert; im künftigen hingegen tritt ein anderer die Regierung an, dem die ganze Geschichte zuwider ist. Auch muß man bedenken, daß die Vorgesetzten der Städtischen Deputationen, besonders wenn es Gelehrte trifft, so viele anderweitige Arbeiten und Geschäfte abzuthun haben, daß sie, selbst bei dem besten Willen, sich der Sache nicht so annehmen können, als es seyn muß, und als sie es selbst wünschen.

Bei so bewandten Umständen ist es durchaus nothwendig, daß dies Geschäft einem einzigen Manne übertragen wird, der die ausgedehnteste Vollmacht erhält, anzuordnen, was er für gut findet. Das, was

er vorschreibt, und die Arbeiten, die er anordnet, müssen, ohne daß irgend jemand drein zu reden hat, pünktlich befolgt werden. Er ist keinem verantwortlich, als der Behörde, die ihn beauftragt hat. Diese sorgt aber auch dafür, daß seine Fortschritte gefördert und ihm auf keine Art Hindernisse in den Weg gelegt werden.

In Ansehung der Kosten hat die Stadt es ja in ihrer Gewalt, diese Anstalt zu beschränken oder zu erweitern, wie sie will, wenn sie jährlich eine bestimmte Summe dazu ausseht, die nicht überschritten werden darf. Von dieser Summe legt der, dem die Anstalt übertragen ist, in einem festzusetzenden Termin Rechnung ab, da dann zugleich, die zur Rechnungsaufnahme verordnete Deputation bevollmächtigt werden kann, eine Besichtigung über die Fortschritte des verflossenen Jahres vorzunehmen, den Befund zu protokollieren und davon gehörigen Orts zu berichten.

Auf darf es nicht an den Hilfsmitteln fehlen, die zu einer solchen Anstalt erforderlich sind. Dahin rechne ich vor allen Dingen:

1. Einen Aufseher, auch wohl, wenn die Anstalt Fortgang gewinnt, deren zwey. Von diesen wird nicht nur gefordert, daß sie alle Beschädigungen von Menschen und Thieren verhüten, sondern sie sind zugleich die fortwährenden Arbeiter in den Pflanzungen. Diese ihre Arbeiten werden ihnen von

dem, der die Direktion hat, vorgeschrieben. Die Stadt hat Mittel genug in Händen, diesen Menschen ihr nöthiges Auskommen zu erleichtern, ohne daß ein so gar großer Aufwand an baarem Gelde nöthig wäre. Es wäre zum Nachtheil der Stadt, wenn sie gegen diese Leute geizig seyn wollte, da die Arbeiten, die, wenn die Sache Fortgang haben soll, fortwährend, mithin wenn man diese beständigen Arbeiter nicht hat, für theureres Tagelohn beschafft werden müßten, nun von diesen eigenen Arbeitern verrichtet werden.

2. Ein Gespann; anfangs genügt ein Gespann von zwey Pferden. Luchtige, starke, anderweitig schon abgediente alte steife Säule, die bei nöthigem Unterhalt noch einige Jahre dienen können, sind hier genügend. Der Aufwand zum Ankauf wäre also unbedeutend. Den Sommer hindurch müssen sie nichts kosten, da sie von den Dünen ernährt werden müssen. Sollte die Stadt sie auch in jedem Herbst wieder verschenken, so wäre kein Unglück dabei. Aber da auch selbst im Winter nützliche Arbeiten vorkommen können, so wird auch in dieser Jahreszeit, ohne eine theure Kornfütterung anzuwenden, für ihren Unterhalt gesorgt werden können. Ochsen wären wohl in so fern nützlicher, da der ausgediente Ochse noch immer an Schlächter verkauft werden kann, aber der Ochse taugt zu diesen Arbeiten nicht.

3. Einige Ackerwerkzeuge und Fuhrwerke. Diese

Ausgabe würde eben so unbedeutend seyn, als die Erhaltung derselben, die zum größten Theil von den Arbeitern selbst geschehen kann. Da hier keine Geräthschaften mit schwerem Eisengeschirr nöthig sind und die Stadt auch diese Kleinigkeit an dem hiezu erforderlichen Holze leicht hergeben kann, so wäre auch dieser Punkt sehr leicht zu beseitigen.

Nun wird man aber wohl die Einwendung machen: die Hauptfrage ist hiemit noch nicht beantwortet, wie und auf was für eine Art, mit welchen Gewächsen &c. die Anpflanzung selbst geschehen soll? — Dies muß wohl dem Manne überlassen bleiben, dem die Stadt die Förderung dieser Anstalt anvertrauen will. Findet die jetzt lebende Generation es für gut, das Werk anzugreifen, so möchte sich auch wohl Jemand finden, der ihrem Zutrauen entgegen kommen würde; will sie aber geduldig darüber wegsterben und leistet sie auf das Lob und den Segen der Nachwelt Verzicht, so wäre es unnütz ein Wort darüber zu verlieren. Da wir, so wie in allen Wissenschaften, also auch in der Kultur des Bodens, Fortschritte machen, so mögen unsre Kinder und Kindeskinde nach uns sich mit bessern Mitteln bekannt gemacht haben, einen solchen Boden zu bändigen. Sie finden dann freilich nichts vorgearbeitet; indessen die wenigen Gewächse, die jetzt noch vorhanden sind, werden, wenn sie nicht absichtlich zerstört werden sollten, durch ihr Daseyn ihnen die Ueber-

zeugung geben, daß auch dieser so widerspenstig scheinende Boden, bei gehöriger Pflege den Fleiß des Anbauers dankbar lohnt.

Hiermit könnte ich nun meinen Vortrag schließen, denn, um einen Gegenstand wieder in Erinnerung zu bringen, der über 20 Jahre der Vergessenheit übergeben war, wird dies völlig genügen. Allein ich möchte so gern diese Angelegenheit meinen jetzt lebenden Mitbürgern noch von einer andern Seite recht angelegentlich ans Herz legen. Bleibt mir dann auch kein anderes Verdienst, so wird man wenigstens meinen guten Willen nicht verkennen, mit welchem ich mich nicht nur der hiesigen Kommüne, sondern auch meinen ganzen Vaterlande, auch noch in dieser letzten Periode meines Lebens so gern nützlich machen möchte.

Wäre im vorliegenden Fall nur dies der einzige Zweck, der erreicht werden sollte: Eine ungeschlachte, traurige Gegend bloß zu verschönern, so würde es kaum der Mühe lohnen, darüber viel Worte zu verlieren. So sehr dies freilich in jeder Rücksicht einer wohlhabenden Kommüne zur Ehre gereicht, wenn sie auch Dinge der Art ihrer Aufmerksamkeit werth hält, da das Angenehme sich anderweitig auch immer durch irgend etwas Nützlichess lohnt, so ist es kein Vorwurf, wenn das Angenehme dem Nothwendigern nachgesetzt wird. Aber grade hier ist es der Fall, daß das

Höchstnothwendige mit dem Angenehmen aufs zweckmäßigste vereinigt werden kann.

Die schreckensvolle Veranlassung, die es nothwendig machte, schnelle Vorkehrungen zur Sicherung des Warnemünder Hafens nicht nur, sondern auch des Fleckens Warnemünde selbst zu treffen, sind bekannt genug. Ich habe sie damals in den unten angeführten Schriften mitgetheilt. \*) Die im Januar und März des Jahrs 1793 eingetretenen Stürme drohten dem Hafen eine gänzliche Versandung. Die damals getroffenen schnellen und wirklichen Vorkehrungen wendeten die Gefahr ab. Man ward nun gleichgültig; auch traten die drückenden Kriegsjahre ein, die, besonders da die schändliche Wirthschaft der Franzosen, die auch hier, als verheerendes Ungeziefer mit der Errichtung des Blockhauses ihr Wesen trieben, diesen Gegenstand mit so vielen andern, dem Gesichtspunkt der Behörden entrückten: bis vor wenig Jahren, nemlich i. J. 1813 eine ähnliche Gefahr drohte. Es ward nun an der gefährlichsten Stelle, längst dem Hafen, ein 12 Fuß hohes Pallisadenwerk errichtet, um

---

\*) Neue Monatschrift von und für Mecklenburg v. J. 1759. S. 93. v. J. 1796. S. 75. Ingleichen meine; Geschichte der auf den Dünen zu Warnemünde seit dem Jahr 1797 unternommenen Anpflanzungsver suche, ic. Rostock 1801.

hier den Flugsand aufzufangen. Dies schützte etwas ; aber der Augenschein lehrt es noch jeden Tag , daß bei sehr heftigen Stürmen der in weiter Ferne lebendig gewordene Flugsand bis hieher getrieben wird und hoch über die Pallisaden wegspült. Die Gefahr ist also nicht nur noch immer da , sondern sie wächst auch mit jeder Sturmperiode , indem der lebendige Flugsand immer näher heran rückt. Dies ist Thatsache , wovon sich jeder durch den Augenschein belehren kann.

Wir haben also schon die Erfahrung als Führerin zur Seite. Eben die Schreckens = Scene , die i. J. 1793 eintrat , steht uns , früh oder spät , gewiß wieder bevor. Der lebendige Flugsand häuft sich mit jedem Jahre und rückt , wie ein hämischer Feind , dem Hafen immer näher , bis endlich einmal eine Periode eintritt , da er gleichsam mit Gesamtkraft hervorbrechen , und allen Vorkehrungen , die man ihm im Augenblick der Gefahr entgegen setzen mag , Trotz bieten wird.

Was R o s t o c k s blühender , jetzt von den Segnungen des Friedens wieder erweckter Handel , und alle die nützlichen Gewerbe , die nur durch ihn Leben und Thätigkeit erhalten , durch eine solche Katastrophe leiden würde , das kann sich jeder selbst sagen. Aber nicht Rostock allein würde dies Mißgeschick tief und schmerzlich fühlen ; das ganze Land würde diese Wehen empfinden , die unsrer ersten Erwerbsquelle , die bis jetzt nur einzig uns alle ernährt , unserm Ackerbau ,

tiefe Wunden schlagen würden. Es ist also nicht blos eine Privatangelegenheit, nur allein für R o s t o c k, sondern das ganze Land, oder doch wenigstens der größere und bedeutendere Theil desselben, der in Rostock den sichersten Markt für den Absatz seiner Produkte findet, würde bei einem solchen Unglück nicht leer ausgehen.

Wäre es also nicht besser, daß wir uns jetzt gegen die Gefahr in Sicherheit setzten, ehe sie da ist? Es läßt sich nicht berechnen, wie früh oder spät dies geschehen kann, denn das hängt von den Elementen ab. Anhaltende Dürre im Sommer, wenn heftige Stürme darauf erfolgen, ist immer dem Hafen gefährlich. Die anhaltend nasse und kalte Witterung dieser letzten Jahre hat diese Gefahr etwas gemildert. Aber, nach dem natürlichen Lauf aller irdischen Dinge, wird auch hier wieder ein Wechsel eintreten, und dann möchte die Neue versäumter Maaßregeln, wo nicht ganz zu spät kommen, doch die Sicherheits-Anstalten ungemein erschweren. *Melius est praevenire quam praeveniri* bleibt auch hier die goldene Regel.

Endlich und zum Beschluß kann ich nicht umhin, einer Anschuldigung zu begegnen, die man mir im Vertrauen mitgetheilt hat, wodurch ich die Veranlassung gegeben haben soll, daß man gegen das Verpflanzungs-Geschäft gleichgütig geworden. Ich soll ein zu großes Vertrauen auf die Akazien gesetzt

Haben; von diesen wäre eine zu große Menge gepflanzt, die aber nach einigen Jahren alle zurückgeblieben wären. Dies hätte Mißtrauen gegen die ganze Pflanzung erregt.

Daß die Akazien inösesammt zurück geblieben sind, das ist wahr. Daß sie aber in den ersten Jahren, so lange nur noch einiger Schutz von den Zäunen vorhanden war, in großer Menge kraftvoll vegetirten, das ist auch wahr. So wie die Zäune verschwanden, wurden sie im Sande begraben und die schon höher gewachsenen, von Stürmen verheert. Aber eben so ging es mit den andern Gewächsen. Die Sandweide, die doch ganz eigentlich auf diesem Boden zu Hause gehört, machte hie und da schon recht schöne Fortschritte im Wachsthum. Aber als die Zäune vergangen waren, verging sie mit. Jetzt ist keine Spur von derselben mehr vorhanden. Eben so ging es auch mit den Birken, mit der Zähl- und Faul-Esche, mit der gemeinen Weide und mit allen Gewächsen. Nur der *B o c k s d o r n* triumphirt und die italienische Pappel trotzt, so kümmerlich sie auch ihr Daseyn erhält, mit voller Lebenskraft, allen Verheerungen von Menschen und Elementen. Es ist also eine höchst ungerechte Beschuldigung, womit die Akazie angeklagt wird, denn eben diese Anklage würden alle die übrigen Gewächse verdienen, die dort verschwunden sind. Und dies Verschwinden ist bloß die Folge des gänzlich


vernachlässigten Schutzes, den jeder Baum als zarter Sproßling in seiner ersten Jugend verlangt. Wie dankbar der Akazienbaum die auf ihn in seiner Jugend verwendete Pflege belohnt, davon kann man sich in mehreren Gärten der Warnemünder überzeugen. Dort ist kein besserer Boden als auf den Dünen, und er vegetirt dennoch im üppigsten Wuchs.

Ich wiederhole es noch einmal: will man sicheres Gedeihen von den dort angepflanzten Gewächsen erwarten, so beginne man doch auf keinen Fall irgend einen Versuch ohne strenge Beobachtung nachstehender Regeln, die ich hier kurz wiederholen will:

1. Vor allen Dingen sorge man, daß nach und nach die Verzäunungen wieder hergestellt werden. Ohne diese ist jede Anpflanzung verlohrene Mühe.
2. Man lerne Geduld, und verlange es nicht, daß gleich in den ersten Jahren hohe Waldungen entstehen sollen. Vielmehr gebe man sich ein Paar Jahre hindurch Mühe, den Boden, um Holzungen von Bedeutung darauf anzulegen, gehörig vorzubereiten.
3. Man entferne alle Beschädigungen von Menschen und Vieh.

K a r s t e n,

Professor.



Anderweltige Beantwortung der, S. 783 des dritten Jahrgangs dieser Neuen Annalen, mitgetheilten Anfrage: die vortheilhaftere Benutzung des Brachmistes betreffend. \*)

Wenn ich an des Herrn Anfragers Stelle wäre, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, meinen Raps-Acker zwischen Fastnacht und der Frühjahrsaatzeit mit Dünger zu befahren. Nur möchte ich hiebei folgende Vorsicht empfehlen:

Ich würde diesen Dünger vom Herbst bis Ausgangs Januar von dem übrigen absondern und allein legen lassen. Sobald nun dieser Haufen nach ohngefährer Schätzung eine hinreichende Quantität Dünger enthielte, würde ich ihn durch Tagelöhner oder Knechte umkehren lassen, damit das Untere oben, das Obere unten gebracht würde. Dadurch würde das gewonnen, daß aller darin befindlicher Mist zur Zeit des Abfahrens von gleichförmiger Güte geworden wäre,

---

\*) Diese Frage ist zwar im 3ten und 4ten Stück dieses Jahrgangs hoffentlich zur völligen Befriedigung des Herrn Anfragers und aller Leser beantwortet. Allein da dies hier Mitgetheilte ebenfalls aus der Feder eines unsrer musterhaft thätigen Wirthe kommt, so gewinnt die gute Sache durch diese Bestätigung noch mehr an Gewicht. U. d. R.

und es wäre nun nicht zu fürchten, daß Stroh oder unbrauchbarer Dung auf den Acker gebracht würde.

Es ist unstreitig, daß auf diese Art eine große Menge Dünger gewonnen werden würde, und ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte: daß durch diese Prozedur völlig eine noch einmal so große Fläche an Land würde zuge düngt werden können, als es dann möglich ist, wenn der Dünger bis nach vollendeter Sommersaat auf dem Hofe in einem Haufen liegen bleibt. Ja! ich behaupte noch mehr: man wird nun noch einmal so stark düngen können, als nach der gewöhnlichen Methode, weil an Quantität so viel gewonnen wird. Der aufgewendete Tagelohn wird also mit reichlichem Bucher ersetzt.

Mancher meiner Leser wird nun fragen: Wenn diese Methode so vortheilhaft ist, warum bringt man sie denn in Mecklenburg nicht in Anwendung?

Allerdings giebt es schon mehrere aufmerksame Wirthe in Mecklenburg, die, von der Nützlichkeit dieses Verfahrens aus mehrjährigen Erfahrungen überzeugt, beständig ihren Mist den Winter und Frühjahr hindurch, so lange die Witterung es nur immer gestatten will, aufs Feld fahren. Gerade diese gehören zu unsern thätigsten und geachtetsten Wirthen die bey einem sehr mäßigen Anfang sich durch ihren Fleiß und durch ihre rastlose Betriebsamkeit zu einer ansehnlichen Wohlhabenheit empor gearbeitet haben. Daß aber diese so

höchst vortheilhafte Methode nicht allgemein in ganz Mecklenburg in Anwendung gebracht wird, das läßt sich so erklären:

1. Einige würden diesem Beispiele gern folgen, aber ihr Kontrakt bindet sie. Es ist ihnen nun einmal der Takt vorgeschrieben, den sie nicht überschreiten dürfen.
2. Viele hängen noch mit Leib und Seele am Alten und halten es mit den Sitten ihrer Vorfahren. Sie verabscheuen jede Neuerung; halten das Ey mit beyden Händen fest, aber die Henne lassen sie fliegen.
3. Mancher braver Wirth, der Einsicht und Betriebsamkeit genug hat und gern das, was nach seiner Ueberzeugung das Bessere ist, in Ausführung bringen würde, ist seiner finanziellen Verhältnisse wegen gebunden. Er darf es nicht wagen, etwas Neues zu beginnen, da es ihm am ersten Vorschuß und am Nachsatz fehlt. Ewig wahr bleibt das Sprichwort: „ein armer Wirth kann kein „guter Wirth seyn!“
4. Manche haben hinreichendes Vermögen, daß es ihnen also nicht an Betriebs-Capital fehlen könnte, aber: — entweder es fehlen ihnen die nöthigen Kenntnisse, oder — sie mögen sich in ihrer Gemächlichkeit nicht stören lassen; sind, da sie ohnehin ihr gutes Auskommen haben, mit dem zufrieden, was der liebe Gott ihnen ohne Mühe und Anstrengung in den Mund regnen läßt! — Das ist auch recht gut; wenn wir alle so erpicht auf das Melioriren wären, so könnte ja der minder Bemittelte, der nichts hat, womit er seine Laufbahn beginnt, als sein Geistes-Talent, sich gegen den gemächlichen Wohlhabenden und Reichen nicht hinan arbeiten! —

A g r i c o l a.



# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Dreizehntes Stück.

Den 27sten März 1817.

Das Mecklenburgische Rittergold oder wie kann der mecklenburgische Guts-Besitzer von einem Theil seiner Schulden Zinsen ziehen, und dieselben nach und nach amortisiren, ohne daß einer seiner Creditoren verliert, und so, daß der allgemeine Indult sich nach und nach von selbst hebt? Vom Herrn Doctor H. Ch. Berke auf Frauenmarck \*).

Nil temere facias, timide nil, omnia caute,  
atque cito, sero nil, subitoque nihil.

S. I.

E i n l e i t u n g.

Das Credit-System eines Landes — dasselbe mag nun den Staat unmittelbar selbst, oder nur irgend eine der vorzüglichsten Classen der Staats-Bürger betreffen

\*) Dieser Aufsatz, dem man Sachkenntniß und Klarheit der Darstellung nicht wird verlagern können, ist zwar schon besonders gedruckt und die Aufkünfte aus demselben sind von dem Herrn Verfasser zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Da er überdies bereits auf dem

— ist fast ausschließlich nach staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu beurtheilen. Diese aber sind nirgends früher zur Reife gediehen und in Ausführung gebracht, als in England; und man muß sich billig wundern, daß der Verfasser der voluminösen Schrift

„über den mecklenburgischen Credit-Verein“

bei aller juristischen Dexterität, die dabei zu Tage liegt, lediglich deutsch-französische Maximen zur Anwendung herangezogen hat, die ihren Zweck schwerlich erfüllen dürften, — die vielmehr schwerfällig, unwirksam, und gefährlich sind. Schwerfällig, weil die ganze Ein-

letzten Landtage zur Deliberation gekommen, so ist der Inhalt desselben auch bey uns nicht mehr unbekannt. Da indessen der hier behandelte Gegenstand von der Art ist, daß er schon längst die Aufmerksamkeit einflussvoller Vaterlandsfreunde auf sich gezogen und zu vielen Verhandlungen Veranlassung gegeben, über deren Resultate man sich bis jetzt noch nicht vereinigen konnte, so wird auch diese einzelne Stimme nicht überhört werden dürfen. Sie verdient um so mehr beachtet zu werden, da ein anderer, nicht weniger patriotisch denkender und kenntnißreicher mecklenburgischer Gutsbesitzer, diesen Gegenstand seiner ganzen Aufmerksamkeit werth hielt und seine Gedanken darüber für diese Annalen mittheilte. Es war also nöthig, um dem Leser die Vergleichung beider Meinungen zu erleichtern, sie neben einander zu stellen, und ich halte mich verpflichtet, dem Herrn Doktor Serke hier öffentlich meinen Dank abzustatten, daß Er mir die Erlaubniß zum nochmaligen Abdruck seiner Vorschläge ertheilte. Vielleicht giebt dies Gelegenheit, daß noch mehrere Stimmen laut werden, da dann bey einer Discussion, die in einer so bescheidenen Sprache, als beiden Herrn Verfassern eigen ist, bey welcher, ohngeachtet der gegenseitigen Meinung, die Achtung gegen die Talente des Gegners nie aus den Augen gesetzt wird, die gute Sache am Ende gewinnen muß. U. d. N.

richtung im höchsten Grade weitläufig ist, und weil die Geldcirculation nebst ihren Coupons jedesmal erst in Hinsicht des termini a quo und ad quem der Zinsen einer speciellen Uebereinkunft und Berechnung bedürfen; unwirksam — weil jeder Gutsbesitzer, der im geringen Hufen-Stande steht, ohngeachtet seiner beträchtlichen Meliorationen nicht im Stande seyn wird, sein ganzes Debitum mit Creditscheinen — wenn sie auch an  $\frac{7}{8}$  hinangehen — zu decken; — gefährlich, — weil die Direction dieser Anstalt beim Zurückbleiben der Zinsen, und bei ihrem Mangel an eigener executivischer Gewalt, in unabsehbare Verlegenheit gerathen wird; — welche Gefahr um so größer ist, da die aus einer Hand in die andere wandernden Coupons auf den Tag der Zahlbarkeit zur Präsentation kommen. Es kann dann nicht fehlen, daß diese Papiere beim ersten Protest, und sollte dieses auch eine bloße Zögerung unter dem Titel von Respect-Tagen, oder Respect-Wochen seyn, der Gegenstand der Agiotage und des jüdischen Handels werden; Gefährlich aber auch deshalb, weil das ganze im ritterschaftlichen Grundeigenthum steckende Capital mit  $\frac{5}{8}$ ,  $\frac{6}{8}$  und sogar mit  $\frac{7}{8}$  in Cours gesetzt werden soll, ohne vorher einen Blick auf die mecklenburgische Handels-Bilanz geworfen zu haben. Ohne diese letzte Untersuchung angestellt, und die Bejahung bis zur Evidenz erwiesen zu haben, wandern ohnfehlbar alle Louisd'ors, und alle  $\frac{2}{3}$  aus Mecklenburg aus, und

wir werden nicht so viel klingende Münze behalten, um am Sonntage unsere Tagelöhner zu bezahlen. — Der Luxus und der Preis der Früchte wird, wie im Oesterreichischen, steigen, ohne ein reelles Fundament zu haben, und Schwinderei wird an die Tages-Ordnung kommen. — Die Folge wird seyn, daß der, der selbst Credit genug hat, sich dem Verein gewiß nicht anschließt, und daß der verschuldete Gutsbesitzer nach wie vor **A l l e i n** stehen bleibt. —

§. 2.

### Blick auf England.

Die Vorschläge, welche ich hier dagegen beiden Serenissimis und deren löblichen Ständen mache, haben sich seit 1709 erprobt, und haben wo nicht Alles — doch sehr Vieles dazu beigetragen, daß eine Nation von 15 Millionen Menschen — die Britische — bei einer Schuldenlast, die sich kaum in Zahlen ausdrücken läßt, — in ihrem Credite, in der Leichtigkeit ihrer Geldgeschäfte und des Handels, endlich aber auch in ihrer Schulden-Amortisation alle übrige Nationen weit hinter sich läßt, und Millionen Pfunde negociirt, zahlt, und umsetzt, während auf dem Continente ein Staat um eine Tonne Goldes, und ein Gutsbesitzer oder Manufacturist um Ein Tausend Rthlr. in Verlegenheit gerathen kann.

S. 3.  
Unerlässliche Bedingung, die allem Papier-Gelde vorher-  
gehen muß, Definition: was Geld ist?

S o b a l d wir daher werden ausgemittelt haben,  
wie die Handelsbilanz Mecklenburgs beschaffen ist, —  
(wobei die unseelige Zeit der Handlungssperre, oder  
des Bonapartistischen Continentalsystems, weil sie nie  
wiederkehren wird, auch gänzlich als nicht existirend  
betrachtet werden kann) — ob und wie viel es jähr-  
lich, bei der Ausfuhr seiner rohen und verarbeiteten  
Producte gegen die Einfuhr gewinnt, — u n d n i c h t  
e h e r, können wir, im Fall sich diese Frage unbedingt  
bejahet, eben so gut, wie England zu der Errichtung  
eines Credit-Instituts schreiten, welches in die Cathe-  
gorie der Giro-Banken gehört, und mithin fundirtes  
Papier-Geld creiren, oder was dasselbe ist, von un-  
sern Schulden Nutzen ziehen.

G e l d ist nemlich Alles, was beim Austausch der  
Producte aller Art unter einem bestimmten Namen  
g i l t, es mag dieses seinen innern Werth mit sich her-  
umschleppen, wie Gold, Silber u. s. w. oder dieser  
Werth mag irgendwo sicher aufbewahrt, und durch ein  
Billet repräsentirt werden. Metalle haben ihren  
Werth durch die Schwierigkeit ihrer Zutageförderung,  
und durch den Grad ihrer Seltenheit, und Brauchbar-  
keit. Papier kann auch Geld seyn, wenn man nur im  
Stande ist, demselben eben diesen reellen, bleibenden

Werth zu geben. Dann ist es noch ungleich bequemer als Geld zu gebrauchen, wie jedes edle Metall, weil es nicht wiegt, nicht drückt, leichter zu zahlen ist, und bei der Abnutzung mit wenigen Kosten wieder hergestellt werden kann.

S. 4.

Allgemeine Anzeige des Plans.

Da die Einrichtung dieses Instituts gemeinkündig ist, so darf ich dieselbe nur in ihren allgemeinen Umriffen zeichnen, und die Anwendung davon auf Mecklenburg machen.

Bei einer Giro-Bank liegt der Werth des in Circulation gesetzten Papier-Geldes in Barren oder auch zum Theil in gemünztem Gelde zur Sicherheit da, und jeder der Papier-Inhaber kann zu jeder Zeit das in Händen habende Papier-Geld gegen baares Geld umwechseln. Dieses geschieht auch oft mit den kleineren Summen, um sich auf die Art im Handel und Wandel auszugleichen, aber große Summen Papier-Geld umzuwechseln, fällt niemanden ein, weil das Papier-Geld ungleich bequemer ist. Wo diese Einrichtung sich auf die Grenzen der Stadtmauern beschränkt, wie in Hamburg, bedarf es bloß einer Folio zum Ab- und Zuschreiben, und der Zettel wird überflüssig. —

Bei unserer intendirten Ritterbank liegen *jura cessa reservati dominii* auf Grund und Boden da, die kein Feind zerstöhren und kein Dieb rauben kann.

S. 5.  
Fortsetzung. Fernere Vergleichung der juristischen Sicherheit, und ihrer reproductiven Kraft.

In England wird die Sicherheit jener aufbewahrten Barren nach Innen durch eine Compagnie Soldaten und durch die zugemauerten Fenster der Bank, und nach Aussen durch die Martello Towers beschützt, die Englands Ufer gegen Invasionen sichern. Daß in Hamburg diese Barren keine völlig juristische Sicherheit gewähren konnten, hat uns Davoust gezeigt, dessen Räuberhände sich dort gegen den Kriegsgebrauch mit diesem Privat-Eigenthume befleckten.

Weit größer ist und bleibt ewig die Sicherheit eines Mecklenburgischen Guts, weil jura postliminii von jedem Feinde revivisciren, und von nichts dependent sind, als vom Untergange der Welt.

In London liegen die Barren in den Bank-Kellern, die man durch Münzen, durch Anlehne an den Staat, durch Discountiren reproductiv macht. In Mecklenburg liegt der Boden von aller Qualität da, der durch die Ausfaat und Viehhaltung nicht minder reproductiv ist, und den jeder Feind mit dem Rücken ansehen muß, traurig darüber, daß er ihn nicht mitnehmen oder versilbern kann.

Das Resultat dieses Vergleichs bleibt also:

„daß ein mecklenburgisches Landgut, praemissis praemittendis, in allen Rücksichten eine größere

Sicherheit gewährt, als jede Art von Bank-Einrichtung selbige gewähren kann, und daß daher, sobald ausgemittelt ist, ob die Handlungs-Bilanz für Mecklenburg ist, ein Theil des Landeigenthums durch Papiergeld in Stücken von 50 Rthlr. und 100 Rthlr. in Umlauf gesetzt werden darf.

§. 6.

Zweites Hauptrequisit, und Resultat davon.

Dieses Papiergeld darf nie über den 4ten Theil des Werths eines Guts hinausgehen, da sonst die Summe des circulirenden Geldes der Größe des Landes nicht angemessen bleiben, sondern den Luxus und den Speculationsgeist oder Guts-Kauf-Schwindel zu sehr befördern würde. Wenn nemlich aus beiden Großherzogthümern nur so viel Gutsbesitzer auf diesen Plan eingehen, daß 3000 Hufen dieses Papier-Geld (welches man in Hinsicht seiner unbegrenzten Sicherheit füglich Rittergold nennen kann) creiren, so würden dadurch — die Hufe nur vorläufig zu dem geringen Werthe von 6000 Rthlr. angenommen (18.000000 Rthlr. zum 4ten Theil; —)  $4\frac{1}{2}$  Millionen Rthlr. in Umlauf kommen, eine Summe, die mehr als hinreichend ist, alle Geld-Klemme der Staats- und Privat-Cassen zu heben. Von diesen 3000 Hufen nehmen wir  $\frac{1}{3}$  als unverschuldet,  $\frac{2}{3}$ tel aber als verschuldet an.

S. 7.

Fabrikation des Papiers. Form und Fassung der Billets.  
Der Plan selbst würde kurz und mit Vorbehalt der  
weiteren Ausführung folgender seyn.

Der engere Ausschuss delegirt 2 Mitglieder aus sei-  
ner Mitte, die unter Beistand eines, oder mehrerer  
Buchhalter — die in dem an sich bekannten Geschäfte  
inaugurirt sind — ein General-Hypothekenbuch errich-  
ten, und das Papier zu dem Rittergolde — welches  
einen homogenen chemischen Zusatz von beliebiger Wahl  
erhält, den Niemand als das Collegium und der beei-  
digte Fabrikant kennet, — fertigen lassen. Dieses be-  
kümmt im Guffe folgende Gestalt.

3 Tage Sicht zahlbar bei der Ständischen Casse.	No. 1 — 60 incl.	100 Rthlr.	Großherzoglich Mecklenburgisches Rittergold,
	100 Rthlr.	No. 1 — 60 incl.	
	idem.		
idem.			

Es wird in große Bücher eingehftet, und hier wellienlienigt herausgeschnitten, weil hier die eingehenden Billets allen Orten der Prüfung, unter andern dem Einpassen in die Ausschritte unterworfen sind.

Jeder der betritt, legitimirt sich modo legali über den effectiven Werth seiner Mecklenburgischen Güter und über seinen Schulden-Bestand, und daraus entsethet das General-Hypothekenbuch.

Nun sind entweder Schulden vorhanden oder nicht. In beiden Fällen wird dann zuörderst der vierte Theil des Werths seiner Güter in Billets ausgemünzt, und zwar auf folgende Weise, wobei die Druckerpresse oder noch lieber eine eigene Kupferplatte statt des Münzstempels operirt.

No. 6. Mecklenburgisches Rittergold.

==== 100 Rthlr. schreibe hundert Rthlr. N. N. hat  
==== Inhaber dieses an dem Gute N. N. ritterschaftl.  
==== Amts X. sub reservato domino rechtsbeständig  
==== zu fordern, dessen Werth ad 4 Sandhusen 24000  
==== Rthlr. N. N. ist, wovon der 4te Theil als goldene  
==== Hypothek coursirt von Nr. 1 bis Nr. 60. incl.  
==== Es gilt in allen Landes-Cassen als baare Münze,  
==== ist von jeder Arrest-Anlegung und Kürzung frei,  
==== und ist drei Tage Sicht zahlbar in der Landständischen  
==== Casse zu Rostock, und nöthigensfalls auf dem Gute selbst. Rostock den — Decbr. 1816.

(Stempel) N. N. (St.) Y. (St.) Stöpsel  
Landschaftl. del. P. del. Credit = Buchhalter.  
Credit = Director. Rath.

(Stempel) Jobst Gottlieb Clamor von N. N.  
Eigenthümer des Guts N. N.

Gutsname N. N. den . . . Decbr. 1816.

§. 8.

Procedur bei verschuldeten Gutsbesitzern.

Sind nun Schulden vorhanden, so bekommt der Gutsherr diese Billets nicht in die Hände, sondern er fistiret sich in Rostock zur Unterschrift und Stempelung der Billets, und die Casse zahlt damit den 1sten Guts-Gläubiger ab, der jura cessa, oder 1ste Hypothek hat. Will dieser, wie dieses im Anfange sich zutragen könnte, keine Billets, so bezahlt die Casse ihm sein Capital baar aus dem nachher angezeigten Fond. Der Gutsbesitzer kömmt also auf 6000 aus den 4 und 5procentigen Zinsen, und leistet dagegen nichts, als daß er der Casse bis dahin, daß sie seine Billets in Cours hat, 4 Procent vergütet, welches aber aufhört, sobald seine Billets angebracht sind, und welches nie über ein Jahr dauern kann. Er hat mithin seine Schuld so permutirt, daß er hinführo von einem Theile derselben keine Zinsen mehr giebt,

§. 9.

Modus, wenn derselbe keine Schulden hat.

Constiret hingegen juristisch, daß der Gutsbesitzer keine Schulden hat, so werden ihm in vorliegendem Falle, wo sein Guth 24000 Rthlr. werth war, seine 6000 Rthlr. in Billets behändigt, und er bringt selbige selbst in Cours — theils zur Compleirung seines In-

ventarii \*) theils bei Steuern, und sonstigen Ausgaben, — ist aber verbunden, die Hälfte dieser Summe, nemlich 3000 Rthlr., baar bei der ständischen Casse einzuliefern, theils um seine Billets eventualiter zu decken, wenn sie zur Zahlung präsentirt werden, theils um der Casse Fond zu verschaffen, die Billets der verschuldeten Gutsbesitzer gegen Geld einzutauschen. Dieser Eintausch ist an sich nicht glaublich, weil es niemand einfallen wird, für ein höchstbequemes Gold, das vollen Werth hat, schwere Münze zu nehmen. Aber allerdings werden täglich kleine Zahlungen seyn, theils um die Scheidung im Handel und Wandel zu realisiren, theils weil die Staats-Cassen und mehrere

---

\*) Es ist ungläublich, was ein durchaus vollständiges Inventarium, und ein hinreichendes Betriebs-Capital — versteht sich — mit der Kenntniß es richtig zu gebrauchen, für einen Einfluß auf das reine Aufkommen eines Guts haben. Man kann es mathematisch erweisen, daß unter dieser Voraussetzung in Mecklenburg noch nie ein Gut zu theuer gekauft, oder zu hoch gepachtet ist, oder überhaupt zu theuer gekauft oder zu hoch gepachtet werden kann. Umgekehrt aber, und ohne völlig angemessenes Betriebs-Capital ist ein geschenktes Gut zu theuer, und eine Gratis-Pachtung zu hoch. — Niemand ist vorsichtiger in diesem Stücke als der Engländer, denn er faßt keine Pacht an, wenn er nach bezahltem Inventario nicht die dreifache bei sich liegen hat. Aber in der Größe ihrer Inventarien excelliren sie auch so sehr, daß wie ich von der Größe meines Guts sprach — wobei ich denn freilich nicht sagte, daß es zum großen Theile als bloßer Raum anzusehen sey, wo erst eine Ackerkrume gebildet werden müsse, — man voller Erstauen meinte — daß ich auf die Art ein Inventarium von 9 — 10.000 Pfund Sterling haben müsse. — *Quantam distat ab illo!* A. d. Verf.

Gutsbesitzer zur Zahlung auswärtiger Zinsen baares Geld nöthig haben können, indem auf jene Länder, wohin Mecklenburg Gelder zu zahlen hat, — Hannover und Hessen — selten Wechsel zu bekommen sind, und Rimessen, die von dort hieher geschehen, auch meistens auf Hamburg abgegeben werden. Daß aber alle Billets eines Guts, die vielleicht in eben so vielen Händen sind, als sie Nummern haben, auf einmal präsentirt werden sollten, ist fast unmöglich, weshalb es genug ist, wenn etwa der Ste Theil der Billets baar gedeckt und außerdem eine Reserve=Casse von 1000 Louisd'ors vorrätzig ist, die nie, als in der Noth angegriffen, und gleich wieder ergänzt wird. — Jene 3000 Rthlr. bestimmt er indessen mit 2 Procent, mithin mit 60 Rthlr. verzinset. — Der bisher unverschuldete Gutsbesitzer genießt also im eigentlichen Verstande von seinen Schulden Zinsen, und vergrößert zugleich sein Betriebs=Capital ohne Zinsen zu geben. Beide haben aber außerdem den Vortheil, daß wenn Billets verlohren gehen, dieses für sie eine Tilgung der Schuld ist. —

§. 10.

Leistungen des verschuldeten und unverschuldeten  
Gutsbesizers.

Nach dem oben angenommenen Grundsatz waren  $\frac{2}{7}$  der interessirenden Gutsbesitzer, mithin 2000 Hufen

verschuldet. Diese bezahlen jährlich zur Deckung des Instituts per Hufe 10 Rthlr. — 20,000 Rthlr. Der bis zur Creirung des Rittergoldes Unverschuldete zahlt für den Umtausch der alten Billets dem Institute pr. Hufe im angenommenen Falle 2 Rthlr. — 8 Rthlr. macht Summa 2000 Rthlr. Von diesen 22,000 Rthlr. werden die Kosten bestritten. 15,000 Rthlr. werden davon zu den Zinsen verwandt, welche die unverschuldeten Hufen für ihren baar eingelieferten Fond von 750,000 Rthlr. à 2 Procent erhalten. Es bleiben mithin 7,000 Rthlr. zur Besoldung des Instituts, zu den Kosten der Papier = Fabrication etc. übrig. Da indessen das Institut zur Deckung der Ritter-Billets jene 750,000 Rthlr. nicht sämmtlich gebraucht, so kann es auch ohne Risiko noch discountiren, und sich dadurch zu einem großen Fond verhelphen. — Für die erste Einrichtung des General-Hypothekenbuchs wird  $\frac{1}{2}$  Rthlr. pr. Hufe erlegt,

§. 11.

Andeutung einiger ferneren Requisite.

Die genauere Schattirung dieser Umrisse des Gemäldes ist leicht, da der Gegenstand gemeinlich ist. Die Schritte, die Summum regimen bei dieser Einrichtung zu thun hat d. h. die öffentliche Erklärung des Werths dieser Billets; der Befehl, daß mindestens die Hälfte aller öffentlichen Zahlungen an Cassen in solchen Billets geschehen müsse; die Strafe der Verfälschung, [der Strang] die Befehle in Hinsicht der schon existirenden Hypotheken = Bücher, folgen von selbst, sobald die Idee gefaßt ist. —

§. 12.

F o l g e n.

Ich habe mich also nur noch über die Folgen dieser Einrichtung zu äußern.

Diese Einrichtung kann die Folge nicht haben, daß das baare Geld, wie in den Oesterreichischen Landen [Dännemark und Rußland kenne ich nicht] aus dem Lande wandert, weil jene Ritterschuld die strengste juristische Prüfung erträgt, indem sie im eigentlichen Sinne des Wortes fundirt ist. Dieses Geld erleichtert auffallend die Circulation, die Schnelligkeit in Zahlungen; hindert das Verschäben, und die Abnutzung, denen die edlen Metalle beim Transport ausgesetzt sind, und giebt Veranlassung zu mancher Unternehmung, die ohne dasselbe, mithin bei dem Mangel des hinreichenden nervi rerum agendarum unterbleiben. Man wird nicht mehr bei jeder Unternehmung das „Ja! wenn ich nun zc.“ hören, und die immer mehr zum Vortheile Mecklenburgs ausschlagende Handels-Bilanz wird in Verbindung mit dieser Einrichtung dahin wirken, daß das Land jährlich reicher wird, und daß sich mithin auch die Masse des circulirenden baaren Geldes jährlich vermehret. Jeder Gutsbesitzer, Manufacturist, und Kaufmann profitiret von den 4½ Millionen Billets, die im Umlaufe sind, und, wie garantirt werden kann, bald mit einem kleinen Avance coursfiren werden. Und wenn dann bei einem Impost von 25 Procent auf alle auswärtigen Fabrikate vom Makulatur-Papier bis zum Battist, und von der Schuhbürste bis zum Diademe — wobei die beste Controlle die Confiscation zum Vortheile des Denuncianten ist — unsere vaterländischen Manufacturisten über Mangel an Fortkommen klagen, so ist wahrlich nicht der Staat, sondern ihre eigene Unbehülfslichkeit die Ursache davon.

Die zu kleinen Inventarien der Gutsbesitzer werden vergrößert. Mergeln, Kleebau, das ungleich mehr lohnende Wechsel-System und ächte Schaafzucht kommen an die Tages-Ordnung, und der Flor des Landes ist unausbleiblich. Entfernt von aller Eifersüchtelei, die Stand, Geburt, Reichthum und Egoism

mir gar zu leicht, und gar zu oft dictiren, werden die 3 Stände des Staats, — Landbesitzer, Manufacturist und Kaufmann — mächtig sich heben, und durch ihren Reichthum die Stärke Mecklenburgs bilden. Der Indult wird sich von selbst heben, weil Geld im Ueberschusse erscheint. — Die Guts-Revenuen verdoppeln sich, und jeder Gutsbesitzer wird nun anfangen, die hinter dieser Schuld befindlichen Pöste nach und nach zu tilgen. Auch die hohe Cammer wird sich in Hinsicht der incamerirten ritterschaftlichen Güter anschließen, und was Mecklenburg-Schwerin betrifft, von 200 Hufen, wenn sie verschuldet seyn sollten, allermindestens jährlich 12,000 Rthlr. Zinsen ersparen, ohne irgend einem der Creditoren zu nahe zu treten. In der Folge, wenn durch die wachsende Industrie Mecklenburgs nicht bloß das Geld für das rohe Product, sondern auch der Arbeitslohn für das künstliche Product gewonnen wird, und mithin die Handlungsbilance noch mehr zum Vortheile Mecklenburgs ausschlägt, kann dieses Institut sich auch ohne Bedenken auf die Domainen erstrecken, und die dann jährlich ersparten Zinsen werden zum Amortisationsfond geschlagen, der, wenn er den englischen längst bewährten Grundsätzen nachgebildet wird, keinem Fehlgriffe preisgegeben wird.

Die in diesem Institut der Gutsbesitzer vor  
zu bewerkstelligen, werden, was nachher  
nicht bloß die Gutsbesitzer, sondern auch die  
kommen zu der Gutsbesitzer, und der Gutsbesitzer  
wird, wenn die Gutsbesitzer, Gutsbesitzer von der Gutsbesitzer  
wird, wenn die Gutsbesitzer, Gutsbesitzer von der Gutsbesitzer

Die in diesem Institut der Gutsbesitzer vor  
zu bewerkstelligen, werden, was nachher  
nicht bloß die Gutsbesitzer, sondern auch die  
kommen zu der Gutsbesitzer, und der Gutsbesitzer  
wird, wenn die Gutsbesitzer, Gutsbesitzer von der Gutsbesitzer  
wird, wenn die Gutsbesitzer, Gutsbesitzer von der Gutsbesitzer

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

—  
Vierzehntes Stück.

Den 3ten April 1817.

---

Ueber ein in Mecklenburg einzuführendes ritter-  
schaftliches Papier-Geld, nach dem Vorschlag  
des Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark.

---

In dem vorstehenden Aufsatz des Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark wird der gewiß unumstößliche Grundsatz aufgestellt: daß ein Mecklenburgisches Landgut, oder welches einerley ist, jedes Eigenthum in Grund und Boden (landed property) in allen Rücksichten eine größere Sicherheit gewährt, als jede Art von Bank-Einrichtung gewähren kann; und der Schluß wird daraus gezogen: daß daher, sobald ausgemittelt worden, ob die Handlungs-Bilanz für Mecklenburg ist (welches der Herr Doctor als unbeszweifelt annimmt) ein Theil des Land-Eigenthums durch Papier-Geld in Umlauf gesetzt werden darf.

Daß die Sicherheit der Banken gefährdet werden könne, beweiset der Herr Doctor durch die Beraubung

10

der Hamburger Bank in unsern Tagen, wozu noch hinzugefügt werden kann, daß selbst die Bank zu London, bey dem bekannten Aufstande in dieser Hauptstadt im Jahre 1780, sehr nahe daran war, von dem dortigen furchtbaren Pöbel erstürmt zu werden, wovon der Verfasser dieses Aufsatzes selbst ein nicht wenig erschrockner Augenzeuge war.

Will man ferner die Sicherheit, welche Landgüter gewähren, mit Staatspapieren, oder mit der Englischen National-Schuld vergleichen, der Einzigen, deren Verbindlichkeiten bis jetzt noch immer aufs genaueste, zum Erstaunen von Europa, erfüllt worden sind: so wird sich der Vorzug der Landgüter augenscheinlich bewähren. Bey der Englischen National-Schuld hat, im strengsten Sinn genommen, der Staats-Gläubiger, eben so wenig als bey den Staats-Schulden anderer Nationen, eine reelle Sicherheit. Das Parlament verpflichtet sich nemlich, Namens der Nation, bey Staats-Anleihen nur dazu: dem Staatsgläubiger eine namhafte Summe in den Büchern der Bank von England gutschreiben zu lassen, um deren Verkauf der Minister mit den Capitalisten handelt, und wofür gewisse jährliche Renten von Seiten der Nation bezahlt werden, ohne irgend eine Verbindlichkeit, das Capital wieder einzulösen, oder eine Special-Hypothek zu geben. Der Ankauf dieser Annuitäten richtet sich nach dem jedesmaligen Preise der Stocks oder Funds. So

würde zum Benspiel der Englische Finanz = Minister jetzt dafür, daß dem Staatsgläubiger 100 £ zu 3 pCt. jährlicher Renten zu gute geschrieben würden, ohngefähr 60 £. Sterl. erhalten, und zwar in Noten der Bank von England, die bey allen Zahlungen als baar Geld angenommen werden.

Es war eine der großen Maaßregeln des mit wahren Patriotismus und ausgezeichneten Talenten begabten Ministers Pitt, einen sinkenden Fond zu schaffen, durch welchen die National = Schuld allmählich verringert, und, bis auf eine gewisse, in der Folge der Zeit näher zu bestimmende Summe, zurückgebracht werden sollte. Dieser sinkende Fond allein ist es, welcher den Staats = Credit des Brittischen Reichs bisher empor gehalten hat. Ohne ihn würde dasselbe die bewunderungswürdigen, man kann vielleicht sagen, beyspiellofen Anstrengungen, nicht haben machen können, welche es zu seiner eigenen und zur Rettung Europa's mit dem besten Erfolg gemacht hat. Vermöge dieses Fonds werden beständig große Summen der National = Schuld getilgt; der Staatsgläubiger kann zu jeder beliebigen Zeit seine Annuitäten verkaufen, und der Minister in Zeiten des Kriegs Anleihen machen, ohne daß deshalb der Preis der Stocks bedeutend fiel. Es ist inzwischen nicht zu leugnen, daß der Brittische Staat jetzt einer langen

Reihe von Friedensjahren bedarf, wenn jener Fond seine ganze Wirksamkeit zeigen soll.

Der Credit der Britischen Nation und der Credit der Bank von England sind aber ganz verschiedene Dinge. Jener gründet sich hauptsächlich auf den Welthandel der Nation, auf ihre hohe Industrie, und auf den daher entstehenden National = Reichthum. Der Credit der Bank von England hingegen beruht auf wirklichen Effekten, nemlich auf Gold = und Silber = Warren, oder Münzen, daher auch ihre Noten zu allen Zeiten als baar Geld circuliren.

Die Bank von England ist in ihren Operationen vom Staate unabhängig; sie ist eine auf Actien ursprünglich etablirte und unter dem Schutze des Staats stehende Privat = Gesellschaft; sie zahlt gegen eine gewisse jährliche ansehnliche Vergütung vom Staate, die Zinsen der Staats = Schuld in halbjährigen Terminen, wozu der Staat ihr das Geld giebt; sie discountirt große Summen auf fremde und inländische Wechsel, die sie für sicher hält; sie macht gelegentliche Anleihen an den Staat, dessen Haupt = Cassé sie führt. Daß ihr Gewinn ansehnlich ist, ergiebt sich aus den hohen Preisen, welche für ihre Actien bezahlt werden. Von der Summe der Banknoten, welche sie jährlich circuliren läßt, muß sie jährlich dem Parlemeute Rechenschaft geben. Ihre Noten sind das circulirende Medium im Reiche, dessen Sicher =

heit noch niemals in Zweifel gezogen worden ist; das also mit dem baaren Gelde für allen innern Verkehr beständig al pari steht; wogegen die öffentlichen oder National-Fonds nach Maaßgabe der Größe der National-Schuld und der politischen Verhältnisse steigen oder fallen, weil ihnen bloß der National-Credit und keine wirkliche effective oder specielle Sicherheit zum Grunde liegt.

Das bisher angeführte ist deshalb erwähnt, weil der Herr Doctor G e r k e sich in seiner kleinen Schrift zur Empfehlung des Mecklenburgischen Rittergoldes hauptsächlich auf England bezieht. Ohne dieses Bezuges wegen mit Ihm ganz einverstanden zu seyn, bin ich doch vollkommen seiner Meinung: daß Landgüter eine Sicherheit gewähren, die kein Staat und keine noch so gut fundirte Bank geben kann, den Fall etwa ausgenommen, wo der Staat seine Domainen zur speciellen Sicherheit verpfänden würde.

Wenn nun gleich das Mecklenburgische Rittergold, so wie es der Herr Doctor Gerke in Vorschlag bringt, eine unbezweifelte Sicherheit gewähren, und also unbedingt Glauben verdienen würde, so ist noch die Frage zu berücksichtigen: ob es als Papier-Geld, als circulirendes Medium für Mecklenburg passe, und als solches leicht einzuführen seyn würde? und diese Frage wird nach meiner Ansicht verneinend ausfallen. Der Hauptverkehr in Mecklenburg ist zwischen den

Kauf- und Landleuten; dann zwischen den Kaufleuten unter sich im Lande und mit ihren auswärtigen Correspondenten. Der Mecklenburgsche Landmann ist seit den ältesten Zeiten an Gold- und Silbermünzen gewöhnt; die auch zur Ablohnung seiner Leute, zur Bezahlung der Handels-, Kauf- und Handwerksleute mit denen er verkehrt, also für den größten Theil seiner Ausgaben am besten für ihn passen; ihm ist alles Papier-Geld vollkommen fremd. Die Voraussetzung also, daß er es willig in Zahlung annehmen würde, zumahl wenn er es nicht prompt und vollständig gegen klingende Münze austauschen könnte, wozu ein Achttheil der in Circulation zu setzenden Summe von  $4\frac{1}{2}$  Millionen bey weitem nicht hinreicht, scheint mir etwas gewagt zu seyn. Würde übrigens nicht auch schon die Anschaffung eines Realisations-Fonds von mehr als einer halben Million Thalern, in der vorgeschlagenen Art, nemlich dadurch, daß die bey der Direction des Instituts eingelieferten Billers der unverschuldeten Gutsbesitzer von derselben in Circulation gesetzt würden, bedeutende Schwierigkeiten haben und wahrscheinlich ganz unerreichbar seyn? Kann der Kaufmann das vorgeschlagene Ritter-Gold nicht zum Ankauf der Produkte vom Lande brauchen, so ist es auch zu seinen übrigen Geschäften nicht tauglich, am wenigsten als Zahlungsmittel für das Ausland, da selbst Englische Banknoten außerhalb England nicht

Cours haben, sondern alle Geschäfte mit dem Auslande durch Wechsel ausgeglichen werden.

In Hinsicht des Realisations = Fonds ist noch zu bemerken, daß derselbe nicht allein deshalb da seyn müßte, um Ritter = Gold = Billets, welche zur Zahlung präsentirt würden, einzulösen, sondern auch nach dem 8ten §. in der Schrift des Herrn Doctors dazu: um diejenigen Guts = Besitzer, welche die erste Hypothek haben, und nicht Billets in Zahlung annehmen wollen, mit baarem Gelde zu bezahlen, ein Fall der, wie der Herr Doctor selbst äußert, im Anfange sich zutragen könnte, und wodurch also die Capacität des Fonds zur Einlösung der Billets überhaupt, zu einer Zeit beschränkt werden würde, wo er gerade die größte Wirksamkeit haben sollte. Der Herr Doctor hält zwar diesen Eintausch an sich nicht für glaublich, weil es Niemand einfallen wird, für ein höchst bequemes Gold, das vollen Werth hat, schwere Münze zu nehmen. Aber, so lange diese schwere Münze bey den Einwohnern Mecklenburgs noch mehr gilt, als jenes bequeme Gold, sey es nun aus Vorurtheil, oder sey es, daß wirklich ein Papier = Geld für Mecklenburg nicht passe, so lange wird auch der Realisations = Fond zur Einlösung aller Billets, die zur baaren Zahlung vorgezeigt werden würden, vollkommen hinreichend seyn müssen, und die Dauer dieser Periode läßt sich keinesweges verbürgen.

Für einen großen Handlungs-Staat, wie England zum Beispiel, ist ein circulirendes Medium, welches Geld repräsentirt, beynahе unentbehrlich, und erleichtert die Geschäfte auffallend. Ein kleines Land hingegen, wie Mecklenburg, bietet für die Circulation des Papiergeldes einen zu engen Spielraum dar, welches uns auch darum entbehrlich ist, weil die Produkte Mecklenburgs größtentheils dem Auslande zugeführt werden, woher dieses das baare Geld ein-sendet; ist nun die Handlungs-Bilance für Mecklenburg, so kann es uns nie an baarem Gelde zum innern Verkehr fehlen, denn die Zeiten der Verschwendung und der schlechten Wirthschaft sind vorbei, und hoffentlich haben sie eine sehr nachdrückliche Lehre hinterlassen, die den Wohlhabenderen in Mecklenburg auf lange Zeit zur Warnung dienen wird.

Darf man billig voraussetzen, daß die Einführung eines Papier-Geldes in Mecklenburg, dessen Ertrag sich auf  $4\frac{1}{2}$  Millionen Thaler beliefe, ohnerachtet seiner bis zur höchsten Evidenz erweislichen Sicherheit, großen Schwierigkeiten unterliegen, wo nicht gar ganz unausführbar seyn würde: so wird man auch die Folgen nicht für erreichbar halten, die nach dem Plan des Herrn Doctor G e r k e daraus hergeleitet werden. Der höchste Befehl des Landesherrn, daß mindestens die Hälfte aller öffentlichen Zahlungen an Cassen in solchen Billets geschehen müßte, würde

ihnen allerdings da Eingang verschaffen, und also in so weit zu ihrer Circulation beytragen; ob aber dieses ihren Cours im Lande überhaupt befördern würde, ist eine andere Frage. Uebrigens dürfte es vielleicht nicht zu dreist seyn, eine solche Landesherrliche Verordnung selbst in die Reihe der Schwierigkeiten zu setzen, die sich der Ausführung des erwähnten Plans entgegen stellen möchten.

Daß der Herr Doctor G e r k e einem Mecklenburgischen Credit = Verein ganz abhold sey, der die Einführung von Pfandbriefen zum Zweck hat, so wie selbige in dem Preussischen Staat circuliren, bezweifle ich, weil dies System sich schon längst als gut bewährt hat, und auch für Mecklenburg gewiß heilbringend seyn würde. Hier ist von einem Papier = Gelde gar nicht die Rede, sondern davon: Capitalien, die Zinsen tragen, auf die bestmögliche Weise zu erhalten und gegentheils unterzubringen, die Zinsen von diesen Capitalien jedesmahl prompt und ohne alle Weitläufigkeiten zu empfangen, und hiedurch den Umsatz der Capital = Summe selbst leicht und sicher zu machen, so, daß Mecklenburgische Pfand = Briefe auch im Auslande Cours haben würden. Die Einrichtung eines solchen Instituts, dessen große Vortheile für den nicht zu hoch verschuldeten Gutsbesitzer, so wie für die Geld = Circulation im Lande überhaupt nicht zu verkennen sind, wird überhaupt allerdings reifliche Ueberlegung er-

fordern und von allen Seiten wohl erwogen werden müssen; da aber ein Vorbild da ist, so wird es um so leichter auch für Mecklenburg realisirt werden können, Daß auch hier ein hinreichender Realisations-Fond da seyn müsse, versteht sich von selbst, und dies dürfte der eigentliche Stein des Anstoßes seyn. Für unüberwindlich darf man ihn aber nicht ansehen, sobald eine große Mehrheit der Ritterschaft den wichtigen Plan eines Credit-Bereins scharf ins Auge gefaßt hat, und mit Consequenz und Ausdauer verfolgt. Dann werden die zu erwartenden besseren Zeiten schon die Mittel an die Hand geben auch den nöthigen Realisations-Fond früher oder später herbey zu schaffen, der allerdings als der Schluß-Stein des ganzen Werkes, welches man zu errichten wünscht, angesehen werden muß.

J. J. M.

---

Ueber das, die Ackererde befruchtende Wesen.  
(Princip.)

---

Der Fleiß des Menschen verwandelt die öddesten und unfruchtbarsten Gegenden in ein Paradies; aber die fruchtbarsten Gefilde \*) tragen nun Dorn und Die-

---

\*) Ist es nicht grade auch so mit dem Menschen? Der

stel, \*) wenn nicht die Hand des Menschen der Natur zu Hülfe kommt. Sie reinigt die Erde vom Unkraute und vertilgt alles, was dem Wachsthum edlerer, Menschen und Thiere nührender, Gewächse im Wege stehet. Sie lockert die, im natürlichen Zustande festere, Erde auf, so daß sie nun empfänglicher für den Segen des Himmels, der im Thau und Regen heruntersiröhet, des Menschen Arbeit lohnet. In diesem Zustande durchdringen Luft und Wärme weit leichter den aufgelockerten Boden und theilen demselben den, für das Gewächreich, erforderlichen Nahrungstoff mit.

Hier dringt sich indeß die Frage auf: welches ist eigentlich das die Erde befruchtende Wesen? Denn alles was der Fleiß der Menschen auch thut, kann doch für weiter nichts als für ein Zuhülfekommen der Natur nur gelten. Herr

---

früchtigste Acker — ein Franz Moor — trägt, mißgeleitet, das meiste Unkraut!

- \*) Die Stelköpfe findet man auf öden Saatfeldern nicht. Die rohe mißgeleitete Kraft, welche den ungeheuer großen Die Stelkopf Bonaparte erzeugte, hätte, richtig geleitet, einen die Welt beglückenden Halbgott — einen Baum schaffen können, an dessen Früchten Europa's Völker sich hätten erlaben, und unter dessen schirmenden Zweigen sie hätten sicher ruhen können.

Doktor Laubender \*) — vor längerer Zeit verstorben, — versucht es, diese Frage genügend zu beantworten, wenigstens fehlt es der Abhandlung nicht an Gründlichkeit.

Das Princip der Fruchtbarkeit sucht Herr L. in dem Dunstkreise. Die Luft enthält, im reinen Zustande, 28 Theile Sauerstoffgas und 72 Theile Stickstoffgas, aber in ihrem unreinen Zustande gesellen sich hierzu noch unzählige andre Stoffe. Das Wasser besteht, in feinem reinen Zustande, aus Sauer- und Wasserstoff; im unreinen Zustande aber verbinden sich, mit diesen beyden Bestandtheilen, viele andre noch. Eben dies ist der Fall bey Regen, Thau und Nebel. Aber welcher von diesen Stoffen ist nun das eigentliche befruchtende Princip?

Stickluft, wie Versuche lehren, macht den Boden eher unfruchtbar als fruchtbar. Diese kann also natürlich das, die Erde befruchtende, Prinzip nicht seyn, wenn sie gleich in der Natur der reichhaltigste Stoff ist. Man vermuthete daher, daß der Kohlenstoff, der ebenfalls in der Natur sehr häufig sich findet, das befruchtende Prinzip seyn dürfte. Man versicherte, durch Erfahrung diese Behauptung begründen zu können, und man stützte sich auf folgende Gründe:

---

\*) S. Darstellung des die Ackererde befruchtenden Princips u. Von Dr. Laubender.

1. Kohlenstoffhaltige Körper unter die Ackererde gemischt, vermehren auffallend die Fruchtbarkeit derselben. Darum vermehrt eben der Viehdünger die Fruchtbarkeit des Ackers, weil er vielen Kohlenstoff enthält.
2. Wenn man vegetabilische Körper verbrennt: so entwickelt sich, bey der Auflösung der Stoffe, Kohlenstoff am meisten.
3. Die Keime der vegetabilischen Stoffe haben, von der Natur, Kohlenstoff in reichlicher Menge erhalten.
4. So wie der Vorrath des Kohlenstoffes in einem Acker sich vermindert, nimmt in eben dem Verhältniß die Fruchtbarkeit desselben ab.
5. Die Dammerde, bekanntlich die fruchtbarste, ist am reichlichsten mit Kohlenstoff geschwängert.
6. Die alkalischen Düngungsmittel vermehren, eben aus dem Grunde, die Fruchtbarkeit des Ackers, weil sie, aus der atmosphärischen Luft die Kohlen Säure an sich ziehen und den Kohlenstoff in der Erde auflösen.

Herr Dr. L. verwirft aber diese Behauptung aus folgenden Gründen:

1. Auf den Plätzen, wo Kohlenbrenner gehaust haben, wächst in vielen Jahren nichts.
2. Saamen, in Kohlenpulver gesäet, geht nicht auf.
3. Herr Scheele säete Saamen in, an sich, fruchtbaren Boden, entzog aber der über ihm stehenden

Lufschicht den Sauerstoffgehalt, und man beobachtet weder ein Keimen noch ein Wachsen. Berauben wir die fruchtbarsten Gefilde daher des Sauerstoffs: so bleiben sie unfruchtbar und öde.

Das mußte der Landwirth in der Praxis längstens — sagt Herr L., nur in der Theorie nicht. Denn eine frisch gegrabene Erde, wenn sie auch kohlenstoffhaltig ist, muß erst an der Luft verwittern, ehe sie fruchtbar, im gehdrigen Grade ist. Je mehr ein Boden umgearbeitet, und mit der Luft in Berührung gebracht wird, desto fruchtbarer ist er. \*) Dies ist eine längst durch Erfahrung erprobte Ackerbauregel. Allein wenn bey diesem Verfahren jedesmal dem Boden sehr viel Kohlenstoff entführt wird, wie die von demselben aufsteigende kohlengefäuerte Luft beweiset: wie mag man also bey der Behauptung beharren, daß der Kohlenstoff an sich, schlechterdings genommen, das befruchtende Prinzip der Erde sey? Nicht der Kohlenstoff, sondern der Sauerstoff ist das die Erde befruchtende Princip!

Nun der Beweis dieser Behauptung:

Die Vegetation geht in jedem Boden in dem Grade vor sich, als der Sauerstoffgehalt groß ist. Den

---

\*) Eine Furche mehr, ein Korn mehr! Sagt man mit Recht. Wie der Natur angemessen daher die Art, wie wir unse Braache bearbeiten! Edw. St.

deutlichsten Beweis hiervon liefert die oxygenirte Rochsalzsäure. Nach des Herrn von Humboldt's Versuchen, wird durch sie die Vegetation fast immer um  $\frac{7}{8}$  beschleuniget. Alte verlegene Saamen wurden durch sie wiederum zum Wachsthum und Keimen gebracht.

Unfruchtbare Mistbeete werden sobald als fruchtbar erscheinen, wenn nur die Mischung der Erde und des Düngers gelüftet, und also dem Sauerstoff freyer Zugang verschafft wird.

Will man diese Mistbeete in einem steten fruchtbaren Trieb erhalten: so ist eine Vorrichtung zu treffen, durch die der Erdmischung ein steter reichhaltiger Zufluß des Sauerstoffgases gegeben wird.

Werden die Blumen oder Pflanzenbeete mit Wasser begossen, welches vorher sorgfältig mit Sauerstoffgas beschwängert worden ist: so werden die Gewächse schnell zum üppigen Wachsthum gebracht, und die Blumen erscheinen zugleich mit dem lebhaftesten Farbenkolorit.

Nach einem ordentlichen Regen ist schnell bey allen Gewächsen die Vegetation erhöht. Wenn nun, nach den neusten Versuchen, dieses Regenwasser mit sehr vielem freyem Sauerstoffgas imprägnirt ist: muß hier nicht die Wirkung einzig auf Rechnung des Sauerstoffs gebracht werden, da es andre Wasser von geringerm Oxygengehalte nicht thun? Man glaubte sonst, daß Regenwasser enthielte reichliche Kohlenensäure;

allein diese Annahme ist längst als grundlos widerlegt.

Nach schärfern Beobachtungen stockt, so zu sagen, die Vegetation zu der Zeit, wenn Regenwolken am Firmamente sich bilden. Herr von Humboldt brachte durch Versuche heraus, daß eben zu dieser Zeit die untere Luftschicht an Sauerstoffgas am ärmsten sey, weil es in der obern zur Wassererzeugung verbraucht wird.

In der Gegend des Sauerbrunnens zu Spa soll, nach den Naturforschern, aus dem Grunde eine lebhaftere Vegetation statt finden, weil daselbst die atmosphärische Luft stets mit Sauerstoff reichlich versehen ist. Ein Gleiches will man an den Meeresküsten beobachtet haben.

Wenn nun gleich durch alle diese Angaben Lauthender's Behauptung vieles Gewicht bekommt: so werden die nachfolgenden Thatsachen doch erst dieselbe über alle Zweifel anheben.

Was geschieht, wenn eine rohe, wilde, unfruchtbare Erde der Berührung der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird? Die Erde zersetzt die untere Luftschicht, absorbirt den Sauerstoffgehalt, und der Kohlenstoff entweicht aus derselben. Daher kommt das Mürbwerden der fest gebundenen Erde an der freyen Luft.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Fünfzehntes Stück.

Den 10ten April 1817.

---

Ueber das, die Ackererde befruchtende Wesen.  
(Princip)

(Beschluß.)

Herr von Humboldt ward zuerst auf diesen merkwürdigen Vorgang aufmerksam. Er fand in den Steinsalzgruben von Oestreich, Steyermark, Bergtoldsgaden, Salzburg, die Luft bald sehr oxygen bald sehr azotreich. Gieng er dieser Erscheinung näher auf den Grund: so fand er, daß sie allein azotreich war, wenn in eben diesen Gruben ein Ueberfluß von der grauen Thonerde sich fand, die den Ueberfluß von Sauerstoffgas absorbirt; dann aber oxygenreich, wenn die Erde mangelte, und dafür ganze Massen Steinsalz sich vorfanden.

Um sich aber von der Wahrheit alles dieses noch mehr zu überzeugen, stellte er folgende Versuche an:

Er legte Stücke von feuchtem Thon unter, mit atmosphärischer Luft gefüllte, Glocken, deren Gehalt

und Volumen er durch genaue Analyse kannte. In Zeit von drey Tagen sah er die Luft in der Glocke um 0,04 bis 0,06 Sauerstoff abnehmen. Nach acht Tagen waren kaum 0,10 da; nach 12 Tagen blieben nur 7 übrig. Wer sieht hier nicht die volle Bestätigung von dem vorher erst beobachteten?

Die graue Thonerde, vornemlich die schwärzliche, der Thonschiefer, der Hornblendschiefer, der Syenit, der wernerische Lydit und der größte Theil der schwarzgefärbten Mineralien, enthalten Kohlenstoff. Sie dünsten Kohlen Säure aus, wenn man sie mit dem Sauerstoff aus der Atmosphäre in Berührung bringt; das Licht beschleunigt diese Mischung und bleicht sie auf der Oberfläche, indem es ihnen den Kohlenstoff entzieht.

Wurde nun eine Kohlenthoenerde von dem Herrn von Humboldt unter eine Glocke gebracht: so wurde der Sauerstoff gleichfalls absorbirt und die Luft mit Kohlen Säure angeschwängert.

Alle die Versuche, sagt Herr von Humboldt, beweisen:

1. daß die Luft mit Thonerde in Berührung gebracht, an Volumen und Sauerstoffgehalt beträchtlich abnimmt,
2. Daß eine sehr geringe Quantität dieses Sauerstoffs in Kohlen Säure verwandelt werde.
3. Daß der größte Theil desselben seinen luftförmigen

gen Zustand verliert, indem er sich mit der Thonerde verbindet.

4. Daß das Azot aus der Atmosphäre, während der Absorbition des Sauerstoffs, keine merkliche Aenderung erleide.

Mit diesen Versuchen aber begnügte sich Herr von Humboldt noch nicht. Um der Lösung seines Problems noch näher zu kommen, machte er neue Versuche mit der frischgeackerten Felderde und zwar mit einer solchen, die seit mehrern Jahren nicht gedüngt worden war. Das Resultat hiervon war:

Die mit der Erde in Berührung gebrachte Luft nahm täglich an Volumen und Sauerstoffgehalt ab. Nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen fand er einen Rückstand, welcher größtentheils nur 0,04 Sauerstoff und 0,07 Kohlensäure enthielt.

Vorzüglich bemerkte er, daß die schwärzesten, wohlriechendsten Erden die Luft am schnellsten zersetzten. Unter andern sagt er noch: er könnte Versuche anführen, wo die Erde  $\frac{131}{1000}$  Sauerstoff während 5 Tage absorbiert habe, wo der ganze Gehalt zwischen 27 und 28 Procent Lebensluft gewesen sey.

Herr C a n d o l e aus G e n f hat die Versuche mit der Ackererde, in Berührung mit der reinen Lebensluft, (Drygene) wiederholt, und er versichert, von Stund zu Stunde die Absorbition des Sauerstoffs beobachtet zu haben.

Allein da nun die Ackererde keine einfache Substanz ist, sondern ein Gemisch aus Erde, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Phosphor, Eisen und Braunersteinalk darstellt: so fragt es sich nun, ob die Eigenschaft, den Sauerstoff zu absorbiren, zum Theil den einfachen Erden gehöre, oder ob sie von säurefähigen Basen, mit welchen die Erden verbunden sind, herkomme?

Um diese Frage zu lösen, machte Herr von Humboldt neue Versuche, und das Resultat derselben ist:

Die Schwererde absorbirte von 27 Sauerstoff 19 Theile. Die Alaun- und die trockene Kalkerde veränderten die Reinheit der atmosphärischen Luft durchaus nicht. Die Alaunerde, die Schwererde, die Kalkerde gelinde befeuchtet, entwickelten mehr oder weniger reines Azote. Die Alaunerde schien am mächtigsten auf den Sauerstoff zu wirken. Von 800 Theilen atmosphärischer Luft zu 0,27 Sauerstoff mit Alaunerde in Berührung gebracht, blieben in acht Tagen 586, welche reines Stickgas waren. Die Bittererde absorbirte in keinem Versuche Sauerstoff.

Die Kieselerde absorbirte in zehn Tagen 0,08 Drygen; indem sie das Volumen von 500 Theilen bis auf 462 zurückbrachte.

Die einfachen Erden wirken also wie die säurefähigen Basen; nur dürfen sie nicht im Zustande

der Trockenheit seyn, wo sie nicht wirken.

Die Feuchtigkeit scheint also eine unerläßliche Bedingung zu seyn, um die Elemente, nach den ihnen eigenthümlichen Verwandtschaftsgesetzen handeln zu lassen.

Vielleicht sind die Erden selbst chemische Verbindungen aus einer unbekanntem Basis und Sauerstoff.

Brauchen wir wohl nun noch der Beweise mehr, um unsre Behauptung zu erhärten, daß nur allein der Sauerstoff das die Ackererde befruchtende Princip sey?

Wie fruchtbar endlich diese unsre aufgestellte Lehre, in ihren Folgerungen, für den guten und zweckmäßigen Betrieb des Acker- und Feldbaues sey, wollen wir noch mit wenigem darthun.

Herr D. Laubender leitet nur noch einige Folgerungen aus der Bestimmung des Befruchtungsprincips ab, die ich, ihres praktischen Werthes wegen, mich nicht enthalten kann, hier kürzlich anzuführen:

1. Der Hauptzweck des Feldbaues ist kein anderer, als vollkommene Drydirung (Durchsäuerung) des Bodens.
2. Mit dieser Bestimmung des Hauptzwecks alles Feldbaues wird am reichlichsten die beste Art das Feld zu bauen bestimmt.
3. Unser Princip bestimmt nicht allein wie das

Feld bearbeitet werden müsse, sondern auch das  
w a n n ?

Die Bearbeitung des Bodens darf nicht, wenn die  
Witterung zu trocken oder zu heiß, oder der Boden  
selbst zu trocken oder zu naß ist, vorgenommen werden.  
Wenn die Atmosphäre am reichlichsten mit Sauerstoff  
versehen ist, dies ist unstreitig der günstigste Zeitpunkt,  
für die Bearbeitung des Bodens, und nach des Herrn  
von Humboldt's Versuchen tritt dieser Fall ein

- a) bey neblichter Witterung.
- b) Wo die Dünste sich auflösen, die Wolken ver-  
schwinden, und sich das Himmelsgewölbe  
blau färbt.
- c) Wenn Regen sich zu bilden anfängt und wäh-  
rend des Regens hat die Atmosphäre wenig  
Sauerstoff.

4. Wird durch unser Princip gezeigt, wie man der  
Fruchtbarkeit des Bodens nachhelfen könne und  
solle.

Die Aufreißung der Oberfläche der besaamten  
Felder ist längstens als äußerst vortheilhaft befunden,  
besonders bey dem Wintergetreide im Früh-  
jahr, und bey der Sommersaat nach einem Platz-  
regen. Unser Prinzip giebt hierüber den Auf-  
schluß. Nur in dem frisch aufgerissenen Zu-  
stande wird der Boden wieder wirksam, die Atmo-  
sphäre zu zersehen, und Sauerstoff zu absorbiren.

5. Unser Prinzip, oder vielmehr unsre Theorie, lehrt, wie man selbst erst jeden Boden für die eigentliche Befruchtung empfänglich machen solle und könne. Und wodurch geschieht dies? Durch Zuführung säuerungsfähiger Basen und durch eine gute zweckmäßige Mischung dieser Basen. Zum Kohlenstoff hat der Sauerstoff vorzügliche Verwandtschaft, darum sind gedüngte Felder für Fruchtbarkeit so empfänglich, darum zersetzen sie so mächtig die Atmosphäre und absorbiren den Sauerstoff aus ihr.

Als Nachtrag zu dieser fruchtreichen Abhandlung bemerkt Herr D. Laubender noch, daß er zu seinem nicht geringen Vergnügen und mit höchster Bewunderung in dem 3ten und 4ten Stücke der Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, von Th a e r und B e n e k e herausgegeben, in der daselbst gelieferten Schilderung der Mecklenburgischen Landwirthschaft, so manche praktische Handgriffe gefunden, die unter den Mecklenburgischen Landwirthen üblich sind, und ihm zu Belegen seines aufgestellten Prinzips dienen können.

Der Haken, heißt es am angeführten Orte, ist aus einer vieljährigen Erfahrung vortheilhafter, als der Pflug. Wenn dieser mittelst des Schaars die Oberfläche abschält und sie mittelst des Streichbretts auf die rechte Seite umlegt: so hebt sie der Haken, mittelst

des eingreifenden spitzen Eisens, in die Höhe, schiebt sie auf das schräge vorwärts stehende Reesterbrett, von welchem die Erde, wenn man den Haken grade hält, zu beyden Seiten gebrochen und zertheilet wird, wenn man ihn aber nach der einen Seite hält, mehr, doch nicht völlig, nach dieser Seite herabfällt. Er thut folglich ohngefähr die Wirkung, als wenn ein Spaten schräg vorwärts in die Erde gestoßen, und diese dann von unten zu wieder heruntergeschoben würde. Hieraus erhellet, daß eine merkliche Verschiedenheit in der Wirkung des Hakens und des Pfluges, bey Umbrechung des Erdreichs, eintrete, und daß es folglich nicht gleichgültig sey, welches Werkzeug gebraucht wird. Der Pflug legt die Oberfläche ebenmäßiger und vollkommener herum, weshwegen er bey der ersten Aufbrechung des Graslandes, und vielleicht der Stoppel, entschiedene Vorzüge zu haben scheint.

Allerdings! — setzt Herr Laubender hinzu: denn so wird die ganze untere Fläche auf einmal der Atmosphäre ausgesetzt und befruchtet.

Geübte Arbeiter wissen zwar den Haken so seitwärts zu halten, daß die Oberfläche größtentheils nach der einen Seite fällt und ziemlich umgewandt wird. Indessen kann diese Arbeit nie so vollkommen, und immer nur mühsamer, als mit dem Fluge, verrichtet werden; auch ist es kaum zu vermeiden, daß Balken stehen bleiben, welche zwar durch die queergehaltene Wendefahre nachgeholt werden, aber doch die Mürbig-

keit nie erlangen, welche die zum erstenmale umgewandte Grasnarbe oder Stoppel erhält. Dagegen hat der Haken den entschiedenen Vorzug, daß er die Ackerkrume mehr zertheilt und bricht, als wenn solche mittelst des Pfluges bloß abgeschälet und umgewandt wird. Ein gehakter Acker sieht weit rauher und unebener aus. Und dieß ist es eben, fügt Herr D. L. hinzu, was zur Befruchtung, durch Sauerstoff, am nothwendigsten ist.

Der Mecklenburger düngt, und läßt dann bey der stärksten Sonnenhize und trockner Witterung den Dünger so lange liegen, bis er vom Grase ganz durchwachsen ist. Erfahrene und unbefangene Landwirthe versichern, daß, nach vielfältig angestellten Proben, der der Luft und Sonne lange ausgesetzte Mist sich ungleich wirksamer bezeige, als der sogleich untergepflügte. \*)

Herr D. Laubender erinnert in einer Anmerkung, daß im Fränkischen viele Landwirthe eben dieser Maxime folgten, und daß reineres und saftreichereres Getraide die Folge sey.

---

\*) Ich habe vielmehr gefunden, daß derjenige Theil des Winterschlags, welcher im Herbst, kurz vor der Saat erst gedüngt ward, — wenn z. B. der Dünger im Sommer fehlte — sich besonders durch Fruchtbarkeit auszeichnete.  
Edw. St.

Der Mecklenburger zieht zur Einsaat den Pflug dem Haken vor. Die Saatsfurche \*) aber läßt er gerne wenigstens 14 Tage liegen, damit die Luft und Sonne sie austrockene und sie sich setze. Man setzt auf dieses Liegenlassen eine besondere Wichtigkeit und hält es zum bessern Gedeihen des Kornes für unumgänglich nöthig.

Dieses Verfahren, fügt Herr L. hinzu, ist ganz in der oben angeführten Theorie gegründet. Je unebner die Oberfläche des Bodens ist, desto mehr wird die Atmosphäre zersetzt und Sauerstoff absorbirt. Je mehr mit Kohlenstoffhaltigen Theilen das Land versehen ist, desto länger ist die unebene Lage nothwendig, damit die gänzliche fruchtbare Durchsäuerung geschehen könne.

Hiermit stimmen völlig die Erfahrungen der Gärtner überein. Wenn man einen Baum verpflanzt: so soll derselbe nicht unmittelbar nach Aufgrabung des Kessels hineingesenkt werden, sondern der Kessel soll, wenn es seyn kann, einige Tage dem Sonnenlicht und der freyen Luft ausgesetzt bleiben, und er gedeihet, wenn man diese Vorsicht beobachtet, weit besser.

Diese Erscheinung, wovon der Gärtner mir nie einen hinreichenden Grund angeben konnte, ist nun leicht, nach der Theorie des Herrn Dr. L. zu erklären.

---

\*) Wenn vom Rodenlande die Rede ist; der Waizen verlangt frische Furchen.

Kommt nach Bestellung des Saatsfeldes ein heftiger Regen, ehe das Korn aufgelaufen ist: so wiederholt der Mecklenburger das Eggen. Da das Land durch den Regen eine glatte ebene Oberfläche bekommt: so kann dasselbe nicht mehr in die Atmosphäre wirken. Aber so bald die Oberfläche wieder rauh und uneben wird; so fängt mit neuer Kraft die Zersetzung wieder an, und die Befruchtung des Bodens ist eine neue Folge.

Zu dieser Behandlung des schweren Bodens, nach einem Platzregen, hat der Mecklenburger einen, in die Augen leuchtenden andern Grund. Es setzt sich nach einem Platzregen, wenn gleich nachher die Sonne scheint, eine so harte Rinde an, daß die junge Pflanze nicht im Stande ist, hindurch zu dringen, sondern erstickt, ohne ans Licht zu kommen. Leichte Felder behandelt man so nicht, wenn gleich der Regen ihnen eine glatte Oberfläche giebt.

E d u a r d S t e r n.



Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593 u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

---

(Vom Herrn Oekonomie-Rath Bollbrügge auf kleinen Niendorff.)

---

Durch die Mittheilung der kleinen Abhandlung vom Herrn Kammer-Commissair Sommer zu Parchingim, über die nachtheiligen Folgen des Mergels, die auf dem Acker des Försters, Herrn Meyer zu Luttrau, beobachtet waren, die ich mit einigen Bemerkungen in einem Schreiben an unsern Professor Karsten begleitete, habe ich das erreicht, was ich dadurch erreichen wollte. Ich wünschte nemlich eine nähere Prüfung der dort erzählten Erscheinungen, um hieraus Belehrung zu finden, wie man ähnlichen nachtheiligen Folgen vorbeugen könne, um durch das mühsame und kostbare Mergeln auch wahren Vortheil und keinen Nachtheil zu gewinnen.

Ich bin keinesweges ein Gegner des Mergels, ich mergle vielmehr schon seit Jahren, wenn gleich nicht ganze Schläge, doch ganz beträchtliche Stellen darin; aber ich hatte noch zu wenig eigene Erfahrung über die rechte Art der nützlichen Anwendung dieser, aufs neue wieder hervorgesuchten, schon vor so langer Zeit be-

kannt gewesen, und ganz wieder vernachlässigten Verbesserungsmethode unsers Bodens, daß ich es nicht wagte, alles sogleich ins Große zu treiben. Meine Geschäfte erlaubten es nicht, deshalb Reisen anzustellen, um mich an den Orten, wo man schon seit längerer Zeit dies Geschäft wieder im Großen betrieb, zu belehren. Auch fehlte es damals noch an solchen Anweisungen, wodurch der Wißbegierige in den Stand gesetzt werden konnte, den Mergel nach seinen Kennzeichen und innerm Gehalt gehörig zu klassifiziren, um darnach zu beurtheilen, auf welchem Boden jede Art desselben angewendet werden müsse.

Die Reise des Herrn *Nixen*, welche derselbe, um uns Mecklenburger über diesen Gegenstand zu belehren, durch unser Vaterland machte, erfuhr ich zu spät, um auch mir seinen Besuch erbitten zu können. Seine angekündigte Schrift über die Mergelarten, und deren Anwendung auf die verschiedenen Arten des Bodens, auf welche ich sogleich mit desto größerer Erwartung subscribirte, da Herr *Nixen* alle die verschiedenen Mergelarten in natura diesen Werke beizulegen versprach erschien nicht. \*) Aeltere

---

\*) Doch ohne Schuld dieses verdienstvollen Mannes. Eine fortwährende schmerzhaftige Augenkrankheit, machte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten unfähig.

Schriften, welche diesen Gegenstand behandelten, bezeichneten die mannigfaltigen Arten des Mergels zu unbestimmt, und gaben mir keine befriedigende Belehrung, wie und auf welche Art der Mergel anzuwenden sey. Ich ward daher um so mehr irre, da einige Landwirthe den Mergel als das non plus ultra des höchsten Ertrags empfohlen, andere hingegen ihn als höchst nachtheilig verschrieten.

Ich sah auf einigen Gütern unübertreffliches Getreide auf gemergeltem Lande; mich wunderte es aber, daß man des Stalldung ganz entbehren zu können glaubte. Noch mehr stieg meine Bewunderung, da man mir die überzeugendste Zusicherung gab, daß auf einem nahmhafsten Gute der Stalldung ungenutzt auf dem Hofe liegen bliebe, auf einem andern hingegen ward der Dung, auf den Stellen, wo man nicht mit Mergel ausreichen konnte, so dick aufgefahren, daß man ihn kaum unterbringen konnte; der gemergelte Acker erhielt dagegen von diesem Dünger nichts.

Dies widerstritt ganz derjenigen Theorie, die ich mir nach selbst angestellter Untersuchung des Mergels, entworfen hatte. Nach meiner Ueberzeugung glaubte ich, daß der Mergel nur mit Stalldung vereinigt, zweckmäßig wirken und nicht schädlich werden könne. Dies Verfahren habe ich auch beständig in Anwendung gebracht, als ich anfing mit dem Mergel Versuche zu machen.

Die Sage ging, daß schon vor langer Zeit in Mecklenburg gemergelt worden, daß man aber nachtheilige Folgen davon verspürt hätte, und man erneuerte das alte Sprichwort: der Mergel mache reiche Väter und arme Söhne. Man wollte behaupten, daß Mergeln sey daher in alten Pacht-Contracten von der herrschaftlichen Kammer untersaget worden, ohngeachtet aller hierüber angestellten Erkundigungen konnte ich aber keine Auskunft hierüber erhalten. Wahrscheinlich ist dies also nur bloß eine ungegründete Sage. Unmöglich wäre es indessen nicht; denn so wie vormals die Kammer, im Jahre 1718 auf den großen Nutzen des Mergelns aufmerksam geworden, und nach dem merkwürdigen Altienstücke, welches der Herr Professor Karsten uns in den Annalen darlegt, allen Pächtern dieß Düngmittel empfohlen, ja sogar Anweisung des Verfahrens beygelegt hat, so kann es wohl geschehen seyn, daß in der Folge ein Verbot darüber ergangen ist, und daß man bey einer unrichtigen Behandlung nachtheilige Folgen davon verspürt hat, daher dann endlich das Mergeln ganz auffer Gebrauch gekommen.

Beweis ist da, daß man schon weit länger als vor 100 Jahren hier gemergelt hat, da schon 1702 der Herr Graf von Bernstorff aus dem Hause Bernstorff bey Grevismühlen seinen

Wächtern das Mergeln contractlich zur Pflicht gemacht. Da muß also dies Geschäft schon lange vorher betrieben seyn, weil es damals schon in so gutem Ruf gestanden.

Dies führt natürlich zu der Frage: warum wird es wieder unterlassen? warum kam es dermaßen in Berachtung, daß sogar das Sprichwort des *Ausmergelns* davon entstand? Ich kann mir dies nicht anders erklären als so: daß die Aecker, welche vormals gemergelt wurden, allen Korn-Ertrag, der im Anfange so glänzend und reich war, daß man höhern Orts darauf aufmerksam wurde, bey einer unrichtigen Behandlung ganz versagten. Keine andere Ursache kann den Mergel in Verruf gebracht haben.

Ich erinnere mich, vor langen Jahren in den niedersächsischen Annalen vom Hrn. Staatsrath, dermaligem Leibmedikus *Thaer* zu Celle gelesen zu haben: es sey ihm, ich weiß nicht mehr wo? im Lüneburgischen, bey einer ansehnlichen Strecke dem Ansehen nach sehr guten Ackers, der mit weißem Klee bewachsen gewesen, bey seinem östern Reisen in der Gegend, auffallend geworden, daß er diesen nie mit Korn besäet gefunden; auf Befragen der Dorfs-einwohner, warum hier kein Korn gebauet würde, habe derselbe zur Antwort erhalten, es wüchse daselbst nichts, wenigstens kein Weizen, Roggen, Gerste und Hafer; nur Erbsen und Klee geriethen, und aller angewandten Mühe ohngeachtet, auch bey Ausbringung sehr guten Stallungs habe man kein anderes Korn erzielen können. Bey weiterer Nachforschung habe man ihm gesagt: ihre Eltern hätten erzählt, es sey vordem daselbst gemergelt, man hätte im Anfange einen hohen Ertrag nach dem Mergel erhalten: in der Folge hätte aber die Fruchtbarkeit dermaßen nachgelassen, daß man kein Korn mehr hervor bringen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Sechszehntes Stück.

Den 17ten April 1817.

---

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593. u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

(Fortsetzung.)

So auch sagt derselbe an einem andern Orte dieser angeführten Annalen: in der Gegend von H a u n o v e r hätten einige Dorfschaften, dreist gemacht durch den hohen Ertrag des Kornes nach dem Mergel, sich nicht mehr bemühet, Stalldung zu schaffen, sie hätten vielmehr, gereizt durch den hohen Preis des Strohes bey der so nahe gelegenen großen Stadt, alles Stroh, was sie irgend entbehren können, dahin verkauft, hievon aber in der Folge die größten Nachtheile verspürt, indem der Ertrag der Getreide = Erndten merklich abgenommen, und von der Zeit an hätten sie den Acker nicht wieder zum guten Korn = Ertrage bringen können.

Daß Mecklenburg in frühern Zeiten weit mehr bevölkert gewesen, wie jetzt, darüber haben wir nicht allein viele Sagen, sondern auch Beweise. Ueberall finden wir auf großen Feldmarken, besonders in Hölzungen, viele Stellen mit Nahmen bezeichnet, welche die Sage bestätigen, daß daselbst Dörfer gestanden. In dem Fürstlichen Holze dicht hinter Lübz sind noch Spuren einer großen Schanze, wo eine große Stadt gestanden haben soll. Selbst mein nicht großes Gut hat zwey Höfe gehabt, worüber ich noch die Urkunden besitze, und nicht fern von der Elde war hier noch ein dritter Hof. In einem benachbarten Dorfe lebte in meinen jüngern Jahren ein sehr alter Mann, der mir versicherte, hier noch die Fundamente dieses dritten Hofes in seiner Kindheit gesehen zu haben. Auf der entgegengesetzten Seite heißt eine ansehnliche Strecke Landes noch heut zu Tage: die Dorfstelle, und es zeigen sich jetzt noch Spuren, die es mehr als wahrscheinlich machen, daß hier vormals wirklich ein ansehnliches Dorf gestanden. In dem Sonnenberge bey Parchim sind ebenfalls viele Spuren mehrerer daselbst vormals bestandener Dörfer, die Namen dieser Dörfer haben sich auch noch bis jetzt erhalten. Die glaubwürdige Sage von der großen Stadt Mecklenburg zwischen Wismar und Schwerin, wo jetzt nur ein Hof und Dorf steht, ist bekannt; auch sind unsre Städte früherhin weit blühender und volkreicher gewesen.

Der patriotische Menschenfreund von Binder, theilt merkwürdige Nachrichten darüber mit, mit Anführung der Quellen, aus welchen der Verfasser diese Nachrichten geschöpft hat.

So hat W i s m a r im Jahre 1378 an 10,000 Menschen in einem Jahre an der Pest verloren, und dennoch ist die Stadt im Stande gewesen, in Gemeinschaft mit der Stadt R o s t o c k im Jahre 1391 eine Flotte zur See en faveur ihres Herzogs des Königs A l b r e c h t von Schweden auszurüsten, und damit das belagerte S t o c k h o l m im Jahre 1394 zu entsetzen und zu verproviantiren; bey welcher Gelegenheit diese Flotte ein Dänisches Kriegeschiff mit 300 Mann Besatzung erbeutet und gefangen genommen.

Die Stadt R o s t o c k hat besonders zu den Zeiten des Hanseatischen Bundes großen Handel mit Holz, Getreide, groben Tuch, Leinwand, Bier und mehreren Artikeln nach Dännemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Flandern, Spanien und Portugal ja sogar bis Italien getrieben. Mälzen und Braunahrung waren sehr beträchtliche Handlungszweige. Allein nach Schweden, Dännemark und Norwegen sind jährlich an 250,000 Tonnen Bier, welches diese Nationen T u r s d h l genannt, aus R o s t o c k verschifft, und der Warnemünder Zoll hat über 80,000 Rthlr.

eingetragen, welcher in neueru Zeiten kaum 1000 Ritr. gegeben haben mag.

Wollte man dagegen einwenden: dies wären Seestädte, und R o s t o c k habe zu dem berühmten Hanseatischen Handlungsbunde gehört; so zeigt doch der große Handel mit Getreide, vorzüglich mit Gerste zum Mälzen, und mit der großen Menge des daraus fabricirten Bieres, daß der Acker in bedeutender Kultur gewesen seyn muß, da allein an Gerste eine solche Menge gebauet ward, daß R o s t o c k so ansehnliche Menge Bier daraus brauen und im Inn- und Auslande absetzen konnte. Wenigstens ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß nicht nur die Gerste, sondern auch der größte Theil der übrigen Getreidearten, mit welchen R o s t o c k einen so ausgebreiteten Handel trieb, in Mecklenburg producirt wurde.

Wahrscheinlich ist auch das grobe Tuch, das von R o s t o c k ausgeführt ward, in Mecklenburg fabricirt worden, denn zu den Zeiten müssen die Schäfereyen in Mecklenburg sehr ansehnlich gewesen seyn, weil keine Holländereyen von Bedeutung bestanden.

Aber nicht bloß in den Seestädten war der Handel so blühend, und die Menschenzahl so groß, sondern auch im Innern von Mecklenburg nahmen mehrere Städte daran Theil.

Y a r c h i m hat laut der alten Schößbücher 2000 Bürger gehabt, da es jetzt nach dem Staats-

Kalender nur überall 622 Häuser zählt, von welchen viele mit Tagelöhner besetzt sind, indem ein beträchtlicher Theil dieser Häuser aus kleinen Buden besteht. Im Jahre 1528 schrieb Herzog Heinrich der Friedfertige bey dem Absterben des Plebanus an der Hauptkirche zu St. Georg, dem Doctor Luther nach Wittenburg, und bat diesen, ihm einen qualificirten Geislichen zu senden, welcher geschickt wäre, einer Gemeinde von 7 bis 8000 Seelen vorzustehen. (Cordes Parchimsche Chronik, angeführt in Franken's Mecklenb. L. XI. p. 188.)

Die Braunahrung soll in P a r c h i m so ansehnlich gewesen seyn, daß in einem Tage 20 bis 30 und mehr Fuder Bier auf das Land abgeholt sind. Die ganze umliegende Gegend zeigt noch jetzt die Spuren des großen Hopfenbaues, der zum Bedarf dieser Brauereyen getrieben wurde. Auch in meinen Wiesen und Acker-Niederungen zeigen sich noch die deutlichsten Merkmahle, daß alle diese Stellen vormals als Hopfendämme benutzt worden.

Die Ausfuhr vom Getreide, Bier, Hopfen u. s. w. ward auch dadurch sehr erleichtert, daß die E l d e sich im schiffbaren Zustande befand.

B i n d e r erzählt, a. a. D., wie er 1772 selbst einen Mann gesprochen, welcher ihm versichert, aus Urkunden in dem Plauer und Bredenhagenschen Amts-Archiv gelesen zu haben, daß die beyden Her-

zöge, Gebrüder Johann Albrecht I. und Ulrich II. ein Zeugen = Verhör von einigen alten Parchimschen Bürgern aufnehmen lassen, worin diese an Eidesstatt ausgesagt; „daß annoch bey ihrem Denken, „und guten Erinnern, Fahrzeuge oder Prahmen von „Hamburg auf der Elbe und Elde nach „Parchim gekommen wären, welche Getreide das „selbst abgeholt,“ sie hätten auch die Kaufleute in Parchim sowohl, als in Hamburg namentlich genannt, welche diesen Handel betrieben. Die Herzöge wären also alles Ernstes bedacht gewesen, die ehemalige Navigation in ihrem Lande wieder herzustellen, da man von alten vormals gewesenen Schleusen noch deutliche Spuren gefunden.

Daß diese Schifffarth auch nicht allein bis Parchim, sondern weiter hinauf bis zum Plauer- und Rölpiner See, so wie auch bis zur Müritz ausgeführt und im Jahre 1617 noch im guten Stande gewesen, erhellet daraus, daß am 29sten May desselben Jahrs unter den Herrn Herzögen Hans Albrecht und Adolph Friederich ein Fürstbrüderlicher Vertrag geschlossen, in welchem sie sich gegenseitig versprochen, daß keiner den andern wegen der Schifffarth und des Holzflößens auf dem Eldenstrom und durch die Schleusen daselbst irgend ein Hinderniß entgegen legen wolle, und der Theil, auf dessen Gebiet

etwa Schaden an den Schleusen verursacht würde, diese Beschädigung zu restituiren hätte.

Wahrscheinlich ist diese Schifffarth durch die Bemühungen der erst genannten beyden Herrn Herzöge, Johann Albrecht I. und Ulrich II. zu Stande gekommen; denn diese haben die sogenannte neue Elde von Dömitz ab aus der Elbe bis nach Eldena in den Eldenfluß ziehen lassen, weil ihnen auf dem natürlichen Laufe des Eldenstroms, wo derselbe die Mark Brandenburg und die damaligen Quitzow'schen Güter berührt, wegen dieser Schifffarth Hindernisse in den Weg geleyet sind.

Diese beyden Fürsten haben demnächst den weitem Plan gehabt, eine Farth aus dem Wismarschen Stadthafen, in und durch den Schwerinschen See, von hier aus ferner durch die Stör und Elde bis nach Dömitz in die Elbe zu errichten; haben auch wirklich mit einem Baumeister unterhandelt, und für dessen Arbeit und Aufsicht dabey bedungen, zu geben, 200 Rthlr. Geld, 1 Centner Speck, 4 Schfl. Roggen, 4 Tonnen Bier, und 1 frischen grünen Käse.

Sie haben fürs erste die Schifffarth vom Schwerinschen See bis Dömitz bewirkt, womit 1568 der Anfang gemacht ward. Am 9ten August 1577 ist das erste Schiff von Schwerin abgelauten, welches auch am 11ten desselben Monats zu Dömitz vor der Brücke angekommen.

Diese Fürsten haben darauf Sorge getragen, auch den Kanal aus dem Schwerinschen See nach Wismar graben zu lassen; da es ihnen aber an Mitteln gefehlt, ein so kostbares Werk, wozu mehrere Schleusen nöthig waren, auszuführen, so ist es unterblieben. Auf dem 1575 gehaltenen Landtage ist die fernere Ausführung der gedachten Schifffarth in Ueberlegung genommen, aber es blieb bey den bloßen Deliberationen.

Nach dem Ableben des Herzogs Johann Albrecht I. ist aber dennoch vom Herzog Ulrich II., und den beyden Söhnen des Erstern der andere Strich dieser obgedachten Schifffarth bey Wicheln aus dem Schweriner See bis an den Hafen von Wismar im Jahre 1577 im May wirklich angefangen, und im Jahre 1682 gar nahe, und nur bis auf ein geringes, zu seinem lange gewünschten Ende gebracht. Dennoch muß derselbe nicht ganz vollführt worden seyn, — denn auf einem zu Neubrandenburg im Jahre 1583 gehaltenen Landtage hat Herzog Ulrich II. sich beschweret, daß er, unter andern auch um der Schifffarth willen, aus der Ost- in die Nordsee, vermittelst des Kanals bey Hohen Wicheln so große Kosten verwenden müssen, weshalb er nicht umhin könne, das Land auch für sich um eine Beyhülfe anzusprechen.

Leider hat auch dies nicht zur Bzendingung des so nützlichen Werks geführt, wenn gleich im Jahre 1629

ein abermaliger Versuch in den Wallensteinschen Zeiten dazu gemacht worden.

Lange zuvor hatte schon Herzog Magnus II., oder wie einige wollen der III., im Jahre 1480 den Plan dieser Schiffarth entworfen, und einen Kanal angefangen, er gerieth aber ins Stecken.

Aber in ganz frühen Zeiten soll hier wirklich schon eine Schiffarth im Gange gewesen seyn, welche nachmals nicht nur wieder eingegangen, sondern es muß auch der Kanal in der Folge dermaßen verschlemmt und verwachsen seyn, daß man später hin keine Spur davon entdeckt hat. Aus einem Donations-Schreiben des Sächsischen und Bayerischen Herzogs Henricus Leo bey der Fundation des Schwerinschen Bischofthums und des Doms zu Schwerin im Jahre 1170 läßt es sich wahrscheinlich schließen, daß zu der Zeit die Schiffarth zwischen Schwerin und Wismar wirklich existirt habe, da derselbe die Bürger zu Schwerin in allen Orten des Herzogthums vom Zoll frey spricht mit folgenden Worten:

„Cives Sverinenses in omnibus locis per Ducatum  
„nostrum a telonio liberi similiter erunt exempti:  
und hinzusetzet: Ad usus etiam mercationum suarum  
„in portu qui Wissemmer dicitur, duas magnas  
„naves, quae Koggen appellantur, et minores  
„quotcunque voluerint naves alias, sine contra-  
„dictione quorumlibet hominum semper habebunt.“

Und ist unter andern Schenkungen in diesem Schreiben ein Schiffszollhaus in Schwerin begriffen, welches derselbe der Domkirche und den Geistlichen vermacht mit den Worten: „Navale telonium in Suerin, cum omni utilitate et attinentiis suis.“ Woraus noch überzeugender hervorgeht, daß hier vormals eine Schifffarth im Gange gewesen seyn muß. So soll auch ein Theil des Wismarschen Strandes ganz nahe an der Stadt die Roggen = Au genannt werden; doch diese Roggen aber müssen eine Art Seeschiffe gewesen seyn, da in einer geschriebenen Lübeckischen Chronik erzählt wird, „daß, als der Herzog Johann zu Stargard im Jahre 1390 nach Stockholm übergesegelt, um seinem Vetter, dem Könige Albrecht von Schweden, Beystand zu leisten, in einem damal auf der See entstandenen Sturme ein Roggen mit vielen Leuten von Rittern und Knechten unter Seeland verloren gegangen. D. Gerdes 9te Sammlung Mecklenb. Schriften und Urkunden.

So ist es denn wohl ohne Zweifel, daß Mecklenburg in alten Zeiten weit stärker wie jetzt bevölkert gewesen, daß Handel und Schifffarth hier geblühet, und daß daran nicht allein die Seestädte Theil genommen, sondern auch die Landstädte Mecklenburgs nicht davon ausgeschlossen gewesen sind, namentlich aber alle an der Elde gelegene Ortschaften, besonders Pa-

Hi m bey der ansehnlichen Bevölkerung dieser Stadt, keine unbedeutende Rolle dabey gespielt.

Be y solcher Bevölkerung, bey so ansehnlichem Handel, besonders mit Getreide, da man dasselbe von H a m b u r g mit Schiffen aus Mecklenburg geholt, läßt sich denn auch wohl sicher annehmen, daß die Ackerkultur in unserm Lande nicht verwahrloset gewesen, sondern stark betrieben worden. In vielen großen Hölzungen zeigen sich noch jetzt Spuren der frühern Beackerung in den deutlich sich auszeichnenden abgerüggeten Stücken. Wer weiß, ob sich nicht das Mergeln schon aus diesen frühern Zeiten herschreibt? Wer weiß, welche nützliche Erfindungen durch die große Pest, die später hier das Land so sehr entvölkerte, und durch den dreißigjährigen Krieg, der die mehrsten hier jetzt nur noch dem Rahmen nach bekannte Dörfer verheerte, verlohren gegangen? Ich erinnere mich aus meiner frühen Jugend, daß ein alter Prediger in N e u s t a d t, bey welchem ich erzogen wurde, versicherte, von seinem Vater, der ein hohes Alter erreicht hatte, gehört zu haben: die Pest habe in N e u s t a d t so verheerend gewüthet, daß nur sechs Menschen daselbst am Leben geblieben. Ein Maaßstab, nach welchem man die große Entvölkerung im ganzen Lande einigermaßen würdigen kann.

Nach dieser langen Abschweifung, welche zwar eigentlich nicht hieher gehört, doch aber in Betreff der

vormaligen größern Bevölkerung Mecklenburgs, und der wahrscheinlich nicht niedrigen Stufe der Kultur des Ackerbaues, auf diese kleine Abhandlung einigen Bezug hat, und manchem Leser der Annalen nicht uninteressant seyn mag, kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Gegenstande, nemlich zum Mergel zurück, und bemerke, daß das im Anfange gesagte uns schon manche Winke gibt, wie es zugegangen seyn mag, daß das Mergeln in der Folge ganz unterlassen ward, ja sogar verrufen worden.

Man vernachlässigte den Stalldung; man glaubte, alles mit Mergel allein zu bezwecken. Die im Acker befindlichen Kräfte löseten sich schnell auf, gaben hohen Ertrag, versagten ihn aber bald ganz, da kein Stalldung hinzu kam, der neuen Humus schaffen konnte.

Herr U f f h a u s e n auf G o t t m a n n s f ö r d e hat in einem Schreiben an den Herrn Redacteur dieser Annalen, welches derselbe mit einem Nachtrage bereichert hat, uns eine so gründliche Belehrung über das wichtige Verfahren bey dem Mergeln mit seinen eigenen Erfahrungen bestätigt, dargelegt, und diese ganze Materie mit einer Klarheit auseinander gesetzt, daß derselbe den gerechtesten Dank aller Landwirthe verdient. Ich zolle ihm denselben auf das herzlichste, und freue mich, daß ich im verflossenen Herbst bey einem gemeinschaftlich Allerhöchst uns aufgetragenen Gesäfte, so glücklich war, seine persönliche Bekannt-

schaft zu machen, dieß war längst mein sehnlicher Wunsch, da die früher in den Annalen uns mitgetheilte Abhandlung über das Mergeln auf seinem Gute *Gottmannsförde* meine ganze Aufmerksamkeit erregt hatte. Die freundschaftliche Art, mit welcher derselbe meine Bemerkungen zu der kleinen Abhandlung des Herrn *Sommer*, und die darin angegebeneu Data selbst, aufzuklären sich bemühet, verdienen nicht weniger meinen lebhaftesten Dank, wenn gleich derselbe mich mißverstanden zu haben scheint, wenn er es mir zur Last legen will, daß ich mir keine nützliche Wirkung von den Kalktheilen des Mergels auf dem Acker verspräche. Vielleicht habe ich mich hierüber nicht deutlich genug ausgedrückt, denn ich rechne die Kalktheile allerdings zu den wesentlichen Bestandtheilen eines fruchtbaren Bodens. Nur als eigentliches Düngungsmittel betrachte ich den Kalk nicht, vielmehr glaube ich, daß die Kalktheile im Mergel die Auflösung des im Acker befindlichen Humus verursachen, und nur dadurch die Fruchtbarkeit der nach dem Mergel zu producirenden Gewächse bewirken. Dagegen aber meine ich die Lehmtheile, die im Mergel befindlich sind, als wirkliches Düngungsmittel ansehen zu dürfen, weil grade diese Lehmtheile den Sand desto mehr verbessern, je mehr ihrer im Mergel enthalten sind, vorausgesetzt, daß der Mergel auf Sandland gefahren wird, Dieß wollte ich in der, von dem

Herrn U f f h a u s e n aus meiner Nachschrift zu der Sommerschen Abhandlung S. 70 dieser Annalen angeführten Stelle, nur gesagt haben. Der Herr Staatsrath T h a e r gesteht selbst nur so viel zu: „daß der Kalk höchst wahrscheinlich durch seine Kohlensäure etwas wirke, und nur durch diese den Pflanzen wirklich Nahrung gebe.“ Hieraus glaubt er es erklären zu können, daß der Klee nach dünne übersätetem Kalkmehl so üppig wächst, eine Erscheinung, von welcher ich mich mehreremale selbst überzeugt habe. Klar bewiesen ist es also nicht, daß der Kalk wirklich ein Düngungsmittel sey.

Was die Aeußerung des Herrn Professors K ö r t e anlangt, deren Herr U f f h a u s e n S. 645 seiner Abhandlung gedenkt, so will ich es gern zugeben, daß beyde Männer sich einander nicht bestimmt genug verständiget haben. Mein Sohn war nur zu kurze Zeit in M ö g l i n und fand dort des Lehrreichen und Wissenserwerthen so vieles, daß bey der großen Mannigfaltigkeit aller der Gegenstände, die sich seiner Beobachtung darstellten, die flüchtige Eile, — mit der er nur das, was ihm vorzüglich merkwürdig war, sich bekannt zu machen suchte, — es wohl entschuldigen kann, wenn einer Sache, die ihm weniger interessant war, eine unrichtige Deutung beygelegt ward.

Beiläufig bemerke ich bey dieser Gelegenheit, daß ich nicht, wie Herr U f f h a u s e n anführt, Tarant

bey den Concurſ = Gütern, ſondern von der Großherzoglichen Kammer mit Bouitirungs = Geſchäften in den Herrſchaftlichen Domainen beauftragt bin.

Uebrigens bekenne ich hiemit mit wahrer Ueberzeugung: daß die ſchätzbare Abhandlung des Hrn. Uffhauſen meine Furcht vor den möglich nachtheiligen Wirkungen des Mergels völlig beſiegt hat, und wünſche durch dieſes mein offenes Bekenntniß das wieder gut zu machen, was ich vielleicht bey manchen, die eben ſo wenig wie ich, hinlängliche Erfahrung in dieſer Sache hatten, durch aufgeregte Beſorgniß könnte geſchadet haben.

Wärdten nur alle diejenigen, welche ſo wie Herr Uffhauſen in einer ſo wichtigen Sache Belehrungen geben können, uns die Mittheilung ihrer Erfahrungen, und ihre daraus hervorgegangenen Reſultate nicht verſagen! Gewiß werden dieſe unſere Nachkommen mit großem Danke erkennen. Das Sprichwort des *A u s m e r g e l n s* wird veralten und vergeſſen werden; es wird das ſchöne Verbeſſerungsmittel, das wir am Mergel gefunden haben, nicht wieder in Vergeſſenheit gerathen; es wird durch mehrere Erfahrungen bereichert, immer zweckmäßiger angewendet, Segen und Wohlſtand über die Nachkommen verbreiten.

Den Förſter = Acker zu Lutttran betreffend, muß ich nur noch dieſes bemerken: daß derſelbe nicht reinen Sand enthält, die Hauptbeſtandtheile deſſelben

aber allerdings grandiger Sand sind, woben die niedrigen Stellen dieser Fläche, so lange ich den Acker fenne, doch eine ziemliche Quantität Humus enthalten. Das daran stoßende, dem Förster nur noch ganz kürzlich zugetheilte Land, ist aber weit sandiger. Von diesem Fleck Landes ist in der kleinen Abhandlung des Herrn Sommer nicht die Rede, sondern nur von dem Stücke Landes, das früher dem Herrn Förster beygelegt war. Von diesem war nie die Idee, daß er könne zu einem Tannen = Zuschlag bestimmt werden. Dieser war also auch nicht von den Bauern ausgepobert, sondern er war mit ihrem übrigen Acker ganz gleichförmig von ihnen bestellt worden. Der Mergel in diesem Acker hat sehr viele Lehmtheile, und daher glaubte ich, daß grade dieser Mergel besonders vortheilhaft auf dem sandigen Acker wirken würde. Es kann aber wohl seyn, daß er für diesen Acker zu viel Kalktheile enthält. Chemisch ist er nie untersucht; sobald mir aber irgend so viel Muße zu Theil wird, will ich dafür Sorge tragen, daß sowohl der Mergel, als auch der Acker, auf welchen er angewandt, chemisch analysirt wird, und ich werde dann nicht verfehlen, die Resultate bekannt zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Siebenzehntes Stück.

Den 24sten April 1817.

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593 u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

(Fortsetzung.)

Uebrigens hat sich im letzten Jahre wieder eben die Wirkung im gemergelten und nicht gemergelten Lande gezeigt. Auf dem gemergelten Boden sind schöne Erbsen gewachsen, Halmfrüchte aber gar nicht, da hingegen auf letzterem die Halmfrüchte gut gerathen sind. An Verbindung des Stalldunges mit dem Mergel hat es auch nie gefehlt; Herr Meyer miethete alle Jahre Wiesen, um einen ansehnlicheren Viehstapel halten zu können, als es ihm vorher, ehe er dies Hülfsmittel nutzte, möglich war. Der gemergelte Acker ward eben so, wie der ungemergelte, mit Dung versehen, und ich kann, je mehr ich darüber nachdenke, die Veranlassung des großen Mißlingens der Halm-

früchte auf dem vor 9 Jahren gemergelten Acker, dem Herrn Uffhausen in seiner geäußerten Meinung bestimmend, eines theils nur darin finden: daß der Acker nie Ruhe gehabt, und nie zur Weide gelegen, sondern alle Jahre gelockert worden. Dies war auch schon früher geschehen, ehe der Förster diesen Acker erhielt, da der Bauer = Acker sämtlich in 3 Schlägen bewirthschaftet ward. Hauptsächlich aber liegt nach meiner Ueberzeugung die Ursache wohl darin, daß der angewendte Mergel zu viel Kalktheile enthielt, und diese die schädliche Wirkung auf diesen stets gerührten, nie Ruhe habenden Boden verursacht haben.

Denn wenn fehlende Ruhe allein den Nachtheil bewirkte, so müßte man ja ein gleiches im Fruchtwechsel = System befürchten. Hier wird der Acker gleichfalls alle Jahr bearbeitet, wenn gleich nicht mit steten Halmsfrüchten, denn doch immer abwechselnd mit Schotens- und Hackfrüchten nebst Klee. Doch kann man ihm das Jahr, in welchem der Klee zum Mähen genutzt wird, schon als ein Ruhejahr anrechnen, da wenigstens der Acker dann in der Bearbeitung Ruhe hat, und man es dadurch vermeidet, daß er nicht zu voll wird. Auch kann die Anwendung des Mergels in diesem System, wenn die Art desselben dem Acker ganz zugeset, einen wichtigen Unterschied machen.

Ob aber der Klee bey einem Fruchtwechsel = System

in 4 Abtheilungen, gleichen Ertrag in der Folge geben wird, daran zweifle ich sehr. \*) Ich hatte eine kleine Koppel dicht am Hofe, welche ich in 4 Abtheilungen, vorzüglich zum Klee bewirthschafte, um solchen mit den Pferden grün zu verfüttern. Der Klee wuchs im Anfange vortreflich, nahm aber von Jahr zu Jahr ab, und gerieth zuletzt gar nicht mehr, obungeachtet alle 4 Jahr sehr stark gedüngt ward. Er verqueckte auch immer mehr, wenn gleich die Kartoffeln, die dem Klee zur Vorfrucht dienten, sehr sorgfältig behackt wurden. Ich vergrößerte diese Koppel, und machte nun 6 Abtheilungen, so daß nur alle 6 Jahre einmal Klee mit Gerste nach Kartoffeln gesäet wurde. Da der Acker nur alle 3 Jahre guten Dung erhielt, so wuchs der Klee so üppig, daß ich denselben, nun auch 2 Jahre glaubte benutzen zu dürfen. Anfangs gieng dies gut, bald aber verqueckte der Acker abermal; ich mußte den Kleebau hier ganz nachlassen, um den Acker erst wieder rein zu haben, und nun nütze ich den Klee nie anders als nur ein Jahr. Wie lange er in dieser Bewirthschaffung so ausdauern wird, daß er mit Nutzen kann gemähet werden, wird die Zeit lehren. In einer meiner frühern, in den Annalen befindlichen Abhand-

\*) Und das mit Recht; die Erfahrung hat dies bereits gelehrt. Es wäre denn, daß man mit Klee und Wicken wechselt. U. d. R.

lung habe ich mehreres von der Benutzung dieser kleineren Koppel gesagt. Leider kann ich in der Nähe derselben keinen Mergel finden, sonst würde ich denselben hier vorzugsweise anwenden, und mir den besten Nutzen davon versprechen können.

Auch darin pflichte ich dem Herrn U f f h a u s e n bey, daß der Klee mit andern Futterkräutern gemischt ausgesäet, eine weit bessere Weide, als reiner Klee giebt. Ebenfalls halte ich auch unter dem zum Heu bestimmten rothen Klee ein Gemisch von andern Kräutern, vorzüglich aber von weißem Klee sehr vortheilhaft; es wächst derselbe zwischen solchen Gewächsen nicht nur ziemlich hoch, und giebt vortrefliches Heu, sondern er giebt auch im folgenden Jahre hier eine ganz vorzügliche Weide.

Auffallend war es mir auch, vom Herrn U f f h a u s e n zu erfahren, daß die Fruchtfolge der Engländer die Quaken so sehr befördere. Es stimmt dies ganz mit meiner Meinung überein. In einem meiner frühern in den Annalen mitgetheilten Abhandlung, war nemlich die Rede von der Besorgniß, welche viele Schriftsteller und praktische Wirthe schon geäußert hatten: „England mögte in der Folge selbst so viel Korn produciren, daß es von andern Ländern nichts mehr bedürfe, es könnte also die Ausfuhr unsers Kornes dahin zu unserm großen Nachtheile ganz aufhören.“ Mir schien dies hingegen schon damals,

bey dem in England bestehenden Fruchtwechsel-System nicht glaubwürdig, weil ich in allen Beschreibungen der dortigen Wirthschaften immer so viele Klagen über die Quecken fand, und so viele Bekanntmachungen der mancherley Methoden, wodurch man diese lästigen Gewächse zu vertilgen suchte. Ich theilte auch meine Aeußerung darüber mit, daß mir nemlich eine solche Kultur keine dem Korn = Ertrage vortheilhafte Wirthschaftsmethode zu seyn schiene. In unserer Schlagwirthschaft kann nie von Quecken die Rede seyn, diese findet man bey guter Schlagordnung mit reiner Braache bey uns auf den Höfen gar nicht. Dagegen aber finden sie sich in den Wirthschaften der Bauern, soweit diese noch keine reine Schlagordnung halten, und auch auf den Stadtfeldern, reichlich. Der Unterschied des Korn = Ertrages auf diesen Feldmarken ist daher auch von dem auf den Hoffeldern, außerordentlich abweichend, und so, könnten wir uns wegen dieser Beforgniß ganz beruhigen.

Dies war, wie gesagt, schon damals meine Ansicht, und es ist mir jetzt keine kleine Genugthuung, daß ich hierin mit den Ansichten des Herrn Uffhausen zusammen treffe. Ich fügte unter andern noch dies hinzu: daß die Englische Bewirthschaftungsart ganz auf vorzüglich gute Weide berechnet sey, und dies dem Bedürfnisse der Engländer an recht fettem Fleische besonders zusage.

Dieser Ursache wegen, glaube ich noch jetzt, daß England von seinem dermaligen Fruchtwechselfystem nicht abgehen wird; und dies müßte doch geschehen, wenn man so viel Korn, als zum völligen Selbstbedarf nöthig ist, bauen wollte. Die Weiden würden abnehmen, mithin müßte das Vieh darunter leiden. Sonst könnten allerdings die Engländer, wenn sie sich entschließen wollten ihre großen Parks, welche mehrtheils als Weide genutzt worden, in Acker zu verwandeln und ein anderes Fruchtwechsel-System bey sich einzuführen, wohl dahin kommen, ihren Bedarf an Korn selbst zu produciren.

Hat jedoch die große Menschen-Menge in England nur Verdienst in den Fabriken, so glaube ich, daß das Land durch den Absatz dieser Fabrikate mehr als durch den Anbau und Vertrieb der rohen Produkte gewinnt. England sorgt also gewiß mehr für seinen Vortheil, wenn es die Menschenhände in seinen Fabriken nuzet, als wenn es dieselben dem Ackerbaue widmet, da es seinen Bedarf an Korn wohlfeiler von aussen ziehen kann. Für uns wird es immer von großer Wichtigkeit seyn, welches System die Oberhand behält. Schon bedrohete uns jüngst die Kornbill; sie ward aber bald wieder suspendirt. Zwar erstreckt sich diese Suspension nur auf bestimmte Monate, aber mir scheint die Verlängerung, vielleicht gar die gänzliche Abschaffung derselben, mehr als wahrscheinlich.

da, soweit ich darüber zu urtheilen vermag, mir für England das Fabrik-System, mit gänzlicher Zurücksetzung einer großen Kornproduction, immer das lucrativste zu seyn scheint, wenn dabey, so wie bisher, das Hauptaugenmerk der Feldwirthschaft auf Fettweiden berechnet ist.

Schon in frühern Zeiten hat man in England, in mehrern Zeitperioden den Kornbau befördert, die Getreide-Einfuhr verboten, die Ausfuhr aber mit Prämien begünstiget. Winder erzählt uns darüber in seinem patriotischen Menschenfreunde folgendes:

„In England war bis zum Jahre 1660 die  
„Ausfuhr des Getreides verboten gewesen; da man  
„aber oftmal Mangel und Theurung in diesem Artikel  
„erfahren hatte, so sahe man endlich die Ursachen da-  
„von ein. Man machte also noch in diesem Jahre  
„die Verordnung: daß Getreide ausserhalb Landes  
„verfahren zu lassen, wenn das Quarter Weitzen nicht  
„über 24 fl. gblte. Im J. 1663 bestimmte man schon  
„diesen Preis zu 48 Schillingen, wobey zugleich das  
„aus der Fremde einkommende Getreide mit einer  
„Abgabe von 5 Schill., im Jahre 1670 aber mit einer  
„von 16 Schill. für den Quarter, (d. i. 48 Rthlr.  
„Lübsch pr. Last.) belegt wurde. (V. s. den Verfasser  
„der Elem. du commerce p. 67.) Im Jahre 1689  
„ward endlich, zufolge einer Parlamentsakte, alles

„ ausländische Getreide völlig verboten, hingegen, um  
 „ den Kornbau im Lande mit der Handlung zu verbind-  
 „ den, auf jedes Quarter einländischen Weizens,  
 „ welcher von Kaufleuten aufferhalb Landes verschifft  
 „ werden würde, eine Prämie von 5 Schill. Sterl. d. i.  
 „ 15 Rthlr. Lübsch auf die Last, und auf jedes Quarter  
 „ eine von 3½ Schill. d. i. 10½ Rthlr. auf die Last, zum  
 „ Gratia! ausgelobt; so lange der Preis von ersterem  
 „ nicht über 48 Schill. und von letztern nicht über  
 „ 32 Schill. das Quarter, (es gehen 12 solcher Quarter  
 „ auf eine Hamburgische Last) in den Englischen Häfen  
 „ stiege. (M. s. the Act for the encouraging the ex-  
 „ portation of Corn, in the Statutes ad large vol. IX.  
 „ p. 14. Es war also hiemit nun das so nützliche  
 „ Gleichgewicht der Preise, in Ansehung anderer Län-  
 „ der aufgehoben. So gefährlich nun auch diese Ver-  
 „ ordnung in der That war, so hatte sie doch von 1689  
 „ bis 1764, und also ganzer 75 Jahre hindurch den besten  
 „ Erfolg, denn es lagen zu der Zeit noch sehr viele  
 „ Gegenden und große Landstrecken in England wüste  
 „ und unbenuzt. Je mehr also die Kaufleute, welche  
 „ den Vortheil von der Prämie hatten, aufkauften,  
 „ desto mehr Land ward auch ungerissen und urbar  
 „ gemacht, desto mehr wurden die Felder cultivirt und  
 „ verbessert, und also der Anbau immer mehr und mehr  
 „ dadurch befördert, und so lange ward kein Mangel,  
 „ sondern vielmehr Ueberfluß und wohlfeilere Preise

„verspüret. Endlich aber mußte dieser erzwungene  
„Betrieb aufs höchste steigen. Man konnte das Korn  
„noch mit Vortheil in der Fremde verkaufen, wenn gleich  
„daselbst der Marktpreis wohlfeiler als im Lande selbst  
„war; und man ward also gereizt, mehr aus dem Lande  
„zu versenden, als sonst bey den eigenen Bedürfnissen  
„hätte geschehen können, weil der Staat dem Kauf-  
„manne zu dem Preise, der auswärtig bezahlt ward,  
„noch so viel als die Prämie betrug, zulegte. — Als  
„sich ferner nun auch andere Stände in England be-  
„reichert hatten, und der natürliche Rückfluß des  
„Geldes aus dem Lande so viel möglich verhindert  
„war; so mußte bey der überhand nehmenden Menge  
„desselben sich endlich die Erhöhung der Preise, auch  
„auf die Produkte der Landgüter erstrecken, welche  
„überdem wegen ihrer beträchtlichen Einkünfte, sehr  
„große Auflagen zu tragen hatten. Umsonst hatte man  
„gedacht, daß für zu große Erhöhung der Preise im  
„Lande dadurch genug gesorgt wäre, weil in der be-  
„sagten Parlamentsakte gewisse Grenzen bestimmt  
„waren, so daß, wenn das Korn im Lande theurer  
„würde, die durch solche Prämie beförderte Ausfuhr  
„nicht weiter statt haben sollte; denn auch hier zeigte  
„es sich klärlich, daß, wo der Lauf der Natur gestört ist,  
„die Unordnung nie zeitig genug durch Gesetze, und  
„weder durch die Vorsicht der alten, noch durch aus-  
„drückliche neue Verordnungen verhütet werden kann.

„Die Ausfuhr ward nunmehr, nemlich im Jahre  
„1764 zwar verboten, allein nun hielten die Pächter  
„sowohl als die Kornhändler, welche das Getreide  
„schon zu einem ziemlich hohen Preise eingekauft  
„hatten, und solche zu ihrem größten Schaden nicht  
„gerne wollten wieder sinken lassen, erst recht an sich.  
„Dies verursachte gar bald eine Stockung in der Cir-  
„culation des Geldes, und mit derselben zugleich auch  
„in allem Verkehr und Gewerbe; und nun gieng das  
„häufige Klagen und Lamentiren über Theurung und  
„Mangel an Nahrung erst recht an, und die Noth  
„ward daselbst allgemein. Bald wollte man als  
„Ursache der Theurung angeben, daß man zu viel  
„Pferde, bald wieder, daß man zu viel Hunde in  
„England hielte, bald dies bald jenes. Endlich ver-  
„fiel man 1766 glücklicher Weise darauf, die Einfuhr  
„aus der Fremde ohne Abgabe, für alle Nationen frey  
„zu geben. Und dies war auch das beste und wirk-  
„samste Mittel. Allein ehe und bevor genugsame Zu-  
„fuhr zu Hülfe kommen konnte, war der Preis schon  
„weit über das gesetzte Ziel in die Höhe getrieben, und  
„blieb auch noch einige Zeit nachher theuer. Dies läßt  
„sich gar wohl begreifen; denn erstlich das Gerücht  
„einer nahen Theurung, dann das feyerliche Verbot  
„der Ausfuhr, dabey noch keine Einfuhr erlaubt war,  
„und endlich die aus Noth zugestandene Erlaubniß  
„der Einfuhr mußten nothwendig verursachen, daß

„bey dem auß der Fremde ankommenden Getreide ein jeder nun auf einmal zugreifen wollte.“

Wann wir uns nun noch aus spätern Zeiten erinnern, welche enorme Menge Getreides, wovon mehrere Journale uns die Berechnung mittheilen, in England viele Jahre hinter einander eingeführt worden, und daß nur einige sehr trockne Jahre, welche dem Kornbau in England vorzüglich vortheilhaft sind, diese gesegneten Erndten hervorbrachten, daß man die Kornbill einführen zu müssen glaubte, ein nasses Jahr aber schon gleich wieder solche Noth in England herbeiführte, daß sie den Zeitungen nach sehr groß seyn muß; so glaube ich hierin meine vorher geäußerte Hoffnung, in Betreff dieser Kornbill bestätigt sehen zu dürfen; für Mecklenburg wenigstens wäre es sehr wünschenswerth.

Nach dieser abermaligen Abschweifung kehre ich wieder zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück, und erlaube es mir, die Aufmerksamkeit meiner Herren Mit-Collegen in der Landwirthschaft noch auf einige Gegenstände, den Mergel betreffend, zu leiten. Im 29sten Stücke der Annalen des letzten Jahrgangs ist eine Anfrage enthalten: ob Gerste, welche auf gemergeltem Boden gewachsen ist, schwächeres Bier gebe, als nach Stallung?

So auch hörte ich bey meiner letzten Anwesen-

heit in Wismar, daß die Branntweins = Brenner daselbst behaupteten: der auf gemergeltem Boden gewachsene Roggen gebe nicht so viel Branntwein, als der nach Stalldung producirt, und man forsche dort sorgfältig nach solchen Gütern, wo stark gemergelt wird; daher bezahlten die Käufer für Roggen von gemergeltem Lande nie den Preis, der für den, der auf nicht gemergelten Feldern erzeugt wäre, bezahlt würde.

Es sind dies Gegenstände, die wohl einer genauen Untersuchung werth sind, um, wenn etwas Wahres dran seyn sollte, die Ursache aufzufinden. Dann wäre es wohl nöthig, Mittel aufzufinden, um diesem großen Uebel zu begegnen. Vielleicht könnte dies auf stark gemergeltem Boden möglich seyn, dem kein Stalldung beygegeben worden. Die Untersuchung müßte also wohl auf dreyerley Art angestellt werden; nemlich mit Getreide, welches auf stark gemergeltem Acker producirt worden; dann auf solchem Boden, der zugleich Stalldung erhalten; und ebenfalls auf solchem Lande, das allein mit Stallmist bedüngt worden.

Daß die Art der Düngung, welche der Acker erhält, auf das darnach gebauete Getreide großen Einfluß hat, läßt sich wohl nicht bestreiten. In den Niedersächsischen Annalen war einmal eine sehr gründliche und merkwürdige Belehrung darüber mitgetheilt, indem ein Schloßgärtner nach allen möglichen Arten von Düngmaterialien alle verschiedene

Garten = Sämereyen und Früchte gesäet und gepflanzt hatte, und das wichtige Resultat darüber mittheilte.

So erinnere ich mich aus meinen jüngern Jahren, daß in Grabow, wohin ich mein Korn mehrentheils verfuhr, die Brenner daselbst, jedesmal meinen Schreiber gefragt: ob der Rocken nach Hürdenlägern und andern Schaafdung, oder nach Stallmist vom andern Vieh gewachsen sey? und da ich selbst mich mit einigen dieser Brenner über diese Materie unterhielt, und mich nach der Ursache ihres genauen Forschens erkundigte, versicherten sie mir: sie erhielten vom Hürdenrocken nicht allein weniger Branntwein, sondern es wäre auch dieser Branntwein immer etwas blickt; daher sie nie, ohne empfindlichen Verlust, solchen Rocken, der auf Hürdenacker gewachsen, ohne ohne ihn mit andern zu vermischen, zum Branntwein anwenden dürften. Sie könnten darin nicht behutsam genug seyn, da in den dortigen Gegenden fast alle Güter Abtriften auf den daran gränzenden Bauerfeldern, mithin auch ansehnliche Schäfereyen hätten. Mein Schwager, der in dieser Gegend wohnte, hatte volle 3000 Stück. Dies gab freylich einen sehr großen Hürdenstall und vielen andern Schaafdung, und auf diesen Schaafdung ward der mehrste Rocken gesäet. In der Folge, da den Hdsen die Abtriften abgenommen, und statt der bisherigen Schäfereyen mehrere

Holländeren angefetzt wurden, verminderten sich die Schäferen auf den Höfen überall; die Brenner erhielten wenig Hürdenrocken, und das Forschen darnach unterblieb.

Wann ich es nun für meine Pflicht hielt, auf einen mir bekannt gewordenen Fall vom Mißlingen des Mergels die Herren Landwirthe in Mecklenburg aufmerksam zu machen, um die wahre Ursache dieses merkwürdigen Ereignisses zu erforschen, und Mittel aufzusuchen, demselben begegnen zu können, auch ferner nicht unterlassen werde, auf ähnliche Fälle, welche mir vorkommen, zu achten, und mit treuer Erzählung des ganzen Processes bekannt zu machen; so wird es mir eben so angenehm seyn, vortheilhafte Folgen des Mergelns, unter verschiedenen Verhältnissen, aufzusuchen und in diesen Annalen mitzutheilen; und hierüber lege ich schon sogleich zwey Beispiele vor.

Das erstere sah ich im verflossenen Herbst auf der Ziegeley zu Karbow im Großherzoglichen Amte Lübz. Ich fand in dem Garten des Zieglers sämtliche Obstbäume, sowohl vom Kern als Steinobst im üppigsten Buchse, die Rinden waren so glatt wie polirt, und rein von allem Moose. Alle diese Bäume prangten mit Obst, und besonders waren die Pflaumen-Bäume dermaßen mit Pflaumen behangen, daß sich fast alle Zweige von der Last ihrer Früchte zur Erde

senkten. Dies erregte um so mehr meine größte Aufmerksamkeit, da grade in diesem Sommer fast nirgends Obst zu finden war. Ich selbst habe eine Pflanzung von mehr als 300 Pflaumenbäumen, die überdem noch an beyden Seiten des Hofes so gepflanzt stehen, daß die eine Seite immer gegen den Frost gesichert ist, aber kein einziger Baum hatte Frucht. Eben so war es auch mit dem Kernobst. Von einer großen Anzahl ausgesucht schöner Arten konnte ich im Ganzen kaum einen einzigen Scheffel erwarten. Ich theilte dem Ziegler hierüber meine Bemerkung mit und erzählte ihm dabey, daß von meinen Bäumen, bey aller Sorgfalt die darauf verwendet wird, mir jährlich einige absterben, auch überdies alle die übrigen sehr vermoozeten. Gegen letzteres hätte ich einmal das mir empfohlne Mittel, die Stämme mit Kalk abzuweissen, so weit es mit dem Maurer-Pinsel möglich zu machen war, angewandt; das Moos hätte sich auch wirklich verloren, der Stamm wäre glätter geworden; auch das Laub, das vorhin von der kleinen grünen Raupe sehr gelitten, käme jetzt sammt der Blüthe besser zum Ausbruche, weil vermuthlich durch das Abweissen des Holzes viele Eyerbrut der Raupen, welche in dem Moose ausbrüteten, zerstört worden; aber so reiche Früchte, wie vormalis, trügen sie mir dennoch lange nicht.

Er erwiederte mir lächelnd: ich solle meine Bäume

nur mergeln, dann würden sie bald ein besseres Ansehen gewinnen, und Früchte geben; dies habe er gethan, und daher sey die Veränderung in seinen Bäumen entstanden. \*) Sein Verfahren wäre folgendes:

„ Er führte im Winter so viel Karren mit Mergel, wie er zu bedürfen glaube, in seinen Garten. Dieser bliebe bis zum Frühjahr in Haufen liegen, damit er durchwintere und locker werde; im Frühjahr grabe er die Erde von den Wurzeln der Bäume rund um den Baum herum so ab, daß viele Wurzeln frey zu liegen kämen, hierauf brächte er den gelockerten Mergel dicht auf die Wurzeln, je nach der verschiedenen Größe des Baums mehr oder weniger, und fügte noch Mergel mit Erde vermengt hinzu, zuletzt fülle er die Grube mit der herausgeworfenen Erde wieder zu.“ — Ich lasse nun gegenwärtig bey meinen kranken Bäumen Mergel in Haufen anfahren, und werde dies Mittel im Frühjahr anwenden, besonders bey den schwachen Bäumen. Ich glaube gern, daß nach dem, was ich auf der Ziegelen gesehen habe, ich den Verlust meiner Bäume abwenden, und wieder Früchte erndten werde. Einigen werde ich mehr, andern weniger Mergel geben, um so auch in der Menge, welche nutzbar angewendet werden muß, Erfahrungen zu sammeln. Daß man auch hier des Guten zu viel thun kann, ist wohl möglich, ich gedenke auf 4 mittelmäßig große Bäume mit einer gewöhnlichen Karre auszureichen. Glückt dies, so wäre es wirklich eine neue vortheilhafte Anwendung des Mergels, und also ein wiederholter Beweis seiner Nutzbarkeit.

\*) Eben diese Erfahrung hat unser Herr Doctor Gerke bereits an seinen Weiden und mehreren Obstbäumen gemacht. U. d. N.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Achtzehntes Stück.

Den 1sten May 1817.

---

Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593. u. f. des 3ten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz.

( B e s c h l u ß . )

Es wird dadurch bestätigt, was Herr Uffhausen der Weiden wegen, welche an den Orten stehen, wo Mergel auf den Acker gefahren worden, anführt; und ich werde es mir einen Wink seyn lassen, es bey meinen Patweiden da anzuwenden, wo diese nicht gut anwachsen wollen.

Das zweyte Beyspiel, das die wohlthätige Wirkung des Mergels auf eine merkwürdige Art bestätigt, habe ich der Güte meines verehrten Freundes des Herrn Amtsverwalters Scheel zu Bülow zu danken. Wir hatten im letzten Frühjahr ein von Allerhöchster Kammer uns gemeinschaftlich aufgetra-

Geschäfte. Auf der Reise nach dem Orte unsrer Bestimmung, geriethen wir, unter mancherley Gesprächen, auch auf das Mergeln, und Herr Scheel erzählte mir ein merkwürdiges Beyspiel von den wohlthätigen Folgen desselben auf einer Fläche Ackers, wo der Mergel schon vor 29 Jahren angewandt worden, also, in einer Zeit, wo man dies Geschäft in Mecklenburg noch kaum kannte. \*)

Beym Lesen der Abhandlung des Herrn Uffhausen fiel mir die vom Herrn Scheel mitgetheilte Bemerkung wieder bey, und ich nahm mir sogleich vor, das, was ich von ihm erfahren hatte, öffentlich mitzutheilen, da es mir unerläßliche Pflicht schien, dies zur Kenntniß unserer Herrn Landwirthe zu bringen.

Um aber gewiß zu seyn, nichts vergessen zu haben, was diese so wichtige Sache betrifft, und weil ich in Namen und Zahlen so leicht irre, bat ich meinen Freund in einem Briefe, die mir gemachte interessante Erzählung schriftlich zu wiederholen. Es hatte derselbe die Güte, meine Bitte in einem Antwortschreiben zu erfüllen, und ich theile dasselbe hier wörtlich mit, da mir zugleich die Erlaubniß ward, freyen Gebrauch davon machen zu dürfen. Hier folgt es:

---

\*) Das ist nicht richtig. Schon vor 40 Jahren mergelte der seel. Pastor Plitt zu Neuenkirchen alle Ländereyen seines beträchtlichen Reservats. U. d. R.

„Mit Vergnügen theile ich Ihnen über den letztthin  
„von mir beregten Gegenstand, meine an Ort und  
„Stelle gemachten Bemerkungen mit; und da ich bey  
„meinen Bekannten wohl nicht in dem Rufe eines  
„Schwindlers zu stehen glaube, so überlasse ich es  
„Ihnen, nach Gefallen davon Gebrauch zu machen.“

„Es war schon früher meine Absicht, sie gemein-  
„kündig werden zu lassen; die Ausführung ward  
„aber immer durch so manche Vorkommenheiten  
„verdrängt.“

„Während der jüngsten Taxation des ritterschafts-  
„lichen Guts *Thelow* bey *Tessin*, im Herbst  
„1815, bemerkte ich bey der Bereisung dieser Feld-  
„mark, mitten in der mit Hafer abgetragenen, —  
„einen geringern Mittelboden enthaltenden, — Acker-  
„fläche von mehreren Scheffeln Einsaß groß, welche  
„eine vorzügliche Produktionsfähigkeit gegen die  
„Umgebungen so auffallend verrieth, daß ich es mir  
„nicht versagen konnte, diesen mir so interessanten  
„Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit zu  
„würdigen. Schien zwar nach der oberflächigen  
„Ansicht, der Boden dieses seltsam scharf begrenzten  
„Tractus, mit den unmittelbaren Umgebungen von  
„gleicher Güte zu seyn, so stand doch die Stoppel auf  
„ersterem sehr stark und dicht, und es war unverkenn-  
„bar, da diese Fläche einen mehr als doppelten Ertrag  
„geliefert haben mußte, als dies von einer gleichen

„Fläche der nahen Umgebungen geschehen seyn konnte,  
„daß diese kräftige Bestaudung irgend einen Grund  
„haben müsse. Wollte es mir, bey näherer Untersuchung  
„des Bodens in diesem bezeichneten Reviere und den  
„Umgebungen zwar scheinen, als falle die Mischung  
„in dem erstern etwas grauer, oder dunkler aus und  
„halte auch etwas mehr zusammen, als ich dies in  
„den Umgebungen zu bemerken glaubte; so konnte  
„doch nach meiner Ueberzeugung, diese Mischung  
„allein, zu dem auffallend reichern Ertrage, nicht  
„den Grund abgeben, und war es mir daher nicht  
„zweifelhaft, daß zur bessern Kultur dieses Abschnittes  
„etwas geschehen seyn müsse.“

„So unwahrscheinlich es mir auch schien, daß der  
„Pächter des Guts, mitten auf den Schlag den  
„Dung der kleinen Leute würde hinfahren, und die-  
„sen Leuten darauf ihr Getreide säen lassen, so konnte  
„ich in dem ersten Augenblicke doch nur dies, als den  
„mir zunächst liegenden Grund der verbesserten Kultur  
„dieses Abschnittes annehmen, weil mir eine Beleh-  
„mung oder Bemüddung dieser Fläche um so weniger  
„einfallen konnte, als ich theils auf dieser Feldmark  
„nur an einigen Orten Mergel wahrgenommen zu  
„haben vermeinte, der aber während meiner Bekannt-  
„schaft zu T h e l k o w, — (welches sich übrigens  
„nur auf meinen östern Besuch eines Verwandten in  
„der dortigen Gegend beschränkt) — mithin in mehr

„denn 20 Jahren, meines Wissens nie benutzt worden,  
„theils aber keine Teiche oder niedere Reviere in der  
„Nähe gesehen wurden, woraus der Moder gefahren  
„seyn konnte.“

„Während meiner Prüfung hatte der Herr In-  
„spector Ludwig, ein Bruder des Pächters Herrn  
„Ludwig zu Thelkow — früher Administrator  
„zu Pohnstorff — mich im Stillen beobachtet,  
„und fragte endlich: ob ich eine Veränderung der  
„Güte in diesem Arrondissement gegen seine Umge-  
„bungen bemerke, und wenn dies der Fall, woher  
„ich glaube, daß diese bessere Kultur entstehen  
„möge.“

„Auf meine Antwort: wie ich allerdings glaube,  
„daß hier etwas für die Vegetation geschehen seyn,  
„und solche für die Folge einer vorjährigen guten  
„Düngung mit Ratenmist ansehen müsse, versicherte  
„Herr Ludwig, daß eine gewisser Schaum-  
„kell, früher in Hollstein, ohngefähr in den Jahren  
„1788, 1789 und 1790 Wirthschafter zu Thelkow  
„gewesen, und daß dieser den bezeichneten Abschnitt  
„mit Lehm oder Mergel aus der Lehmgrube an den  
„Tannen, die ich dorten — eine ziemliche Strecke  
„von dem Abschnitt entfernt — würde wahrgenom-  
„men haben, befahren lassen. Herr Inspector Lude-  
„wig fügte hinzu, nach den Nachrichten der alten  
„Leute in Thelkow sey diese Bekehrung vor 27 Jahren

„geschehen, und versicherte zugleich, daß diese Stelle,  
„ohne anders als die Umgebung behandelt zu werden,  
„sich im Korn = Ertrage bis auf den jetzigen Augens-  
„blick stets vorzüglich auszeichne. Dies bestätigte  
„denn auch der Herr Pensionair Ludwig mit der  
„Bemerkung, wie er gewiß diese Kultur in einigen  
„Gegenden des Thelkower Feldes, wo sich Mergel  
„finde, würde fortgesetzt haben, wenn er nicht, als  
„Pächter eines Concurſ = Gutes, einer Kündigung in  
„jedem Jahre entgegen sehen müssen, mithin dafür  
„keine Kosten habe aufwenden können, die ihm nach  
„seinem Contracte nicht vergütet würden.“

„Mögte doch diese Thatsache von einem Unbefan-  
„genen beobachtet und mitgetheilt, einen geringen  
„Beytrag liefern, daß man doch oft wohl zu leicht die  
„spättern Nachtheile des Mergelns fürchte, und sich  
„dadurch abhalten lasse, eine Verbesserung des Bodens  
„zu befördern, die doch so manchen Gegenden des  
„Landes zuspricht, und die in Hollstein ununterbrochen  
„mit dem besten Erfolge fortgesetzt worden.“

„Hoffentlich wird der jetzige Acquirent von  
„Thelkow, Herr Freudenfeldt zu Marks-  
„hagen, welcher als ein denkender Landwirth be-  
„kannt ist, uns über den zuvor beregten Gegenstand,  
„für die Zukunft nähere und befriedigendere Aufschlüsse  
„geben können, wenn er das Gut erst selbst be-  
„wohnt ic.“

Mit dem Schlusse dieses interessanten und lehrreichen Schreibens, schließe auch ich meine kleine Abhandlung, in der angenehmen Erwartung, bald wieder etwas über den darin behandelten Gegenstand von denjenigen praktischen Herren Landwirthen in unsern Annalen zu lesen, welche am frühesten in Mecklenburg gemergelt, und also schon mehrere Erfahrung darin gesammelt haben.

Im Hollsteinschen hat man zuerst Versuche damit gemacht, und wahrscheinlich daselbst nach dem Mergel in einigen Roullancen, Proben mit allen Arten von Korn und Futterkräutern angestellt, ehe man noch in Mecklenburg überall an dies neue Düngungsmittel dachte. Um so mehr können die Herren Landwirthe daselbst, nun, nachdem sie mehrere Roullancen durchgegangen, ja einige vielleicht denselben Acker schon zum zweytenmale gemergelt haben, aus Erfahrung sprechen.

Unbekannt sind unsre Annalen daselbst nicht; sie werden vielmehr laut Inhalt derselben im letzten Jahrgange, in Hollstein gelesen, und es ist ihrer darin rühmlichst gedacht. Von daher könnten wir also am gründlichsten belehrt werden, und ich erlaube es mir, Namens des ganzen Mecklenburgischen Landwirthschaftlichen Publikums, diejenigen Herren Landwirthe im Hollsteinschen, welche schon lange vor uns gemergelt haben, um Mittheilung ihrer deshalb gemachten

Erfahrungen in unsern Annalen, angelegentlichst zu bitten. Wir werden dies gewiß sämmtlich mit dem größten Danke erkennen.

---

### Torf aus Graben-Grabe zu bereiten.

---

Beim Aufräumen mehrerer Wiesengräben findet sich, wenn die Rasen von den Borten abgestochen worden, und mit dem im Graben sich befindenden Grase sammt dem Wurzelwerk herausgebracht sind, eine Art ganz dünner Modde. Unsere Leute nennen sie gewöhnlich *Flidder-Modde*. Sie ist wegen ihrer dünnen Beschaffenheit nicht anders als mit Wurfsäufeln oder auch mit ganz enge geknüpften Netzbenteln, die in eisernen Bügeln gespannt werden, woran ein Stiel befestigt wird, heraus zu bringen. Diese Modde entsteht dadurch, daß im Winter durch den Frost die leidenden Theile der Masse, woraus die Grabenborde bestehen, zersprengt werden, da sie sich dann im Frühjahr auflösen und in den Graben herabsinken. Als ich im verwichenen Frühjahr solche Gräben aufräumen ließ, so kam ich auch auf den Gedanken, ob diese Modde sich nicht möchte zu Torf bearbeiten lassen. Ich ließ daher dem in den Graben fließenden Wasser durch Aufstauung, und durch einen kleinen Nebengraben eine

andre Richtung geben, und auf einer Seite längst des Grabens die Wiese ganz eben stampfen. Nun mußten zwey Leute mit Wurffschaufeln diese Modde in eine Art Kasten werfen, den ich folgendermaßen zusammensetzte. Ich nahm zwey Bretter von 12 Fuß, und 2 von 8 Fuß; diese setzte ich so, daß die zwölf Fußigen am Graben lang, und die beyden achtfußigen queer davor kamen. Hierdurch entstand ein Kasten von 12 Fuß Länge und 8 Fuß Breite. Solcher Kasten ließ ich 4 nehmen, und diese 5 Zoll hoch mit dieser Glidder-Modde füllen. Wenn nun die Leute den letzten Kasten voll geworfen hatten, so war das Wasser aus der Modde des ersten, wenn es trocknes Wetter war, schon so weit herausgefunken, daß der Kasten wieder fortgenommen werden konnte, und die Modde nicht mehr auseinander floß. Wenn nun die Masse anfängt etwas auszutrocknen, welches bey recht durrer Witterung in etlichen Stunden geschieht, und anfängt auseinander zu versten, so binden sich die Arbeitsleute, kleine, etwa einen Fuß lange und etwas über einen halben Fuß breite Bretter unter die Füße, und treten alle diese Risse, so wie auch die ganze Masse tüchtig zusammen. Wenn dieß geschehen ist, so nehmen sie das Torfmesser, und schneiden damit die ganze Masse, zuerst in die Länge und dann in die Queere durch, um hiedurch die Torfsteine zu bilden. Von nun an entstehen keine Borsten mehr, denn die Flüssigkeit ver-

liehrt sich aus den Einschnitten, die das Torfmesser gemacht hat. Jetzt bleibt der Torf so lange liegen, bis er so weit abgetrocknet ist, daß die Torf = Soden in der hohen Kante gestellt werden können, um hierdurch der Luft mehr ausgesetzt zu seyn. Wenn sie in dieser Lage hinreichend abgetrocknet sind, so werden sie wie gewöhnlich, in 5 Steinen aufgesetzt, wenn diese ebenfalls sattsam abgetrocknet sind, so daß sie die Last tragen können, so werden alle Soden wie anderer Torf aufgeringet. Die Arbeitskosten dieses Torfs sind folgende: erstlich für das Auswerfen, Festtreten, und schneiden, an zwey Tagelöhner à Tausend 8 fl. Ferner: die Steine in die hohe Kante zu setzen und aufzuringen, welches ich von alten, zu anderer Arbeit unfähigen Leuten habe beschaffen lassen, à Tausend 2 fl. mithin kostet das Tausend 10 fl. Die Männer können ihre Arbeit aber wohlfeiler machen, denn wenn hinreichende Masse im Graben ist, so können sie, wenn sie nur erst eingeübt sind, 5 bis 6 Tausend verfertigen, insonderheit wenn die Torfsteine nicht zu groß gemacht werden. Die zu großen Steine sind auch darum nicht zu empfehlen, weil sie weit langsamer austrocknen. Ich ließ im verwichenen Sommer auf zwey verschiedenen Gütern 100 Tausend auf diese Art verfertigen; 25 Tausend wurden Ausgangs Maymonats auf jedem Gut zuerst gemacht, um die Sache erst im Kleinen zu versuchen. Dies gieng vortreflich,

denn wir hatten damals gutes Wetter, der Torf trocknere schnell, und ward trocken und gut eingebracht. Die andern 50 Tausend die später gemacht wurden, sind aber bey dem ungewöhnlich vielen Regen nicht trocken geworden; sie blieben daher im Felde stehen. Zwar habe ich auf einem Gute ganz vortreflichen Stechtorf, aber er kommt diesem Flidder-Torf bey weitem nicht an Güte gleich. Der Unterschied ist so groß, daß, um gleichmäßige Hitze von jeder dieser Arten zu haben, wohl drey mal so viel vom Stechtorf gegen den Flidder-Torf gerechnet werden kann.

Dies ist auch ganz natürlich, weil es nicht möglich ist den gewöhnlichen Torf durch Traden so breyartig zu zerkleinern, so kann auch nie der Tradetorf die bindende Festigkeit erhalten, die dieser Fliddertorf bekhmt. Auch wird diese Art Torf bey weitem nicht so leicht, wie der Tradetorf vom Regen aufgelöst. Auch meinem Holländer gefiel dieser Torf so sehr, daß er immer nur von dieser Art zu haben wünscht. Ich werde daher künftig, wenn ich meine Wiefengräben reinigen muß, immer diesen Schlamm zu Torf benutzen. Da alle unsere Wiefenerde (sogenannte Brinkwiesen auögenommen) aus Vegetabilien bestehen, so qualificirt sich jede Wiese hiezu. Nur muß man nicht solche Gräben hiezu nehmen, in welchen schnell fließendes Wasser von dem benachbarten Ucker, Erde oder Sand mit hinein geschwemmt hat.

Gutsbesitzern, die keinen Stechtorf haben, kann ich insonderheit diese Art Torf sehr empfehlen, denn er ist nicht nur weit besser, sondern auch ungleich wohlfeiler, weil man des so lästigen Trocknens nicht bedarf, überdies noch den Nutzen erhält, daß man auf diese Art seine Gräben ohne Kosten aufräumt. Da ich mehrere Jahre Tradetorf verfertigen lassen müssen, so kenne ich die Behandlung und die Schwierigkeiten des sogenannten Tradetorfs sehr gut. Dagegen braucht man bey Verfertigung des Fliddertorfs in der Auswahl der Gräben gar nicht ängstlich zu seyn, denn es paßt sich hierzu jede Wiesenerde, wenn nicht wie oben gesagt, Erde oder Sand hinein getrieben ist. Die ganz schwarze, am meisten aufgelöste Wiesenerde ist jedoch die beste. Auf dem Feuerheerd ist diese Art Torf aber so gut nicht zu gebrauchen als in Defen, und unter den Brau- oder eingemauerten Kesseln, weil er wegen seiner festen Beschaffenheit nicht so leicht anbrennt. \*)

---

\*) Zur Bestätigung des obigen füge ich nur noch dies hinzu: daß der Herr Verf. die Güte gehabt hat, mir eine Probe von diesem Torf mitzutheilen, die von Kennern dem Holländischen Torf völlig an Güte gleich geschätzt ward. M. d. R.



Hat man in den frühern Zeiten schon in  
Mecklenburg gemergelt?

---

Immer schon war es mir höchst wahrscheinlich, daß unsre Vorfahren den Nutzen des Mergels gekannt haben dürften; denn schon das Wörtchen: *ausmergeln* sagt es uns vielleicht, warum diese Art, den Ertrag des Ackers zu erhöhen, bey uns in Vergessenheit gerathen ist. Ich halte dafür: daß man mit zu weniger Vorsicht mergelte, und dadurch dem Acker alle Kraft und Fruchtbarkeit raubte.

Aber nicht allein das Wörtlein *ausmergeln*, sondern auch die vielen Gruben und Teiche, die sich fast in allen Schlägen der Güter Mecklenburgs finden, denen man es offenbar ansieht, daß sie einstmals gegraben wurden, wobey man aber nie den Auswurf findet — schienen es mir klärllich zu erweisen, daß man — wenigstens die ausgegrabene Erde anderweitig gebraucht und irgendwo hingefahren haben müsse.

Nun aber bin ich vielleicht so glücklich es darthun zu können, daß man schon im 15ten Jahrhundert in Mecklenburg gemergelt habe, wie aus der folgenden alten Urkunde, \*) vom Jahr 1466 — ganz

---

\*) S. Klüvers Beschreibung des Herzogt.  
Mecklenb. 2ter Thl. S. 180.

deutlich zu erhellen scheint: — „Ich Iubian von  
„Bartkow, un wahnhaftig to Pleke, bekenne un  
„betuge apenbar vor als weme vor my, mynen  
„Erben un Nakömelingen, dat ick hebbe begunt  
„unde togelaten. Gunne unde to lade jegenwerdig  
„mit Macht deses Brefes, den Vorstenderen des  
„Gadeshuses der Kerken der Jungfrowen Marien  
„binnen Bredeland, de vor de Tyd sint, unde eren  
„Nakamelingen dat se vrede sam, sunder Bar  
„(Gefahr) unde jemandes Hinder mogen gra-  
„ven up mynen Acker benomelken, up Sa-  
„lower Belde Mergel = Erde, so tene  
„wor en datt evenst is, so vaken unde vele en  
„des Behof is, sunder mangerleie Ansprak, unde  
„tosseggent der jenen de myne Guder besitten, des  
„hebbe ick gegunt, unde gunne so verscreven steyt  
„umme myner Selen salicheit willen unde aller  
„derjenen de verstorben synt, ut dem Schlichte der  
„Bartkowen, den Gott alle gnädig sy. Ik hebbe  
„ick dat togelaten unde late dat to, umma sonder-  
„ger Gude unde Fruntschop willen, de my de  
„Vorständer des Gadeshuses vorbenomet in vortiden  
„bewist hebben, alse in drüttig Mark Binkenogen,  
„de sey my gelegen hebben van des Gadeshuses  
„Gude, de ick en verbrevet unde verborget hebbe.  
„Unde of besundergen in anderthalf hundert Mark  
„Pacht de dem Gadeshuse von my unde van

„mynen Berwarden den Bartkowen wol verbrevet,  
„verborget unde versogelt synt, unde se doch mit  
„my leiden versämende hebben hebben angeweset,  
„so dat Gadeshus der Jungfrowen Marien miß  
„hefft gekregen wor it recht to hefft, uppe dat ick  
„unde de mynen von eer miß wedden werde vers  
„geten unde versumt, so ick desse Gude wedder  
„dem Gadeshuse un lave dat so to hollende.“ —  
„Gewen unde screven Bredeland, na de Bord  
„Christi unsers Herrn Dusent, verhundert darna in  
„dem söst unde sostigsten Jahr, in dem Dage  
„Dionysi des hilligen Marterlers.“

(L. S.)

Wie hoch man also, schon im 15ten Jahrhundert in den Mecklenburgischen Landen die Mergelerde geschätzt, — das beweist diese alte Urkunde, deren Richtigkeit nicht zu bezweifeln ist. Zwar wird des Gebrauchs hierin nicht erwähnt, welchen die Vorstendere des Gadeshuses der Jungfrowen Marien von dem Mergel machen wollten; allein es ist wohl höchstwahrscheinlich, daß man vor 350 Jahren von dem Mergel keinen andern Gebrauch machte als jetzt. Und so ist es denn sehr möglich, daß in den späteren Pachtvergleichen, den Pächtern das Mergeln untersagt ward, indem man, durch Erfahrung, von dem Nachtheil des Mergelns sich glaubte überzeugt zu haben. Soll und muß man

vielleicht den Mergel vergleichen mit einem Schnaps, der oft auf Augenblicke Wunderdinge verrichtet, nachher aber desto mehr erschläfft? Eben weil die gütige Natur denselben uns so gar bequem zur Hand hinlegte: so mögte ich wohl glauben, daß sie einen guten Zweck dadurch erreichen will. Nur muß man ihn wohl mit äußerster Vorsicht anwenden, wenn er nicht Schaden soll. \*)

Edw. Stern,

---

\*) Diese Vermuthung für das frühe Mergeln ist immer der Aufmerksamkeit werth. Nur möchte es doch so leicht nicht auszumachen seyn, welche Erdart man zu den Zeiten Mergel genannt hat. Es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß man den gewöhnlichen Töpferthon, vielleicht auch Lehm zum Siegelbrennen so genannt hat. So viel ist wohl gewiß, daß es sich immer mehr zu bestätigen scheint, daß die Verbesserung des Bodens mit kalkigem Lehm so neu nicht ist, als man bisher wohl geglaubt hat, denn das Kalken und Gypsen des Ackers ist ja eine längst bekannte Sache. U. d. R.



# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Neunzehntes Stück.

Den 8ten May 1817.

---

Auf welchem Wege gelangen wir zu der allgemein  
gewünschten Volksverbesserung? — Ein Wort  
zur Beherzigung für Alle; insbesondere für  
Obrigkeiten, Vorgesetzte und Herren; Gutsbe-  
sitzer, Pächter, Bauern und Dienstboten. \*)

---

Mehrere, wenn auch nur entfernte Winke des Herrn  
Redakteurs der Neuen Annalen der Meck-  
lenburgischen Landwirthschafts-Ges-

---

\*) Dieser Aufsatz, welcher mit dem Zweck unsrer Annalen  
nicht im Widerspruch ist, hat schon einige Zeit bey  
mir gelegen, weil ich einiges Bedenken fand, ihn ge-  
meinkündig zu machen. Nicht wegen eines Inhalts,  
sondern weil es dem Herrn Verfasser desselben nicht  
gefällig gewesen war, sich mir bekannt zu machen.  
Die Gemeinnützigkeit und das hohe Interesse des  
Gegenstandes bewogen mich indessen, diesmal eine

gesellschaft scheinen darauf hin zu deuten: daß die erhabene Mecklenburgische Landwirthschafts-Gesellschaft den edlen Vorsatz hat, sich, bey der Erweiterung ihres rühmlichen Wirkungskreises, nicht bloß auf die Kultur des Erdbodens und auf physische Bedürfnisse unsrer Mitbürger zu beschränken, sondern auch, in so weit es ihre Verhältnisse erlauben, auf die sittliche Bildung, vorzüglich unsrer

---

Ausnahme von dem Gesetze zu machen, das ich mir eins für allemal vorgeschrieben habe: keine Aufsätze in den Annalen gemeinkündig zu machen, deren Verfasser sich mir nicht namentlich bekannt machen. Ob ich es gleich gern bekenne, daß ich nicht grade zu alles unterschreiben möchte, was der biedere Verfasser, der es gewiß mit dem Gegenstande, den er behandelt, redlich meint, hier vorträgt, so wird man doch im Ganzen genommen das viele Gute nicht verkennen, das hier mit deutscher Treuherzigkeit gesagt ist. Vielleicht giebt er Veranlassung, diese, für das Wohl aller Staaten so wichtige Angelegenheit von mehreren Seiten zu beleuchten; vielleicht weckt er aufs neue die schöne Idee: in unsern Volksschulen, nach dem Muster des herrlichen Jellenbergs, die physischen und moralischen Kräfte der aufwachsenden Generation, auf eine edlere Art als bisher, zu entwickeln, und uns einen veredelten Volksstamm zu bilden; — und wo ließe sich diese Menschen beglückende Idee schöner ausführen, als in Verbindung mit den Geschäften der Landwirthschaft? —

A. d. N.

geringern Volksklasse, an ihrem Theil einzuwürfen. Dies würde gewiß jedem Vaterlandsfreunde eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, und wenn diese edle Gesellschaft diesen Vorsatz zur Ausführung bringen sollte, so würde der patriotische Stifter dieses ächt vaterländischen Vereins sich dadurch auf die entferntesten Generationen ein dauerndes Denkmal stiften, daurender als vergängliche Denkmäler von Stein und Erz!

In der freudigen Hoffnung also, daß diese meine Ahndung zur Wirklichkeit übergehen wird, wage ich es, einen Gegenstand in Anregung zu bringen, dessen Wichtigkeit längst anerkannt ist, der längst zu lauten Klagen Veranlassung gegeben hat, zu dessen Abhülfe bisher aber nur leider! zu wenig ernstliche Maaßregeln getroffen sind. Ich lege meine Gedanken hierüber mit aller der Freymüthigkeit eines Staatsbürgers vor, der sein Vaterland sehr liebt, und der an seinem Theil gern etwas zur Wohlfarth desselben beytragen möchte. Möchten sie einer recht scharfen Prüfung würdig befunden werden, und möchten diese Prüfungen von recht gesegneten Folgen für mein gutes Vaterland seyn! —

Indem ich also einen Versuch zur Beantwortung der aufgestellten Frage der öffentlichen Prüfung vorzulegen wage, will ich nur vorläufig, nach meiner festen Ueberzeugung meine Ansicht über diesen Gegenstand dahin aussprechen:

Die gewünschte Verbesserung muß nicht von Unten, sondern von Oben beginnen. — — —

Nicht nur weil die höhern Stände Vormünder der niedern seyn sollen, sondern vorzüglich deswegen, weil alles Sittenverderben in der That von den Bornehmern auf die Geringern gebracht worden.

Mit der Reform dieser Bornehmen muß demnach nothwendig der Anfang gemacht werden. Außer den erforderlichen Kenntnissen kann die Autorität, welche ihnen das nöthige Uebergewicht über die Untergebenen verschaffen soll, allein durch ein moralisch-gutes Beyspiel gesichert werden.

Daß die Kraft weltlicher Gesetze so weit nicht reiche, alle Staatsbedienten zu sittlich guten Menschen zu machen, darf ich nicht erinnern. Aber, daß die höchsten Landesbehörden nicht nur befugt, sondern auch verpflichtet sind, alle öffentliche Uergernisse, besonders an Staatsbedienten jeder Klasse, auf das strengste zu bestrafen, ist eben so gewiß, als es unläugbar ist, daß nur hiedurch für die Sittenverbesserung des Volks in allen Ständen etwas zu hoffen steht. Zu solchen Uergernissen rechne ich besonders

1) den übermäßigen Aufwand, Luxus im ganzen Umfange des Worts, als den wahren Grund so vieler Ungerechtigkeiten, Betrügereyen, des Schuldenmachens und Bankerottirens. Einem seines

Gleichen in Kleider- und Mobilienpracht, kostspieligen Traktieren und Belustigungen nachzustehen, hält man für entehrend; aber den Handwerker und Tageslöhner Jahre lang auf den verdienten Lohn warten zu lassen, und ihn am Ende gar darum zu betrügen, gehört zum ehrenvollen Ton der Welt. Wenn der gemeine Mann Erfahrungen der Art täglich von den Vornehmern und nicht selten von seinen Vorgesetzten macht, kann man vernünftiger Weise hoffen, es werde mit der Moralität in den geringen Ständen besser werden? — Sollten nicht Gesetze vorhanden seyn, welche einem jeden öffentlichen Diener des Staats einem Stande gemessenen Aufwand vorschrieben, und jeden muthwilligen Schuldenmacher mit ausgezeichnet schimpflichen Strafen belegten?

2) Alle Ausschweifungen in der Unzucht, im Saufen und Spielen &c. Wem kann es unbekannt seyn, daß diese Laster Ordnung, Ruhe und Wohlstand der Häuser zerstören, und besonders alle vernünftige Kinder- und Gesindezucht gänzlich vernichten? Wo Vorsteher, Obrigkeiten, Richter, Herren und Lehrer einem dieser Laster ergeben sind, wird es mit dem sittlichen Zustande des größten Theils ihrer Untergebenen höchst traurig aussehen. — Müßte nicht billig jeder öffentliche Staatsbedienter, bis zum Thorschreiber herab, vorzüglich aber alle, welche wegen ihres Amtes einen bedeutenden Einfluß auf Andre haben, wenn sie sich

solcher Laster schuldig machen, und vorausgegangene gelindere Strafen fruchtlos bleiben, mit namhafter Strafe, ja! nach Befinden mit Zuchthausstrafe und Entsetzung vom Dienste belegt werden? Wer bedenkt, wie unendlich Vieler Seelen-Heil (läßt sich die Zahl je bestimmen?) durch das schändliche Beispiel solcher Menschen gefährdet werde, wird diese Strafen nicht für zu streng halten. Es dürften denke ich, nur wenige Exempel an angesehenen Staatsbedienten hin und wieder im Lande statuiret werden, um in kurzem den größtem Ausbrüchen solcher gemeinen Sünden kraftvoll zu steuern. Wie aber ohne ausgezeichnete Strenge gerade gegen Solche, welche bisher wegen ihres vornehmen Standes oder bedeutenden Amtes mit so viel Schonung behandelt worden, vor der Hand nur einige äußerliche Zucht und Ehrbarkeit könne eingeführt werden, fasse ich so wenig, als ich es begreife, warum denn eigentlich der so genannte christliche Bann (in verbis simus faciles!) so ganz abgeschafft worden. Jede andere Gesellschaft hat das Recht, Mitglieder, welche sie durch ein gesetzwidriges Betragen in ihren Grundfesten zu erschüttern drohen, auszustoßen; warum sollte nicht die kirchliche Gesellschaft dasselbe Recht behaupten. Als man die Bußbank abschaffte, hieß das ein menschenfreundliches Werk, wodurch das Leben vieler Unschuldigen gerettet würde. Manche Recht-

schaffne äußerten damals ihre Besorgnisse, und — wurden sie gleich überstimmt, so hat doch die Folge gezeigt, daß sie in der Hauptsache allerdings recht hatten, und jetzt, wäre es wohl Zeit, zu der strengern Menschenfreundlichkeit unsrer Vorfahren wieder zurückzukehren.

Der lasterhafte Vorgang so mancher Mitglieder der höhern Stände hat alle Zerrüttungen und alle hieraus entspringende Arten des mannigfaltigen Glends herbeigeführt, worunter jetzt die Mitglieder aller Stände bis zum Tagelöhner und Dienstboten so unaussprechlich viel leiden müssen. Nur erst alsdann, wenn die Bornehmern, überhaupt Alle, denen irgend eine Aufsicht über Andre anvertraut worden, bessere Beyspiele liefern, und durch strenge obrigkeitliche Verfügungen wenigstens zu einem ehrbaren Wandel angehalten werden, läßt sich mit gutem Erfolge an der moralischen Verbesserung der Niedern im Volke arbeiten. Qualis Rex, talis Grex! Achtung, Liebe und Zutrauen, worauf Subordination und Gehorsam allein gegründet werden können, wird kein Untergebener gegen unsätlliche Vorgesetzte hegen. Hat demnach der irreligiöse Wandel der Herren unleugbar das Verhältniß zwischen Vorgesetzten und

Untergebenen zerrüttet, so wird die allenthalben frech untergetretene gute Ordnung nur durch ein unanstößiges, vielmehr musterhaftes Verhalten dieser Vorsteher wieder hergestellt werden können.

Die tödtenden Wirkungen der Immoralität, welche von so vielen aus den vornehmern Ständen über die geringern verbreitet worden, läßt uns das Gesinde am empfindlichsten fühlen. Gute tugendhafte Herrschaften haben durch die schlechten, und mit ihnen, alle Achtung bey den Dienstleuten verlohren; ja diese widersetzen sich den billigsten Befehlen und wohlthätigsten Anstalten ihrer Herrschaft um so trotziger, da Gesetzlosigkeit und zügellose Frechheit dem Gesinde aller Orten verstattet wird.

Soll ein Strahl von Hoffnung auf Besserwerden in unsre Seele fallen, so muß die höchste Landesregierung, außer der erwähnten Wachsamkeit über die Sitten der Vornehmeru, auch allen Untergebenen die strengste Subordination und den pünktlichsten Gehorsam gegen ihre (nun wenigstens ehrbar lebenden) Vorgesetzten mit Nachdruck anbefehlen, und insonderheit jeden Hausvater und jede Hausmutter in die ehemaligen natürlichen und christlichen Rechte über ihr Gesinde wieder einsetzen.

Um eine zu große Weitläufigkeit zu vermeiden, will ich jetzt nur über das zuletzt gedachte Verhältniß meine Gedanken sagen.

Es ist die himmelschreiendste Ungerechtigkeit, daß das unwissende, unerzogene Gesinde, welches so viele Wohlthaten von der Herrschaft genießt, und seiner Bestimmung gemäß, im Dienste Brauchbarkeit für sein ganzes Leben sich zu eigen machen soll, eine wahre Tyranney, und zwar unter dem Schutze der Gesetze verüben darf. Die beste Herrschaft vermag wenig mehr über das Gesinde. Weder Knecht noch Magd respektirt Befehle. Wie es das Gesinde macht, muß es der Herrschaft genehm seyn, es sey so untüchtig und so schädlich für die Herrschaft, als es immer wolle. Zu allen Vergehungen und zu offenbaren Lastern soll die Herrschaft stille schweigen. Giebt sie Berweise, so fordert das Gesinde trotzig den Lohn, und verläßt mit pochendem Undank das Haus ihrer Wohlthäter. Erhält man von der Obrigkeit im höchsten Nothfall so viel Beystand, daß das Gesinde bleiben muß, so weiß es ihrer Herrschaft durch Bosheit aller Art es so nahe zu legen, daß diese mit Freuden, ja wohl mit Aufopferungen in den Abzug einwilligen muß.

Wer es bedenkt, daß das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten eine der wichtigsten Erziehungsanstalten seyn soll; wer es erwägt, von welchem wesentlichen Einflusse die Anwendung der Jugendjahre auf die ganze künftige häusliche Glückseligkeit, insonderheit auf die Erziehung der Kinder

in den Hütten der Niedern sey: der muß gewiß von Herzen wünschen, daß die Dienstboten zum Gehorsam, als den Grund aller ihrer Pflichten, mit ganzem Ernst wieder angehalten werden mögen.

Einß der wichtigsten Hindernisse dieses Gehorsams und der ganzen Erziehung der Dienstleute finde ich in einer, aus Einfalt entspringenden übermüthigen Anmaßung, und dem fast allgemein unter ihnen herrschenden Vorurtheil: sie seyen zu Allem vollkommen tüchtig, thäten schon mehr, als nöthig wäre &c. bedürften also keiner Erinnerung und Zurechtweisung. Alle übrigen Stände bis zu den kleinsten Handwerkern herab, müssen Lehrjahre bestehen, und die Anweisung zu ihren künftigen Berufsgeschäften theuer bezahlen; nur die dienende Menschenklasse ist ohne eigentlichen Unterricht mit aller ihrer Untüchtigkeit und bey allem Schaden, den sie der Herrschaft zufügt, roh und ungeübt, wie sie aus der Eltern Hause kommt, schon geschickt genug, sich etwas zu verdienen, und weiß die Forderung für ihre oft sehr kleinen Dienste nicht hoch genug zu spannen. Sind zu ihren Geschäften freylich, nur mechanische Fertigkeiten erforderlich, so müssen diese doch geübt, und zum Theil lange geübt werden; ehe Fertigkeiten entstehen können. — So lange die Kinder in den Trivialschulen (leider! traurige Wahrheit,) nicht zweckmäßiger zu Uebungen ihrer menschlichen Kräfte angeführt, und durch Grundsätze vernünftiger

Erziehung die gemeinen Vorurtheile, welche dummen Hochmuth, weichliche Arbeitsscheu und zunftmäßiges Fressen und Saufen in den niedern Ständen begünstigen, verbannt werden: so lange ist keine nur halb brauchbare Anführung in den Häusern der Eltern zu erwarten; und wenn unter solchen Umständen der Herrschaft alle elterlichen und vormundschaftlichen Rechte über ein so roh aufgewachsenes Gesinde durchaus entrisen werden, ist es wohl mehr als Thorheit, an Verbesserung der Dienstkente zu glauben.

Um diese so allgemein wohlthuende Absicht zu erreichen, müßte wohl zuvörderst der Trotz der Dienenden mit Ernst gebändigt werden. Keine wirksamere Mittel können hiezu vorgeschlagen werden, als den übermäßig hohen Lohn der Dienstboten um die Hälfte, (an manchen Orten, z. B. in Städten und Dörfern, welche größern Städten nahe liegen, noch tiefer) herabzusetzen, und sie zum strengsten und pünktlichsten Gehorsam gegen ihre Herren zu verpflichten. Was Dienen und Verdienen bedeutet, würde diese Menschenklasse dann zu ihrem eignen und ihrer Herrschaft Wohl erfahren, und von manchen Ausschweifungen, zu denen das jetzt bestehende Dienstverhältniß (eigentlich findet ein solches nur dem Namen nach und in der Einbildung noch statt,) reichlichen Vorschub giebt, künftig abgehalten werden.

Jedoch gebe ich den herabgesetzten Lohn und die

wieder eingeführte Subordination nur für vorbereitende Bedingungen zur Verbesserung des Gesindes aus, wodurch die Sache selbst keineswegs ausgeführt ist. Aber durch Realisirung folgender Vorschläge möchte man dem wichtigen Ziele der Verbesserung der geringen Leute, und der Dienstboten insonderheit schon näher kommen.

1) Die höchste Landesregierung verpflichte die Amtleute, bey Besetzung der Bauerstellen auf möglichst tüchtige Subjekte zu sehen, und künftig als Haupt- Requisite zur Erlangung derselben auf Schreiben und Rechnen zu sehen; auch die darauf Anspruch Machenden einem förmlichen Examen zu unterwerfen, ob sie die wesentlichsten Kenntnisse einer tüchtigen Landwirthschaft inne haben, und nach diesen ihren Einsichten wie nach ihrem bisherigen sittlichen Verhalten verdienen, die Würde von Familien- und Hausvätern zu erlangen. Wird es dem unwissendsten und lasterhaftesten Knecht und Tagelöhner ferner noch verstattet, Bauer, Hausherr und Vater zu werden, ist an keiner Verbesserung des Landvolks überhaupt, und des Gesindes insbesondere, zu denken. — Man schärfe deshalb höchsten Orts den Beamten den Hauptzweck der Consense zu Verheirathungen ein, und befehle ihnen, auch eine jede Frauensperson, welche heyrathen, besonders aber Bauerfrau werden will, zu examiniren, ob sie zur Führung der innern Hauswirth-

schaft, zur Erziehung der Kinder, und zur Anführung des weiblichen Gefindes, wie zur tüchtigen Bestellung des Gartens und zum ökonomischen Aufziehen und Verpflegen des Viehes Tüchtigkeit und Lust habe; vor allen aber zu untersuchen, ob ihre Abschiede rühmliche Beweise ihres Wohlverhaltens während ihrer Dienstzeit enthalten.

Man gebe den Beamten ferner allergnädigst auf, die Schulzen in den Dörfern wegen jeder Pflichtversäumniß der Dorfeinwohner, besonders der Bauersleute, verantwortlich zu machen; befehle ihnen, sich vierteljährig von den Schulzen Listen über die Beschaffenheit der Dörfer im Allgemeinen, und über die verbesserten Einrichtungen insbesondere, imgleichen auch Verzeichnisse der Eltern und Herrschaften, wie der Kinder und Dienstboten, welche sich von guten und schlechten Seiten auszeichnen, einliefern zu lassen. Man halte sämtliche obrigkeitliche Personen an, über die genaueste Erfüllung der Patentverordnung wegen Vermietung und Kündigung der Dienstboten zu wachen, und insbesondere auf die stete Ausstellung des höchst anbefohlenen Abschiedes, und die unpartheyische Zuverlässigkeit in der Schilderung des abziehenden Dienstboten gewissenhaft zu dringen. — Man belege die schlecht und untreu dienenden, trotzig, dem Laster sich ergebenden, und immer neue Herrschaften suchenden Dienstboten mit zweckdienlichen Strafen, und

suche sie dahin zurückzuführen, daß sie den Dienst von mehreren Jahren bey Einer Herrschaft, und die treue Anhänglichkeit an dieselbe, wieder für das ehrenvollste Ziel ihres Strebens halten, und die Erwerbung von Geschicklichkeiten mehr, als die Erlangung eines hohen Lohns und eines gemächlichen Lebens für den Hauptzweck alles Dienens halten lernen. Hingegen erweise man vorzüglich guten Dienstleuten die Ehre, ihnen ein obrigkeitliches Belobungsschreiben zugehen zu lassen, und mache davon in den öffentlichen Blättern eine kurze Anzeige.

Bei allen diesen verbessernden Einrichtungen liegen die oben erwähnten Eigenschaften zum Grunde, welche künftig jeder Bauer und jede Bauersfrau besitzen muß. Daß es jetzt, an allen hiezu tauglichen Subjekten in Mecklenburg gänzlich fehle, ist unleugbar, eben so gewiß aber auch, daß solche so gar bald nicht zu bilden sind. Aber, Welch ein neues Leben, Welch eine in unserm Vaterlande ganz unbekannte Regsamkeit würde sich äußern, wenn die höchste Landesregierung jetzt publicirte: vom Jahr 1830 an, sollte durchaus weiter keine Bauerstelle als mit Solchen besetzt werden, welche das hiezu Nöthige gelernt hätten, und Zeugnisse ihres guten Wandels beybringen könnten!

2) Man lasse künftig Niemand, der sich noch nicht

als einen tüchtigen Landwirth gezeigt hat, zu Pachtungen der Großherzoglichen Landgüter, ohne in einem mit ihm angestellten Examen (welches natürlich schärfer als das Examen eines Bauern seyn muß) gut bestanden zu seyn, und ohne einen wenigstens ehrbaren Wandel zu führen. Wie man den wichtigen Beruf eines Landmannes so wenig achtet, daß Jeder, wenn er zu allen andern Erwerbzweigen untauglich und verdorben ist, pachten darf, und um nichts weiter befragt wird, als ob er den Vorschuß zu leisten im Stande sey, — das ist mir unerklärbar! — Die schlechte unordentliche Wirthschaft und öfters höchst ausschweifende Lebensart Mancher dieser Pächter hat einen größern Antheil an der Verdorbenheit des Landvolks, namentlich des Gesindes, als man zu glauben scheint.

Dem im Examen bestandenen und unbescholtenen Pächter übergebe man nun aber den unbeschränkten vollkommensten Dienstzwang, und verstatte ihm alle Züchtigungen und Strafen, welche ein verständiger Vater an seinen besser oder schlechter gesinnten Kindern vollzieht. Man verpflichte die Pächter, jährlich einmal den ihnen vorgesetzten Beamten ein Verzeichniß aller Dienstboten mit Bemerkung des Verhaltens eines jeden — der angewandten Mittel zur Besserung der schlechten, und der Wirkung solcher Mittel, — einzureichen. Man mache obrigkeitlich eine Klassifikation der Dienenden,

und bestimme für jede Klasse den zu gebenden Lohn, der möglichst geringe seyn muß, damit, außer mehreren hiebey zum Grunde liegenden Absichten, die Herrschaft einem sich vorzüglich gut verhaltenden Dienstboten durch *f r e y e G e s c h e n k e* Zufriedenheit und Erkenntlichkeit bezeugen könne. Und damit nicht der *G e i z* mancher Herrschaft hiedurch begünstigt werde müßte jeder Pächter seinem jährlichen Berichte an die Beamten die ausgetheilten Geschenke nebst der Schilderung der damit begabten Dienstboten anfügen. Oder, um hiebey noch sicherer zu gehen, mache man obrigkeitlich nicht nur für jeden Pacht Hof und für jede Bauerstelle, sondern für jede Herrschaft ohne Ausnahme nach der Zahl und Art der nöthigen Dienstleute einen *U n s c h l a g*, etwa unter dem Namen eines *D i e n s t g e s c h e n k s*, und bestimme mittelst solchen *U n s c h l a g s*, wieviel von jedem zu diesen freyen Geschenken mindestens jährlich solle angewandt werden. Was den Umständen nach von diesem und jenem hiezu nicht kann gebraucht werden, sammle die Obrigkeit zu einem *F o n d s*, aus welchem alte, oder schwach und kränklich gewordene treue Dienstboten unterstützt werden. — Hieraus ergiebt es sich von selbst, daß jene jährlichen Anzeigen und Berichte an die Beamten allgemein einem jeden, der Dienstboten hält, aufgegeben werden müßten.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Zwanzigstes Stück.

Den 15ten May 1817.

---

Auf welchem Wege gelangen wir zu der allgemein  
gewünschten Volksverbesserung? — Ein Wort  
zur Beherzigung für Alle; insbesondere für  
Obrigkeiten, Vorgesetzte und Herren; Gutsbe-  
sitzer, Pächter, Bauern und Dienstboten.

( B e s c h l u ß . )

Wenn alle Domonial-Pächter von der Beschaffen-  
heit sind, wie ich sie im Vorhergehenden verlange, so  
kann jeder fürstliche Pacht Hof als ein wahres Erzie-  
hungs-Institut des Gesindes angesehen  
werden. — Und damit manche Herrschaften, welche  
weder Zeit noch Fähigkeit haben, das Gesinde gehörig  
anzulehren, (wohin ich z. B. die Prediger rechne, in  
deren Dienst wenigstens das männliche Gesinde bisher  
unverantwortlich verdorben wird) auch stets mit guten  
Dienstleuten künftig versehen werden können, müßte  
Höchst verordnet werden, daß die Beamten aus den

Listen der Hofdienstleute die erforderliche Anzahl gesetzter Dienstboten zu diesem Behufe auszeichneten, so, daß es bloß einer bittenden Anzeige aller jener Herrschaften an die Beamten bedürfte, um in dieser Hinsicht gehdrig versorgt zu werden. Daß, und warum? solche Dienstleuten einen verhältnißmäßig etwas höhern Lohn erhalten müßten, ergiebt sich gleichfalls aus dem Gesagten.

3) Es ist unleugbar sehr schädlich, daß die gemeinen Leute fast immer ihr ganzes Leben lang in den Dörfern, oder in der Nähe der Dörfer bleiben, wo sie geboren sind. Dies ist der Hauptgrund der Beschränktheit ihres Ideenkreises, und der daraus natürlich entstehenden Unhänglichkeit an dem gewohnten Alten, und ihrer unüberwindlichen Abneigung von allem Besserwerden. — Ich habe in den verschiedensten Gegenden Mecklenburgs manche Dörfer, und das Wesen und Treiben ihrer Bewohner kennen gelernt, und besonders solche Ortschaften, in deren Nähe keine Landgüter, oder aber neben letztern luxuriöse Städte sind, im hohen Grade verderblich gefunden; bey allem doch auch immer noch etwas, was gut und nachahmungswürdig ist, und an vielen andern Orten vermischt wird. Dabey dringt sich die Bemerkung auf, daß allenthalben die einmal eingerissenen Unordnungen und Laster sich wie Wucherkraut immer weiter ver-

breiten. Aus diesem Grunde muß ich es für sehr erwünscht zur Verbesserung des gemeinen Mannes und der Dienstleute insonderheit halten, wenn die gemeinen Leute, welche die Entfernung wegen ihrer Rusticität durchaus und gänzlich trennt, mit ihrem Betrieb und ihrer Lebensart in Verbindung und Bekanntschaft unter einander gebracht würden, und die höchste Landesregierung an sämtliche Aemter den Befehl ergehen ließe, es sollte zu dem Ende künftig aus jedem Amte jährlich eine der Größe desselben angemessene Anzahl junger angehender Dienstboten an die Höfe entfernter Aemter ausgeliefert, und ein steter Umtausch und Wechsel dergestalt mit denselben vorgenommen werden, daß die Kinder der Bauern, Büdner und Einwohner (nach den jedesmaligen Umständen des Nutzens oder der Nothwendigkeit, welche die Amtsobrigkeit, den Gesetzen für die Conscriptions-Verspflichtung unbeschadet, zu beurtheilen hat,) höchstens zwey Jahre nach der Confirmation in den Häusern ihrer Eltern, oder an ihrem Geburtsorte und in der Nähe desselben bleiben dürften, um alsdann (die militairischen Dienstjahre der Mannspersonen, wie diese früher oder später für dieselben eintreten, abgerechnet,) zur weitem Anführung auf einen Pacht Hof in einem entfernten Amte 4 — 6 Jahre hingeschickt zu werden. Die weiblichen Dienstboten würden nun ein Alter von 22 Jahren, so wie die männlichen von 28 bis

30 erlangt haben, und könnten durch die erhaltene tüchtige Anweisung geschickt und gesetzt genug seyn, Haus- und Familien-Väter und Mütter zu werden; oder aber, wenn sie länger noch dienen müßten, die Häuser der Ackerbürger, Prediger, Forstbedienten und Andern, denen es an Fähigkeit oder Zeit, oder an beyden zugleich fehlt, das Gesinde zur äußern Wirthschaft tüchtig anzulehren, auch der Bauern in Hinsicht der Hauptknechte und Mägde, mit guten und zuverlässigen Arbeitern zu versorgen.

4) Das gemeine Volk bedarf auch Erholung und verdient sie gewiß, wenn es sich treu seinem Berufe widmet. Durch anständige Vergnügungen diese Menschenklasse zu ermuntern, und ihre Kräfte wohlthuend zu stärken, gehört unter die wesentlichsten Mittel ihrer Verbesserung. Bis jetzt heißt vergnügt seyn bey dem gemeinen Manne nichts, als: aufhören ein Mensch zu seyn und sich zum Vieh herabwürdigen. Denn, wie soll ich den Tuschey, das Loben und Saufen, womit diese Glenden jedes ihrer Freudenfeste zu signalisiren pflegen, anders nennen? — Von dem Tanzen halte ich gerne meine etwas strenge Privatmeinung zurück. Ist es vielleicht mit einschränkenden Bestimmungen erlaubt, so müßte es doch, wie alle Volksbelustigungen, unter Aufsicht verständiger Dämagogen nur verstattet werden; das bisher übliche Saufen, Spie-

len und Tanzen in den Krügen Schmieden, Schenken und Kaffeehäusern auf das strengste untersagt, und nach den längst bestehenden Landesherrlichen Gesetzen die Obrigkeit deshalb verantwortlich gemacht werden. Ein Gleiches gilt von dem wilden Gebrülle und ganz unchristlichen Scherzen bey Hochzeiten und andern ländlichen Festen, und wenn das Volk in der Erndte aus dem Felde zu Hause kommt.

Sollte es denn gar nicht möglich seyn, unter der großen Menge von Vorschlägen, welche ächte Volkskennner seit länger als 40 Jahren in dieser Hinsicht gemacht haben, wenigstens Einige in Anwendung zu bringen, und die gemeinen Leute für sanftere, menschlichere und christliche Vergnügungen empfänglich zu machen? — Daß der Grund hiezu, wie zu jeder wahren Volksaufklärung in den Schulen müsse gelegt werden, ist bekannt, aber leider! noch nicht beherzigt. Möchte doch vor der Hand wenigstens das melodische Singen nicht länger als unbedeutende Nebensache sondern als das erste und Hauptmittel aller Herzens- und Geschmacksbildung der Jugend in den Trivialschulen behandelt, und außer den schönen, alle Empfindungen so tief ansprechenden alten Kirchenmelodien, belehrende und bessernde weltliche Lieder, z. B. Beckers Sammlung

von Volksliedern, nach Inhalt und Gesangsweisen den Kindern recht geläufig gemacht, und auf diese Art die faden und verführerischen Baudevilles in Vergessenheit gebracht werden! — Dies ist die leichteste, dem zu bessernden Volke selbst angenehme und wirksamste Art, den Geschmack des großen Haufens in der Wahl seiner Vergnügungen — wovon so unaussprechlich viel abhängt — zu veredeln.

Es ist ewige Wahrheit: nicht von Unten, sondern von Oben, in jeder Hinsicht, muß die ersehnte Volksverbesserung beginnen!

Non quis? sed quid!

---

### Wechselwirthschaft ohne Stallfütterung.

---

Ich glaube ziemlich viel über diese Materie gelesen zu haben, aber in den Schriften, die mir zu Gesicht gekommen, habe ich immer nur solche Anweisungen gefunden, die Wechselwirthschaft mit Stallfütterung vereinigt zum Gegenstande haben. Hier ist also immer die Rede: von behakten Früchten, vom Drillsäen mit der Säemaschine, von Exstirpatoren &c. &c. Wir Mecklenburger,

die wir die großen Schwierigkeiten, oft die Unmöglichkeit, dergleichen auf unsern großen Landgütern in Anwendung zu bringen, uns im Geist so recht lebendig vorstellen, wir erschrecken für so etwas, werfen das Kind mit dem Bade weg, und bleiben dann geduldig bey unserm gewohnten Schlendrian! —

Was uns die Schriftsteller in Absicht des Drillsäens anrühmen, so wie alles das, was sie uns von den großen Vortheilen erzählen, die mit dem Gebrauch des Erstirpators verbunden sind, haben, wie so manche andre Dinge dieser Art, freylich ihren unverkennbaren Nutzen; aber jeder, dem dies auch bey dem ersten Anblick reizen möchte, fühlt es, daß er sich mit allen diesen Herrlichkeiten nicht eher auf sein Feld wagen darf, bis er seinen Acker gänzlich von Steinen befreyt hat. Und wie wenige Feldmarken giebt es in Mecklenburg, die nicht mit diesen Feinden zu kämpfen hätten. Selbst auf starken Lehmfeldern möchte es mit der Säemaschine wohl nicht so recht vorwärts gehen. — So werden Wechselwirthschaft mit Stallfütterung, so wie alle die schönen Hülfsmittel, die uns mit den Ackermaschinen mancherley Art anempfohlen sind, im Großen noch wohl vor der Hand nicht bey uns in Anwendung kommen!

Die Vertheidiger des Fruchtwechsel-Systems heben vorzüglich die gesegneten Folgen hervor, die daraus entstehen sollen: wenn nie Halmkorn auf

Halmkorn folgt, sondern die eigentlichen Halmfrüchte mit andern Gewächsen abwechseln. Dies Gesetz verdient etwas näher geprüft zu werden. Es heißt nemlich:

„ Einjähriger rother Klee, Wicken, Erbsen,  
„ Bohnen, 2c. nehmen dem Acker fast gar keine  
„ Nahrungstheile weg; sie befördern vielmehr das  
„ bessere Gedeihen des darauf folgenden Halm-  
„ getreides.“

Ich sollte es wohl nicht glauben, daß ein erfahrener und zugleich denkender Landwirth, gegen diese, als Grundsatz aufgestellte Wahrheit, Einwendungen machen könnte. Die Erfahrungen, die wir darüber haben, die von den allerältesten Landwirthen schon anerkannt wurden, ehe je von einem Fruchtwechselsystem, als System, die Rede war, sprechen laut genug dafür. Es würde also bloß darauf ankommen: ob einer unter unsern Landwirthen sich entschließen könnte, gleichsam so ganz unvermerkt und ohne seine gewöhnliche Schlagordnung zu stören, den Versuch zu machen, eine Wechselwirthschaft bey sich einzuführen. Dies wäre doch wenigstens schon immer ein Schritt weiter in der Kultur. Wir würden nun in den Fortschritten zur höhern Ertragsfähigkeit unsrer Ländereyen schon allmählig selbst den Weg auffinden, den die Natur uns vorzeichnen würde. Die Winke dieser wohlthätigen Führerin würden einem beobachtenden

Wirtbe, — und den setze ich hier voraus! — gewiß nicht entgehen. Wäre auf diese Art die Sache nur erst im Gange, so würden wir nach und nach unsern Schlägen eine andre Eintheilung geben können, so wie sie jeder nach seinen Ortsverhältnissen am besten anwendlich fände. Auf diesem Wege würden wir, auf eine gar nicht einmal fühlbare Art und ohne die mindeste Störung des gewohnten Wirthschaftsganges, folglich auch ohne alle nachtheilige Folgen, die in der Regel mit der Umänderung einer bisher bestandenen Kultur-Methode immer verbunden sind, in allmählichen und unmerklichen Fortschritten uns dem höhern Ziele einer vollkommnern Wirthschaft nähern. Ein Verlust im Körnerertrage wäre wenigstens hiebey gar nicht denkbar.

Dies sind so meine Ideen, die ich hiemit bescheidenlichst meinen erfahrnern Herren Mit-Collegen zur Prüfung und Belehrung vorlege. Ehe ich aber diesen meinen Ideen-Gang weiter verfolge, bitte ich um die Erlaubniß, bey meinem braven Musterwirtbe wieder vorsprechen zu dürfen. Ich hoffe meinen Lesern keine unangenehme Unterhaltung zu bereiten, wenn ich diesen würdigen Mann in ihre Gesellschaft einführe.

Ich besuchte diesen meinen Freund vor einigen Wochen zum zweytenmal, \*) und auch diesmal war

---

\*) Die Leser werden sich dieses würdigen Mannes aus dem 34ten Stück des 2ten Jahrgangs dieser Annalen erinnern. U. d. R.

mir dieser Besuch eine neue Lehrstunde. Er hat jetzt nemlich angefangen; seine ganze Braache aufzusäen. Sie wird mit Wicken, Linsen, Raps, Buchweizen &c. bestellt. Sodann folgen: Weizen, Erbsen, Gerste und Klee.

Seine Behandlung der Braache ist folgende: der Dreesch wird im Herbst nicht umgebrochen, sondern er bleibt den Winter hindurch ruhig liegen. Nur die Stelle, die im folgenden Frühjahr mit Kartoffeln bepflanzt werden soll, wird im Herbst, wenn es irgend thunlich ist, zweimal gehakt. Der übrige Dreesacker wird im Frühjahr tüchtig gedüngt, und so bald der Acker so weit abgetrocknet ist, daß er hinreichend trägt, wird dieser Dünger stark, oder, wie wir uns ausdrücken: dick untergepflügt. Um diese Pflugarbeit so rasch wie möglich zu beschaffen, hat er sich, neben den gewöhnlichen Pflügen auch solche angeschafft, die mit Ochsen bespannt werden; so wird also mit Pferde- und Ochsen-Pflügen gepflügt, wodurch dies Geschäft ungemein gefördert wird. Alsdann werden die Wicken und der Leinsaame auf der Pflugfurche gesäet und eingeegt.

Da mir dies etwas auffallend war und ich ihm meine Bedenklichkeit darüber äußerte: daß diese Vornahme der Bodenkräfte der folgenden Weizensaat doch wohl nachtheilig werden könnte, so versicherte er mir: daß er nur grade durch diese Behandlung den

Boden zur folgenden Weizenfaat zweckmäßig vorbe-  
 reiten könne, widrigenfalls würde er nichts wie Lager-  
 Korn bauen; denn sein Acker ginge mit Dünger zur  
 Ruhe und würde mit Dünger wieder aufgeweckt.  
 Hievon habe ich mich durch eignen Anblick überzeugt.  
 Im Nachschlage fand ich nur bloß die Berge und An-  
 höhen oben auf gedüngt, da er es in den Gründen nicht  
 mehr wagen darf, in einer und eben derselben Rouls-  
 lance zum zweitemahl zu düngen, weil dies nichts  
 wie Lagerkorn geben würde. Er wird höchst wahr-  
 scheinlich gendthigt seyn, seinen Schlägen, und dies  
 vielleicht bald, eine ganz andre Einrichtung geben zu  
 müssen, wozu seine vortreflichen Prinzipalen, die dafür  
 bekannt sind, daß sie gern und bereitwillig alles Gute  
 fördern, gewiß mit Freuden die Hand bieten werden.  
 Den Beweis davon haben Sie schon dadurch an den  
 Tag gelegt, daß sie ihm eine siebenjährige Prolonga-  
 tion seines Pachtkontrakts zugestanden, denn ohne diese  
 Zusicherung hätte er in seine weit eingreifenden Pläne  
 nicht hinein gehen können. Die Folgen dieser seiner  
 energischen Wirthschaft sind auch allemal sichtbar  
 und in die Augen fallend. Obgleich der vielfachen  
 Vergrößerungen und Erweiterungen der vorhandenen  
 Wirthschaftsgebäude war er dennoch im vorigen  
 Herbst wieder gendthigt gewesen, Mierhen zu setzen,  
 und eben, da ich bey ihm war, ward ein neuer Umbau  
 am Schaafstall aufgeführt. Seine Holländerey besteht

jetzt schon aus 80 Rüben, lauter auserlesenem Vieh, und seine völlig veredelte Schäferey ist bereits bis auf 400 Stück angewachsen. Auch das ist merkwürdig, daß er auf einem Fleck Acker von höchst mäßigem Boden, etwa einige Drömbt Ausfaat enthaltend, schon zum zweytenmal mit dem Mergel den Versuch gemacht hat. Er nutzt diesen Acker in vier Schlägen und mergelte ihn gleich bey seinem Anzuge. Nach dieser zweyten Mergelung thut dieser Acker eben die Wirkung, die er nach dem ersten Mergeln hervor brachte. Dies wird hoffentlich allen Mergel = Feinden und Freunden gleich interessant seyn! —

Hoffentlich wird meinen Lesern diese Abschweifung nicht mißfällig gewesen seyn. Ich kehre also nun zu meinem intendirtem Fruchtwechsel = System wieder zurück.

Die hier erzählte Thatsache, für die ich mich übrigens verbürgen kann, wird wenigstens dazu etwas beytragen können, um die Bedenklichkeiten, die mancher noch gegen den Fruchtwechsel haben könnte, zu beseitigen. Wenigstens wüßte ich nicht, welche Einwürfe von Gewicht sich dagegen machen ließen, und wenn dies nicht ist, warum wollen wir Bedenken tragen, Fortschritte zu machen, die wir so leicht, so ohne alle Aufopferung machen können? — Wenn ich offen mein Glaubensbekenntniß darlegen soll, so würde es so lauten:

„Ich bin fest überzeugt, daß wir durch eine zweck-  
„mäßige Anwendung des Mergels, der Modde  
„und des Düngers, wenn wir Fleiß, und da, wo  
„es nöthig ist, Aufopferungen nicht sparen, mit  
„unserm Grund und Boden anfangen können, was  
„wir wollen.“

Es ist daher mein fester Vorsatz, in die Fußstapfen  
dieses meines braven Freundes zu treten, und, wenn  
die Vorsehung mir ferner Leben und Kräfte verleiht,  
den nachstehenden Plan durchzusetzen, den ich hiemit  
der Beurtheilung meiner erfahrnern Mit-Collegen  
vorlege und um ihre Belehrungen freundlichst bitte.

Mein Acker liegt in zweymal sieben Schlägen.  
Ich hoffe von der Gnade der Hohen Großherzoglichen  
Kammer mir die Gnädigste Erlaubniß zu bewürken,  
meine sieben Binnen-Schläge in acht umzu-  
legen. Diese acht Binnen-Schläge denke ich, unter  
der Voraussetzung, daß keine Quadratruthe Land un-  
gemergelt bleibt, in nachstehenden Fruchtwechsel zu  
bringen:

1. Braache gedüngt, mit Wicken in der Pflug-  
furche.
2. Wintergetreide, mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste gedüngt.
5. Erbsen.
6. Hafer mit weißem Klee.
- 7 und 8. Weide.

Zwar weiß ich es wohl, daß dieser Turnus noch nicht den Regeln des strengen Fruchtwechsels angemessen ist, nach welchen die Fruchtfolge eigentlich so stehen sollte:

1. Braache, mit behackten Früchten, gedüngt.
2. Gerste mit rothem Klee.
3. Klee, zu Heu.
4. Auf den umgepflügten Klee Weizen, einfurzig und gedüngt.
5. Erbsen.
6. Hafer.
- 7 und 8. Weide.

So wenig gegen diese Fruchtordnung etwas gesagt werden kann, so treten hiebey bey mir doch folgende Bedenklichkeiten ein, die es mir rathsamer machen, davon abzugehen.

a. Wenn in nassen Sommern, — deren wir ja leider! jetzt mehrere hinter einander gehabt haben, — die Erndte sich zu sehr verspätet, so wird es, tief im Spätherbst hinein kaum möglich seyn, den ganzen Kleeschlag zu bedüngen und die Pflugarbeit zu beschaffen. Auch wird der Dünger zu kurz; er wird also für den ganzen Kleeschlag nicht ausreichen.

b. Auch sollte ich glauben, daß die Gerste nach dem Klee völlig so gut als in der Braache gerathen wird, vorausgesetzt nemlich, daß die Kleestoppel

im Herbst gesträht, die geebnete Strählfurche im Frühjahr gedüngt und der Dünger mit der Wendfurche untergebracht wird.

c. Man gewinnt also mehr Zeit den Dünger abzufahren, und, welches wohl zu beherzigen ist! — man wird jetzt mit dem Dünger mehr als noch einmal so weit ausreichen können.

d. Sollte es auch wirklich mit der besäeten Wicken Braache mißlingen, so behält man die Freyheit, wieder zur reinen Braache zurück zu gehen und die übrigen Saaten bleiben in ihrer Ordnung. Findet sich aber kein Rückschlag, und verqueet der Acker nicht, so bleibt alles in der festgesetzten Ordnung.

Wenn also ein Feld in fünf Schlägen liegt, — ich meine, daß es in Mecklenburg noch einige in dieser Eintheilung giebt, — so möchte nachstehender Fruchtwechsel für solche Felder wohl nicht unpassend seyn:

1. Braache gedüngt; Wicken oder auch reine Braache.
2. Wintergetreide mit rothem Klee,
3. Klee.
4. Gerste und Hafer.
5. Erbsen.

Für sechs Schläge hingegen möchte nachstehender Wechsel angemessen seyn:

1. Braache gedüngt, mit oder ohne Wicken,
2. Wintergetreide mit rothem Klee,
3. Klee.
4. Gerste und Hafer.

5. Erbsen; auch Wicken, wenn letztere nemlich nicht in der Braache gewesen sind.
6. Weisser Klee zur Weide.

Für sieben Schläge:

1. Braache gedüngt, mit oder ohne Wicken.
2. Wintergetreide mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste gedüngt.
5. Erbsen und Wicken, wenn letztere nicht in der Braache gewesen sind.
6. Hafer.
7. Weide Klee.

Für neun Schläge:

1. Braache gedüngt; mit oder ohne Wicken.
2. Wintergetreide, mit rothem Klee.
3. Klee.
4. Gerste gedüngt.
5. Erbsen.
6. Hafer.
7. 8. 9. Weideklee.

Oder auch so:

1. Dreesch = Braache, gedüngt.
2. Wintergetreide.
3. Erbsen.
4. Gerste gedüngt.
5. Wicken.
6. Wintergetreide mit rothem Klee.
7. Klee.
8. Hafer.
- 9 und 10. Weideklee.

Für elf Schläge:

1. Dreesch Braache, gedüngt.
2. Wintergetreide mit rothem Klee.
3. Rother Klee.
4. Gerste, gedüngt.
5. Erbsen.
6. Wintergetreide.
7. Wicken.
8. Hafer.
9. 10 und 11. Weideklee.

Für zwölf Schläge würde eben der Fruchtwechsel statt finden, wie für elf; nur daß hier vier Schläge zur Weide blieben. (Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Ein und zwanzigstes Stück.

Den 22sten May 1817.

---

Wechselwirthschaft ohne Stallfütterung.

(Beschluß.)

Bei dem hier angegebenen Fruchtwechsel hat man wenigstens den Vortheil, daß die Körb-Brache mit Früchten bestellt ist; aber der Hauptgewinn muß doch immer daraus hervor gehen: daß nie Halmkorn auf Halmkorn folgt. Meine Erfahrungen hierüber gehen bisher noch nicht weiter als dahin: Ich habe in meinen sieben Schlägen nur in der Brache einige Wicken gesäet; diese habe ich zu Heu gemacht. Nach dem Wintergetreide habe ich Erbsen folgen lassen; zur dritten, oder wo Wicken gewesen, zur vierten Saat, ließ ich Gerste folgen. Da mir aber die Erbsen anfangen zu rauschig zu werden, so werde ich ihnen im künftigen Frühjahr ihre Stelle so lange in den Aussenschlägen anweisen, bis ich mit meiner intendirten achtschlägigen Fruchtfolge in Ordnung bin.

Es wird nicht überflüssig seyn, wenn ich noch auf einige anderweitige Vortheile aufmerksam mache, die aus einem solchen Fruchtwechsel-System gleichsam von selbst hervor gehen müssen.

a. Die Hälfte des ganzen jährlichen Dünger-Quantums wird schon im Frühjahr abgefahren. Schon hieraus entspringen bedeutende Vortheile. Man reicht nun mit dem Dünger mehr als noch einmal so weit, als wenn er nur einmal im Sommer abgefahren wird. Auch ist es wohl noch so ausgemacht nicht, ob es durchaus nothwendig ist, daß der Dünger auf der Miststädte erst kurz faulen muß, und ob er im halb verfaultem Zustande nicht eben so viel und vielleicht noch mehr leistet, als wenn er erst dann, wenn er die Gährung völlig überstanden, auf den Acker gebracht wird. \*)

b. Durch dies frühere Abfahren des Düngers wird so viel Zeit gewonnen, daß man nun in der Periode, wo man nach dem gewöhnlichen Wirthschaftsgang in allen Braucharbeiten mit dem Haken, Eggen und Düngersfahren genug zu thun hatte, die Gespanne, sowohl Pferde als

---

\*) Daß dies so gut wie völlig ausgemacht ist, darüber giebt uns der belehrende Aufsatz im 3ten und 4ten Stück dieses Jahrgangs überzeugende Auskunft.

Ochsen, beym Mergel- und Moddefahren nutzen kann. Nicht weniger gewinnt man nun Zeit, auch den Aussen = Acker in ungleich bessere Kultur zu setzen. Ja! wer vermag es jetzt schon alles im voraus zu berechnen, was für die Folge noch für anderweitige bedeutende Vortheile aus dieser veränderten Wirthschaftsmethode hervor gehen können?

c. Die Mergel und Moddefahren, die den Winter hindurch beschafft werden, fallen nicht nur weit kostbarer aus, sondern sie sind auch mit weit größern Lasten und Beschwerden verknüpft, als im Sommer. Bey den Sommerarbeiten hat man nicht nöthig, sich mit eisernen Keilen herum zu tragen und unnützes Tagelohn auszugeben.

Ich setze aber, wie sich von selbst versteht, hiebey immer ausdrücklich voraus, daß der Wirth, der von diesem Kultur = System Gebrauch machen will, entweder solchen Boden hat, der schon natürlicher Gerstboden ist, oder daß er im Stande ist, ihn durch Mergel und andre Hülsen zu Gerstboden zu machen. Fehlen diese Hülfsmittel, — nun da ist freylich leider! nichts anders übrig, als im alten gewohnten Gleise fortzufahren! —

Bey allen hier empfohlenen Vorkehrungen möchte ich indessen doch noch nachstehende Vorsicht empfehlen: Man lege seinen Dünger, den man im Frühjahr abzus-

fahren denkt, vom Herbst an bis gegen Lichtmeß, allein; dann scheue man die Kosten nicht ihn einmal umstechen zu lassen, damit er nicht zu lang bleibt, und desto besser durch einander gemischt werde.

Einer unsrer angesehensten Wirthe \*) hat schon seit mehreren Jahren es bey sich zum Gesetz gemacht, daß er keinen Dünger länger als höchstens 5 bis 6 Wochen auf seinem Hofe duldet. Er gewinnt dadurch dies, daß er auf diese Art gewiß mehr als viermal so viel Land zudüngt, als wir es mit unserm kurzen Dünger zu beschaffen im Stande sind. Seine Felder prangen Jahr aus, Jahr ein, mit dem schönsten Getreide und üppigsten Kleewuchs. Nie habe ich gehört, daß hier über einen Rückschlag, sey es in Stroh oder Körnern, geklagt worden. Ich wüßte daher nicht, was uns abschrecken könnte, diesem Beyspiele zu folgen, da wir das reizendste Muster vor Augen haben! — Dieser Mann hat nun schon viele Jahre so gewirthschaftet und ist nicht rückwärts, sondern, wie der Beweis zu Tage liegt, ansehnlich vorwärts geschritten. Auch in unsern gewöhnlichen Wirthschaften ist ja der Fall so gar selten nicht, daß wir im Herbst, nachdem die ganze Braache nicht hatte zudedüngt werden können, das übrig gebliebene mit dem später gemachten Dünger, so lang

---

\*) Eben der, dessen die vorige Anmerkung gedenkt.

und so frisch wie er aus dem Stalle kommt, nachdüngen, und noch ist mir kein Fall bekannt, daß auf diesen Stellen ein Rückschlag im Getreide bemerklich gewesen wäre. Wir werden also dies Verfahren mit Sicherheit anwenden können, da wir uns, wenn wir nur wollen, mit unsern Augen davon überzeugen können, daß wir mit unserm bisherigen Dünger drey- und wohl viermal so viel Ackerland zudüngen können, als wir bisher gethan haben. Es kostet dieß zwar etwas Arbeit und Tagelohn, aber die Vortheile, die wir davon haben, sind doch überwiegend, daher müßte kein Wirth diese, — im Vergleich des Vortheils, der dadurch erlangt wird, — unbedeutenden Kosten und Mühe scheuen.

Um aber wieder auf die Besaamung der Braache zurück zu kommen, so wäre es vielleicht möglich, daß dieser oder jener, dem die Bestellung der ganzen Braache mit Früchten, bisher noch etwas Unbekanntes gewesen, auf den Einwand kommen könnte: — „Was soll ich mit all dem Wickfutter anfangen?“ „und wo soll ich Haferstroh für meine Kühe hernehmen?“ —

Diesem würde ich antworten: — „lassen Sie, mein lieber Freund! die Hälfte dieser Wicken zu Heu machen, so haben Sie Futter für Ihre Kühe; die andre Hälfte lassen Sie reif werden, ausdreschen, und mit Hafer vermischen, so haben Sie Futter für ihre Pferde.“ —

Ich muß mich hierüber etwas deutlicher erklären. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß wir in der Regel im Winter nicht noch mehr Vieh füttern können, als im Sommer; aber wie wir es ernähren, davon sagen wir nichts; und doch sollten uns nachgrade über diesen so wichtigen Wirthschaftsartikel, — der unstreitig die Hauptstütze unsrer ganzen Oekonomie ist, — endlich einmal die Augen aufgehen. Ich habe einen Fall erlebt, der alles das, was sich über dies wichtige Kapitel sagen ließe, kurz und anschauend vor Augen legt, er scheint mir also interessant genug, ihn als einen Belag zu dem Gefagten hier mitzutheilen:

Bereits vor mehreren Jahren hatte einer meiner Nachbarn drey Güter in Pacht, die alle drey nur ganz mäßigen Kockenboden haben. Seine drey Holländeren benutzte er selbst. Die Holländeren des besten Bodens trug jährlich für die Kuh 25 Thaler ein. Auf dem mittlern Boden ward sie zu 19 und 20 Thaler benützt und auf dem allerschlechtesten gab die Kuh 14 und 15 Thaler. Versteht sich, alles in Nützel. Dargegen aber ließ er in der Regel seinen Hafer von Bauerndiensten ausdreschen; die einmahl übergedroschene Lage ward nicht gekehrt, sondern sogleich aufgeschüttet und ins Viehhaus getragen. Nun war auch sein Vieh im Winter sowohl, als im Sommer, so gut wie fett; dabey bauete er außerordentlich viel und löhuiges Korn.

Als seine Pachtzeit um war, hatte er diese Güter an einen Inspector abzuliefern, der nicht eben ein Freund dieses Mannes war, daher er Ursache hatte, vorsichtig zu verfahren, um Verdrießlichkeiten bey der Ablieferung vorzubeugen. Ich erhielt von ihm eine Einladung zum Besuch; als ich bey ihm angekommen war, führte er mich auf seine Dreeschbraache, wo die Wendfurche bereits geeggt war. Er fragte mich hiersauf um meine Meinung: ob er den vorliegenden Acker noch mehr eggen lassen sollte, oder ob er so gut genug wäre? — „So lange ich hier gewirthschafter habe“ — fügte er hinzu, — „so lange habe ich meinen Acker „nie anders traktiren lassen, und jedermann weiß es, „daß ich immer schönes Korn gebaut habe. In den „ersten Jahren ließ ich ihn stärker eggen, aber je mehr „ich eggte, desto schlechter waren die Erndten; so „lange ich aber den Acker auf diese Art bestellt habe, „habe ich viel und dabey löhniges Korn gebaut. —“

Hier war es nun in jedem Fall mißlich, einen entscheidenden Rath zu ertheilen; ich antwortete ihm also: da er es am besten wüßte, auf welchem Fuß er mit seinem Abnehmer stünde, so würde er am sichersten fahren, wenn er diesen Mann zu sich nöthigte, und ihm den Acker vorzeigte. Dies that er; der Inspector besah den Acker, fand ihn, wie ich es vorher wohl vermuthet hatte, nicht gut genug und bestand darauf, daß er derber durchgeeggt werden mußte.

Eben dieser Inspector besuchte mich vier Jahre nach diesem Vorfall, und klagte, daß der Pächter allen Segen mit hinweg genommen hätte. Er hätte immer schlechte Erndten; die Holländer wollten ebenfalls keine erklärlliche Pacht mehr geben, &c. Ich fragte ihn nun: ob er denn gar den Grund nicht auffinden könnte, woher der vorige Pächter so vieles und so löbliches Korn erbauet und seine Holländeren zu einem so hohen Ertrage hätte nutzen können? Da er nun gar keine Ursache anzugeben mußte, so setzte ich ihm alles deutlich auseinander, wie der Pächter seine Kühe gut und reichlich gefüttert, den Acker niemals stark geeget und ihn dabey immer mit sehr reichlichem und fetten Dung begabt habe. Ich führte ihn darauf zurück, daß ihn gewiß niemand wegen seines angestregten Fleißes tadeln könne, indem er jede Grube, die nur einige Modde enthielte, peinlich genug ausräume, ohne darauf zu achten, daß er nur kaltes, mit Binsen durchwachsenes Zeug auf den Acker brächte; daß er den Acker auf Tod und Leben zu Staub eggen ließe; daß sein Hafer aufs peinlichste, bis zum letzten Korn ausgedroschen werden müsse; daß er daher elenden, mageren Dünger auf seinen Acker brächte, der in den Zeiten seines Vorwesers an fetten Dünger gewöhnt wäre, u. s. f. wobey ich ihm zugleich die Unterhaltung erzählte, die ich vor seinem Anzuge mit dem vorigen Pächter gehabt hatte. Dies leuchtete ihm ein, er

überzeugte sich nun, daß ich Recht hatte, gelobte Aenderung, und seit der Zeit ist sein Korntrag eben so blühend, und seine Holländeren sind eben so einträglich, als zu den Zeiten seines Vorgängers.

Daß dies alles buchstäblich wahr ist, dafür kann ich mich verbürgen, denn die Personen, von welchen hier die Rede war, sind noch am Leben und in gutem Wohlseyn. Ich glaube, diese Thatsache ist der beste Beweis meiner Behauptung: „Wir müssen vor allen Dingen dahin sorgen, daß unser Vieh besser gefuttern wird; das, was uns unser gut und reichlich genährtes Vieh kostet, das bezahlt uns unser Acker im Korntrage mehr als doppelt wieder.“ — Ist dies ein wahrer, unumstößlicher Erfahrungssatz, so wüßte ich nicht, was gegen eine vernünftige Fruchtwechselwirthschaft, die uns besseres und reichliches Futter giebt, als wir bisher gehabt haben, angewendet werden könnte?

Carbow im Januar 1817.

E. Schröder.

---

### Nachschrift des Redacteurs.

---

Nicht, um dem einsichtsvollen Verfasser des vorstehenden Aufsatzes etwas entgegen, viel weniger ihn berichtigen zu wollen, sondern um das Interesse des hier

behandelten Gegenstandes, wo möglich noch mehr hervor zu heben, bitte ich ihn, nachstehende Bemerkungen freundlich aufzunehmen.

Allerdings soll nach dem System eines strengen Fruchtwechsels mit demselben auch die Stallfütterung verbunden werden, und da, wo dies erreicht werden kann, da ist freylich unserm Streben zur höhern Kultur die Krone aufgesetzt. Aber daß es nicht unbedingte Nothwendigkeit ist, Fruchtwechsel mit Stallfütterung zu verbinden, daß vielmehr ersterer, auch bey dem gewöhnlichen Weidegang sehr gut bestehen kann, davon haben wir schon hinreichende Erfahrungen. Der Herr Verfasser wird sich davon überzeugen können, wenn er die Schrift des Herrn K a r b e zur Hand nimmt, die der hochverdiente und allen wahren Oekonomen noch lange unvergeßliche Herr Herzog von S c h l e ß w i g = H o l l s t e i n = B e c k durch seinen lehrreichen Commentar noch interessanter gemacht hat. Aber desto schätzbarer ist uns auch das, was Herr S c h r ö d e r hier sagt, und es muß ein desto willigeres Gehör finden, da nun unsre Mecklenburgischen Wirthe das, was längst als überwiegend nützlich anerkannt ist, nicht mehr von einem fremden, sondern von einem Mecklenburgischen Wirth bestätigt finden.

Auch darin wird jeder unserm Herrn Verfasser unbedingt Recht geben müssen, daß m a n c h e der neuen, uns zum Theil so angelegentlich anempfohlenen Acker-

maschinen, für unsre, größtentheils zu ungeheuren Feldmarken, nicht anwendlich sind. Daher wird vor der Hand die Cooksche Drillmaschine, die Thaersche und Fellenbergische Säemaschine, bey uns wenig Aufmerksamkeit erregen, so sehr ich mich indessen auch davon überzeuge, daß auch für uns noch die Zeit kommen muß, da wir sie wohl hervorsuchen werden. Ganz anderer Meinung bin ich hingegen in Absicht des Erstirpators. Ein Werkzeug, das in der Saatsfurche mehr bewerkstelligt, als vier gewöhnliche Wechselhaken, das uns immer ein Beträchtliches an der Ausfaat spart; ein Werkzeug, wodurch wir sogar das Lagergetreide unschädlicher machen können, ein solches Werkzeug verdient doch wohl die höchste Aufmerksamkeit und einige Aufopferungen. Daß es in einem Acker, der mit großen Steinen belästigt ist, — denn kleine Steine sind bey dem Gebrauch dieses Werkzeuges unschädlich, — nicht gebraucht werden kann, das hat seine Richtigkeit. Aber hier findet auch selbst unser gemeiner Haken und Pflug Hindernisse genug. Auch haben wir doch wenigstens einige Gegenden im Lande, wo die Steine keine Hindernisse in den Weg legen, wo also der Erstirpator mit großem Nutzen würde gebraucht werden können. In wiefern übrigens das Reinigen des Ackers von solchen Steinen, die jedem Werkzeuge ein Hinderniß entgegen setzen, die daran verwendeten

Kosten belohnen und welche anderweitige Folgen daraus für die Fortschritte zur höhern Ackerkultur entstehen, davon kann man sich bey mehreren unsrer thätigen Wirthe, die sich Mühe und Aufwand nicht verdrießen lassen, überzeugen. Des Beyspiels wegen will ich mich nur bloß auf die musterhaft thätigen Besitzer von Bektin und Frauenmark berufen. Ich hoffe nächstens die Gelegenheit zu haben, die seit mehreren Jahren gesammelten Resultate aller der Vortheile, die mit dem Gebrauch des Erstirpators verbunden sind, anschaulich darzulegen.

Ueber den Fruchtwechsel, den Herr Schröder bey sich in acht Schlägen auszuführen denkt, wird nichts zu sagen seyn. Ich finde es völlig angemessen, daß Er sein Wintergetreide aus der Braache und nicht aus der Klee-stoppe! nimmt, schon aus der Ursache, weil die Mecklenburgischen Wirthe nun einmal daran gewöhnt sind, Wintergetreide aus der Braache zu nehmen, mithin hier keine auffallende Neuerung vorgeht. Auch halte ich, nach meiner Ueberzeugung, dies sicherer.

Auch kann Herr Schröder ganz ohne Sorge für das Gedeihen seines Wintergetreides seyn, wenn Er die Braache vorher mit Wicken besäet, besonders wenn sie zu Heu gemacht werden. Seit länger als 12 Jahren habe ich nach solchen Wicken, auf höchstmäßigen, gedüngten aber nicht gemergelten, — denn

zum Mergeln habe ich nie Gelegenheit gehabt, — Sandboden, meinen schönsten Rocken gebaut. Nur müssen die Wicken nicht zu früh gesäet werden, weil sie zu empfindlich gegen Nachtfrost sind. Geseht auch, welches ich aber nicht zugeben kann, das folgende Wintergetreide gäbe einen kleinen Rückschlag an Körnern, — an Stroh gewiß nicht, — so wird dieser doch durch den Futtergewinnst überschwenglich überwogen. Unser besser und reichlicher genährtes Vieh wird uns mehr und bessern Dünger geben, als wir jetzt von dem elenden Strohfutter erhalten und die Folgen davon werden sich in fortschreitender Progression zeigen. Die einzige Art, wodurch insonderheit solche Landgüter, die Mangel an Wiesen, oder schlechtes Wiesenfutter haben, sich heben können. Doch! über diesen Punkt hat ja Herr Schröder seine Meinung faßlich und eindringlich genug gesagt.

Die Beispiele, die Herr Schröder für mehrschlägige Fruchtwechselfelder angiebt, beweisen es, daß bey einer Fruchtwechselwirthschaft mit Weide, wenn sie vortheilhaft, und zugleich mit Erhöhung des Körnerbaus betrieben werden soll, durchaus mehr als sieben Schläge nöthig sind. Bey der sechs und sieben schlägigen Wirthschaft mit vier Körnerstaaten bleibt nur ein Schlag zur Weide. Wird auch dieser Schlag mit weißem Klee eingesäet, was soll er nützen, da er im ersten Jahre am wenigsten thut

und gleich im folgenden Jahre wieder aufgebrochen wird? Selbst diese einjährige Ruhe, — worauf wir Mecklenburger doch immer noch viel rechnen, — kommt dem Acker nicht zu gut.

Ein ungleich vortheilhafterer Wechsel würde sich dagegen einleiten lassen, wenn ein sechschlätiges Feld in 12, ein siebenschlätiges in 14 Theile getheilt würde. Beyspiele hierüber anzuführen, wäre überflüssig; ich verweise auf den lehrreichen Aufsatz, den einer unser tiefdenkenden Wirthe im 44ten Stück des ersten Jahrgangs dieser Annalen eingeliefert hat. Eine große und nicht zu vermeidende Unbequemlichkeit bey einer solchen vielfeldrigen Wirthschaft würde aber die seyn: daß die Weideschläge zu klein würden; daß enger zusammengedrängte Vieh also viel Futter unnütz zertreten würde. Ich gebe daher der Eintheilung des Herrn Schröder, in acht Schlägen, unbedingt den Vorzug, wünsche recht von Herzen ihm so glückliche und gesegnete Fortschritte, daß er nicht nur als glücklicher Fruchtwechselwirth, sondern allmählich, und recht bald, als glücklicher und musterhafter Fruchtwechsel- und Stallfütterungswirth hervor treten möge!



Nachtrag zu S. 172 des dritten Jahrgangs dieser Annalen: die Kartoffel - Fütterung betreffend. An den Redakteur dieser Annalen.

---

(Vom Herrn Hauptmann Stumpe zu  
Kronskamp.)

---

Da ich doch so gern die Kartoffel - Fütterung retten und allenfalls den Herrn Einsender des a. a. D. besfindlichen Aufsatzes beruhigen möchte, so theile ich Nachstehendes hierüber aus der Erfahrung mit, die ich in den Zeiten, als mein seel. Vater Lantow und Kronskamp in Pacht hatte, selbst gemacht habe.

Die Bdrnkälber wurden zuerst so früh wie möglich, — spätestens um Fastnacht, — angefetzt und gut und reichlich mit Milch getränkt, dabey erhielten sie feines Heu, das im vorher gegangenen Jahre gut geworben war. Sie wurden nur selten herausgejagt; wenn dies aber geschah, so kamen sie doch nicht eher als in der Mitte des July heraus und im September mußten sie wieder in den Stall. So bald nun die eiligsten Arbeiten beseitiget waren, fing sogleich die Kartoffel - Fütterung an. Sie erhielten nie Korn, blieben bey ihrer Kartoffel - Speise immer

munter und gesund. Die, bey andern Hauswirthen eingeführte Gewohnheit, daß den Kälbern das mit der Hungerharke zusammengebrachte Loos, in unsrer Provinzialsprache Schütt, — wovon sich wahrscheinlich die Benennung Schüttkälber her schreibt, — gegeben wird, fand gar nicht statt. — Das übrige junge Vieh wardeben so, jedoch spärlich nebenher mit Heu, gefuttern und nie vor dem zurückgelegten zweyten Jahre zum Vollen gelassen. Ich kann mich also nicht überzeugen, daß die dort erzählte Krankheit von der Kartoffel = Fütterung entstanden seyn sollte.

---

### A n f r a g e.

Ist der Pflug mit beweglichem Streichbrett hier im Lande irgendwo bekannt? Der etwanige Besitzer desselben wird gebeten, der Redaktion dieser Annalen eine nähere Anzeige davon zu machen.

R.



# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

---

Zwey und zwanzigstes Stück.

Den 29sten May 1817.

---

Vorläufige Nachricht, die, von dem Mühlenbau-  
meister Herrn Suhm zu Belling errichtete  
hölzerne Dreschmaschine betreffend, nebst einer  
allgemeinen Betrachtung, über den Nutzen  
oder Schaden der Dreschmaschinen überhaupt.

---

Im 2ten Stück dieses Jahrgangs dieser Annalen  
habe ich meine Bedenklichkeiten darüber geäußert:  
ob eine hölzerne Dreschmaschine so construirt werden  
könne, daß sie, ohne größeren Kostenaufwand, mit  
eben der Leichtigkeit zu regieren sey und dabey eben  
den Effect leiste, den die, aus Gußeisen gefertigte  
schwedische leistet, die sich diesen letzten Winter hindurch  
bey uns beliebt gemacht hat. Ich bezweifelte dies,  
weil ich bey den hölzernen Maschinen dieser Art, die  
ich bisher Gelegenheit gehabt hatte, zu untersuchen,  
immer etwas Schwerfälliges, gleichsam so etwas Un-

behülfliches fand, daß den Gang der Maschine erschwerte, und daß nach meinen bisherigen Ansichten wohl nicht möchte vermieden werden können. Denn, um der Maschine die nöthige Stärke und Dauer zu geben, mußten die aus Holz gearbeiteten Theile ungleich größer seyn, als es bey der eisernen nöthig ist. Ward nun überdies bey der Zusammensetzung einer solchen hölzernen Maschine nicht mit der nöthigen Kunstkenntniß auf die Auswahl der mannigfaltigen Holzarten Rücksicht genommen, in wiefern diese oder jene Arten sich stärker reiben, dem Einfluß der Lufttemperatur mehr oder weniger ausgesetzt, mehr oder weniger zerbrechlich sind, &c. so mußte allerdings dadurch die Frikzion, — das beschwerlichste Hinderniß bey dem Maschinenwesen, — vermehrt, folglich, um die Maschine in Arbeit zu erhalten, ein größerer Aufwand von Kraft erforderlich seyn, als bey der eisernen. Ueberdies fürchtete ich, daß bey den immer mehr steigenden Holzpreisen, eine hölzerne Maschine schwerlich um den Preis würde geliefert werden können, um welchen die eiserne zu haben ist.

So waren meine bisherigen Ansichten, als eine Ankündigung in den Meckl. Schwerinschen Intelligenz-Blättern, von dem Mühlenbaumeister Herrn Suhm zu Bellin, meine ganze Aufmerksamkeit regte machte und meine Erwartung spannte. Herr Suhm verspricht in dieser Ankündigung um einen wohlfeilern

Preis eine hölzerne Maschine zu liefern, die eben das, und vielleicht noch mehr leisten soll, als die schwedische. Ehe ich mich also an den Herrn Suhm selbst wendete, suchte ich anderweitige Erkundigungen einzuziehen, und aus Nachrichten, die zuverlässig waren, erhielt ich die volle Bestätigung: daß Herr Suhm nicht zuviel versprochen hätte; daß er vielmehr in der Ausführung noch mehr leiste, als die Ankündigung enthielt und daß er bereits eine Maschine zu Stande gebracht hätte, mit welcher er sich die Zufriedenheit aller erworben, die sie gesehen und untersucht hätten.

Nun wendete ich mich an den Herrn Suhm selbst und bat ihn um eine genaue Beschreibung, nicht nur von der Composition und vom Effect der Maschine, sondern auch um genaue Bestimmung der Kosten. Ich theile das, was ich von ihm erhalten habe, hiermit; nicht nur, weil diese Nachrichten für jedes ökonomische Publikum interessant sind, sondern auch weil ich es für meine Pflicht halte, unser vaterländisches Publikum mit einem Mann näher bekannt zu machen, der bey einem gewiß seltenen Grad der Bildung eine Bescheidenheit verbindet, die, — welches man eben so selten findet, — sich lieber zurück zieht, als öffentlich hervor drängt. Jedoch habe ich bey diesem Bericht auch anderweitige Nachrichten genutzt, die das, was Herr Suhm aus Bescheidenheit anzuführen unterlassen hatte, vollständiger ergänzen. Auf die

Richtigkeit dieser Nachrichten kann man sich übrigens verlassen.

Die gewiß nicht leichte Aufgabe, die Herr Suh in sich selbst zur Auflösung vorlegte, war diese:

„Eine Maschine, die ebenso wirk-  
sam, auch allenfalls für jedes Lokal  
anpassender, dabey nicht mit großem,  
wohl allenfalls mit einem  
kleinern Aufwand an Kraft eben  
so leicht und vielleicht noch leichter  
zu regieren sey, als eine eiserne,  
dabey eben das und vielleicht  
noch mehr leiste, als diese, von  
Holz zu construiren.“

Um diese Aufgabe vollständig zu lösen, mußte natürlich vorher sehr vieles erwogen werden. Um der Maschine einen möglichst leichten Gang zu verschaffen, mußte vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß die, zu dem nöthigen Umgange der gehörigen Getriebe, der erforderlichen Geschwindigkeit und zugleich der Dauer der Maschine unbeschadet, durch möglichst kleine Räder hervor gebracht würden. Sollten aber diese von Holz gemacht, leicht und klein seyn, so mußten die verschiedenen Holzarten nach ihren mannigfaltigen Eigenschaften nicht nur mit großer Sorgfalt ausgewählt, sondern auch in solche Verbindung gesetzt werden, daß der beabsich-

tigte Zweck erreicht werden konnte. Eine Maschine, die alles dies verlangte vollständig leisten sollte, erforderte also die strengste Auswahl mehrerer Holzarten, da kein einzelnes Maschinenrad von Einer Holzart gebaut werden durfte. Alle diese Forderungssätze würden bey manchem andern Künstler schwer auszuführen, vielleicht ganz unerreichtbar gewesen seyn, der nicht mit dem Herrn Suhm in der vortheilhaftesten Lage ist, ein eigenes ansehnliches Holzlager mit einer Schneidemühle verbunden, zu besitzen. Und selbst, im Besitz aller dieser Vortheile, würde es dennoch jedem andern schwer, vielleicht unmöglich seyn, der intendirten Maschine den verlangten Grad der Vollkommenheit zu geben, da Herr Suhm dies Abdrehen der Wellzapfen, das Formiren und Gießen der Metallbüchsen und eine Menge anderer mechanischer Arbeiten selbst besorgt. Manchem wird es auffallend scheinen, daß ein einzelnes Rad aus 298 einzelnen Stücken zusammen gesetzt werden muß, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, und daß ein zweites sogar aus 350 Theilen besteht, wovon jeder Theil für sich bearbeitet werden muß, um nur ein Stück eines einzelnen Ganzen zu bilden.

Hieraus wird man sich überzeugen, daß es ein ganz unnützes Geschäft seyn würde, dem Wißbegierigen, der eine klare, deutliche Vorstellung aller einzelnen Theile der Maschine mit der Zusammensetzung ders-

selben zu haben wünscht, solche durch eine genaue Beschreibung deutlich machen zu wollen. Man würde vergeblich die tausend und mehrere Stücke Holz, die hier erforderlich sind, nach ihren verschiedenen Arten, aufzählen müssen, und überdies würde das Eisen und die übrigen Erfordernisse in der verlangten Eigenschaft nur an wenigen Orten geliefert und von noch wenigern Künstlern, so wie es der Zweck erfordert, angewendet werden können.

Noch ein Umstand darf hier nicht außer Acht gelassen werden, der den Herrn S u h m bey allen seinen mechanischen Arbeiten vorzüglich begünstigt. Er hat nemlich das seltene Glück, unter einem Prinzipal zu wohnen, der nicht nur selbst Kenner des Maschinenwesens ist, und diese seine, mehr als gewöhnlichen Kenntniß auf die Erweiterung der landwirthschaftlichen Geschäfte zweckmäßig anzuwenden weiß, sondern auch als thätiger Beförderer alles dessen, was auf Erweiterung und Beredlung nützlicher Gewerbe abzweckt, längst in unserm Vaterlande rühmlichst bekannt ist. Wer kennt nicht den, in so vieler Rücksicht um unser Vaterland hochverdienten Herrn Grafen von der D i e n - S a c k e n ? — Er war es, der den Herrn S u h m auf die Idee des Steinhebers brachte, die dieser so glücklich ausführte, und Seiner herablassenden Güte verdankt Herr S u h m jede Unterstützung und manche Aufklärung in seinen mecha-

mechanischen Arbeiten. Bey Seiner Anwesenheit in Berlin wurden die, zur Dreschmaschine nöthigen Gußwaaren unter der eignen Leitung des Herrn Grafen angefertigt, der, in eigener Person, nicht nur für die Auswahl des Eisens, sondern auch für die genaue Abgießung der Modelle sorgte. Ein großer Vortheil für künftige Erbauer dieser Maschine, indem die Fabrik nun von allen nöthigen Erfordernissen, in Zukunft taugliche Fabrikate dieser Art zu liefern, vollständig unterrichtet ist.

So gelang es also nun dem Herrn S u h m, eine hölzerne Maschine, mit dem nöthigen Materiale von Gußeisen, zu Berlin zu errichten. Diese Maschine ward mit einem Pferde bespannt, in Arbeit gesetzt. Der Versuch ward in Gegenwart der Herren Gutsbesitzer auf Langhagen, großen und kleinen Grabow und noch einiger andrer Landwirthe aus der dortigen Gegend angestellt. Es ward rauher Hafer gedroschen. Der Hafer war mittelmäßig groß und nicht sehr körnerreich. Die Maschine lieferte in der ersten Stunde achtzehn Scheffel. Das Stroh fanden die Anwesenden sehr gut abgedroschen und unbeschädigt. Es ward mit eben dieser Maschine ein neuer Versuch angestellt, da dann ebenfalls in einer Stunde, von eben dem Getreide, sechs und zwanzig Scheffel abgedroschen wurden. Dabey muß indessen bemerkt werden, daß die Maschine

bey diesem zweyten Versuch besser als bey dem ersten bedient ward.

So weit ist also nun diese Maschine gediehen, die in Absicht ihrer Wirksamkeit wohl keiner bedeutenden Verbesserung mehr unterworfen seyn kann. Was nun die Solidität und Dauer derselben anlangt, so kann sie sich in dieser Hinsicht gewiß wohl mit der schwedischen messen, indem auch eine etwaige Reparatur derselben leicht bewerkstelligt werden kann. Allein demohingeachtet denkt Herr S u h m noch immer daran, derselben in Absicht der Dauer eine größere Vollkommenheit zu geben. Dies will er durch zweckmäßige Verbindung des Gußeisens mit dem Holze bewirken, um sowohl dem Zerbrechen als auch dem Abschleifen vorzubeugen.

Durch diese nöthigen Verbesserungen wird die Maschine wohl etwas theurer, als die erste Angabe war. Herr S u h m offerirte sich nemlich in seiner Ankündigung, diese Maschine für 120 Thaler Nzd. zu liefern; mit diesen Verbesserungen wird sie aber wohl um etwa 30 Thaler theurer werden, so, daß eine solche verbesserte Maschine, 150 Thaler Nzd. wird zu stehen kommen. Alle zu dieser Maschine erforderlichen Materialien, an Holz: Metall: und Eisenarbeit liefert Herr S u h m. Dagegen übernimmt der Käufer die Abhohlung der Maschine und die Kosten des Aufbaus derselben; letztere unter der Leitung des

Meisters selbst oder eines seiner Leute. Ueberdies liefert der Empfänger der Maschine einen großen Pfahl, weil dieser nach den jedesmaligen Ortsverhältnissen eingerichtet seyn muß. Es ist also nunmehr wohl schon so gut als ausgemacht, daß diese so eingerichtete Dreschmaschine, in Hinsicht ihrer Wirkung, ihres wohlfeilern Preises und ihrer Dauer, der schwedischen den Rang abgewinnen wird. Bey dem allen bleibt indessen doch so viel gewiß, daß, wenn von der Güte und Brauchbarkeit einer Maschine die Rede ist, dieser in den mehrsten Fällen doch vielleicht immer nur relativ bleibt; das heißt: unter diesen oder jenen gegebenen Umständen. Denn man wird im allgemeinen nicht immer sagen können: diese Maschine ist unbedingt gut, weil der Besitzer derselben sie rühmt, oder sie ist ganz zu verwerfen, wenn der Besitzer derselben sie für untauglich erklärt. Der anhaltende und längere Gebrauch aller dieser Maschinen wird, früher oder später, je nachdem sie richtig oder unrichtig angewendet werden, die brauchbaren von den untrüglichen oder weniger brauchbaren absondern und jeder den Platz anweisen, der ihr gebührt.

Einige Landwirthe, die bey Hrn. Suhm Bestellungen auf Dreschmaschinen gemacht, haben sich mit ihm dahin vereinbart, daß er ihnen bey Ablieferung der Maschine zugleich ein Preisverzeichnis mittheilt, in welchem die Preise aller derjenigen einzelnen Theile der

Maschine, die durch rechten oder unrechten Gebrauch mit der Zeit abgenutzt oder abgängig werden möchten, enthalten sind, damit sie im vorkommenden Fall aus seiner Fabrik sogleich ergänzt werden können. Diese Einrichtung ist sehr lobenswerth. Der Besitzer der Maschine kann sich das Fehlende schnell und leicht wieder herbey schaffen, und ist nicht der Gefahr ausgesetzt, daß das ganze Werk durch eine verkehrte Reparatur verdorben wird.

So würden wir also, was die mechanische Brauchbarkeit und den ökonomischen Nutzen dieser Maschine anlangt, nun wohl aufs Reine seyn. Dabey ist zugleich der große Gewinn zu berücksichtigen, daß wir ein längst so sehnlich gewünschtes und gesuchtes Fabrikat nicht weiter nöthig haben, mit Weitläufigkeiten und Zeitverlust vom fernen Auslande zu holen, sondern es durch eigne Künstler, für uns zweckmäßiger und so gar wohlfeiler im Lande selbst haben, also unseren eignen Professionisten den Verdienst gönnen und unser Geld im Lande behalten können. Aber es dringt sich hier in staatswirthschaftlicher Rücksicht eine andere Frage auf, die schon längst manche Besorgnisse erregt hat, und daher wohl einer recht ausführlichen Beleuchtung bedarf, nemlich: werden wir durch diese Maschine nicht unsre Arbeiter brodlos machen?

Ich habe bekanntlich bey jeder Gelegenheit, wenn

ich auf den großen Nutzen brauchbarer Dreschmaschinen aufmerksam machte, auch zugleich vielfältig meine Meinung darüber gesagt: daß wir, so lange es uns ein Ernst ist, in unsrer Kultur Fortschritte zu machen, — und diese Fortschritte sind Grenzenlos! — auch immer Gelegenheit genug haben, neben dem Gebrauch der Dreschmaschine unsre Arbeiter zu beschäftigen und ihnen eben so viel, vielleicht noch mehr Verdienst geben zu können, als bisher. Um aber auf keinen Fall partheyisch zu scheinen, will ich die Bedenklichkeiten nicht zurück halten, die mir hierüber von mehreren Seiten und recht mit Nachdruck, zugekommen sind. Sie verdienen allerdings die größte Aufmerksamkeit, und es ist nothwendig, den Theil des Publikums, der hiebey vorzüglich interessirt ist, hinreichend zu beruhigen. Wenn sich alles wirklich so verhielte, daß dies Werkzeug, zum Nachtheil der ärmern und geringern Klasse, nur bloß den Wohlhabendern bereichern sollte, so wäre es ein Fluch für die Menschheit und es müßte vertilgt werden.

Einsichtsvollen und unpartheyischen Landwirthen, die es mit dem Wohl der gesammten Menschheit, folglich auch der niedern Klasse derselben redlich meinen, sey also diese Frage zur ausführlichern Beantwortung vorgelegt; zu dem Ende gebe ich das, was ich dieserwegen empfangen habe, hier so viel möglich, buchstäblich wieder:

„ Obgleich die jetzt im Gebrauch kommenden Dresch-  
„ maschinen sich sehr beliebt machen und bereits viel-  
„ fältig gesucht werden, so scheint doch gegen die allge-  
„ meine Einführung derselben noch gar Vieles zu  
„ sprechen und es möchte die immer allgemeiner wer-  
„ dende Sehnsucht sie zu besitzen, am Ende noch wohl  
„ ins Entgegengesetzte übergehen. Nicht, wegen der  
„ Unzweckmäßigkeit des Werkzeuges, als ob gegen die  
„ Wirksamkeit, gegen den Nutzen, den es allerdings  
„ für jeden Besitzer hat, oder gegen die Dauer desselben  
„ etwas eingewendet werden könnte; nein, gar nicht!  
„ Aber ganz andre, ungleich überwiegendere Gründe  
„ möchten, — falls sie nicht beseitiget werden könn-  
„ ten, — dieß Werkzeug, das jetzt anfängt so allge-  
„ mein gesucht zu werden, bald wieder, und wohl gar  
„ gewaltsam, aus unsern Grenzen verdrängen.“

„ Man erkundige sich bey jedem unsrer Arbeiter,  
„ und aus dem Munde eines jeden wird man Klage  
„ und Verwünschungen gegen diese Maschine in Menge  
„ hören: Es fragt sich also: Hat der Arbeiter hierin  
„ Recht? — So, wie die Sache jetzt vorliegt, ist man  
„ gezwungen, diese Frage ganz unumwunden mit Ja!  
„ zu beantworten. Man bedenke doch nur, wie  
„ außerordentlich viel mit diesem Werkzeuge in einer  
„ verhältnißmäßig kurzen Zeit beschafft werden kann,  
„ und wie wenig Menschenhände dazu erfordert wer-  
„ den. Würde nun auf mehreren, vielleicht auf den

„allermehrsten Höfen im Lande, fast der ganze jähr-  
liche Einschnitt mit der Maschine gedroschen, —  
welches, besonders in den Perioden, wenn die  
Getreide = Preise hoch stehen, gewiß geschehen  
würde, — wird der Tagelöhner nicht dabey verlie-  
ren? Ich sage: er muß zu kurz kommen! Man  
wende doch nicht ein, daß er nun bey andern Arbeiten  
wird angestellt werden. Was verdient er bey diesen  
anderweitigen Arbeiten? — Täglich seine acht  
Schillinge. Wird man auch wirklich aus ver-  
meinter Großmuth ihm einige Scheffel Korn zu herab-  
gesetzten Preisen ablassen, so sind ihm die noch lange  
kein Ersatz gegen das, was er wirklich verliert.  
Jeder Landwirth weiß es, daß der Tagelöhner den  
Körner = Verdienst, den er sich bisher mit dem  
Dreschflegel erarbeitet hat, nothwendig bedarf, um  
seinem Herrn die pflichtmäßige Arbeit, in dürstige  
Kleidung gehüllt, ohne Hunger und Durst zu leiden,  
mit schuldiger Treue verrichten zu können. Wie  
kann aber unser gewöhnlicher Tagelöhner dies mög-  
lich machen, wenn er nichts weiter als täglich seine  
8 Schillinge verdient und dabey seinen Brodrocken  
mit einem Thaler bezahlen muß? — Und selbst  
von diesem ihm unentbehrlichem Lebensbedürfnisse  
wird er schwerlich aller Orten so viel erhalten, als er  
bedarf! — Womit soll er sein einziges Schwein  
füttern? Womit soll er es mästen, wenn er selbst

„ kein Korn verdient? Kaufen kann er sich bey seiner  
„ dürftigen Einnahme nichts. — Oder soll etwa der  
„ Arbeiter darum schlechter und weniger essen, weil  
„ das Getreide theuer ist? — Beym Handdreschen  
„ verdient der Arbeiter ja nur grade so viel, wie er  
„ gebraucht, wäre es nun nicht Grausamkeit, ihm sein  
„ ohnehin so knap zugeschnittenes Einkommen noch zu  
„ kürzen? — Sollte denn diese allerunentbehrlichste  
„ und allernothwendigste Klasse im Volk nicht auch ein  
„ natürliches Recht an den Früchten der Erde haben, zu  
„ deren Produktion grade sie, und nur sie allein,  
„ im sauren Schweiß ihres Angesichts ihre Kräfte  
„ hergiebt? — Immer bleibt mir die Aeußerung  
„ eines würdigen Mecklenburgischen Gutsbesitzers  
„ lebendig im Gedächtniß, der sich bey einer anders-  
„ weitigen Veranlassung über den Zustand unsrer so  
„ genannten kleinen Leute auf folgende Art  
„ erklärte:

Derjenige unter unsern Meck-  
lenburgischen Landwirthen kennt  
sein eigenes Interesse sehr schlecht,  
der seine Leute, verhältnißmäßig,  
nicht wenigstens eben so gut, wie  
seine Ochsen füttert. Denn diese  
Menschen müssen, wenn man alles  
genau erwägt, verhältnißmäßig  
ungleich mehr arbeiten als diese.

Giebt man also diesen Leuten nicht so viel Verdienst, daß sie ihre nothwendigen Ausgaben bestreiten können, so macht man Diebe aus ihnen.

„Die besten Ausleger dieser Aeußerung sind dieses Mannes eigene Leute. Wenn man sich mit ihnen in eine Unterredung einläßt, so sagen sie ganz treuherzig: Unser Herr ist sehr schlimm auf die Arbeit, aber er gdnnt uns doch Brod. Ein Ausdruck, der in der Sprache dieser Menschen so viel sagen will, als: wir sind mit unsrer Lage zufrieden. Gutsbesitzer und Landwirthe, die so menschenfreundlich denken, werden eine Dreschmaschine sehr nützlich anzuwenden wissen, so daß sie selbst dabey gewinnen und ihre Leute nichts dabey verlieren; ja! Wirthen dieser Art, wird eine zweckmäßige Dreschmaschine bald unentbehrlich werden. Aber! — bey so manchem andern ist dies sehr zu bezweifeln!“

„Sollte es aber wohl nicht thunlich seyn, daß man bis dahin, daß durch erhöhte Industrie, — die durch vernünftigen Gebrauch dieser Maschine allerdings hervor gehen muß, — der Nahrungsbetrieb dieser Menschenklasse auf eine andere Art sicher gestellt ist, selbst bey Anwendung der Maschine, (es versteht sich, bey Festsetzung eines Lohns, das mit dem bisher gewöhnlichen Drescherlohn im Verhältniß steht,) die

„Kente dennoch um Korn dreschen lassen könnte? Diese  
 „Frage wäre wohl einer genauen Erörterung werth.  
 „Da hier im Lande fast durchgängig 6 Scheffel Dres-  
 „cherlohn für die Last gegeben werden, so würde es  
 „darauf ankommen, ob beim Dreschen mit der Ma-  
 „schine vielleicht zuweilen Lokalumstände eine gleich-  
 „förmige Löhnung hindern möchten? Diese zu beseitig-  
 „gen, das wäre gewiß ein sehr verdienstvolles Werk.“

„Dies alles wohl erwogen, — und es verdient  
 „gewiß sehr sorgfältig erwogen zu werden, — macht  
 „es wahrscheinlich, daß in Mecklenburg die Dresch-  
 „maschinen wohl so bald noch nicht das Senn,  
 „und den Nutzen stiften werden, den sie eben  
 „so gut wie manche andre, die edlern Kräfte der  
 „Menschen sparenden Maschinen, stiften würden  
 „und stiften könnten, wenn zuvor der Stand  
 „der arbeitenden Menschenklasse genugsam gesichert  
 „wäre. Auch steht ihrer nützlichen Anwendung  
 „die gewöhnliche Nachpflücherey, wodurch  
 „schon so manche gute Sache in Verruf gekommen  
 „ist, nicht weniger im Wege.“

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der

Mecklenburgischen

## Landwirthschafts-Gesellschaft.

Drey und zwanzigstes Stück.

Den 5ten Juny 1817.

Vorläufige Nachricht, die, von dem Mühlenbau-  
meister Herrn Suhn zu Belling errichtete  
hölzerne Dreschmaschine betreffend, nebst einer  
allgemeinen Betrachtung über den Nutzen oder  
Schaden der Dreschmaschinen überhaupt.

( B e s c h l u ß . )

„ Wird dagegen die Dreschmaschine so angewendet,  
„ daß auch die arbeitende Volksklasse nicht dabey ver-  
„ liert, lieber dabey gewinnt, so können wir unserm  
„ Vaterlande Glück wünschen, weil für jede Art der  
„ Industrie und nützlicher Gewerbe unübersehbare  
„ und gesegnete Folgen entstehen müssen; würde  
„ aber eine verkehrte Anwendung damit gemacht, so  
„ müßte auch das Andenken daran vertilgt werden.“

Es wird nun darauf ankommen, daß erfahrene  
und kundige Wirthe, — denn Landwirthe allein kön-  
nen nur diese Aufgabe lösen, — und zwar solche, die

es mit ihrer arbeitenden Volksklasse redlich und menschenfreundlich meinen, den Inhalt dieser sehr bedeutenden Frage in ihren einzelnen Details zergliedern, mit Anwendung auf unsre Wirthschaftsmethode die großen Vortheile anschauend darlegen, die durch den Gebrauch dieser Maschine, nicht bloß in den Fortschritten unsrer Ackerkultur, sondern auch anderweitiger Industriezweige hervor gehen müssen; dabey aber auch überzeugende Vorschläge mittheilen: auf welchem Wege die Einrichtung so zu treffen sey, daß die arbeitende Volksklasse vollkommen zu frieden gestellt werde.

Da aus dem bisherigen Gebrauch der Maschine so viel hervorgeht, daß der Gewinn des Besitzers in eben dem Verhältnisse wächst, wie die Kornpreise steigen, dagegen bey den Arbeitern grade das umgekehrte Verhältniß in Anwendung kommt: je höher die Kornpreise, desto geringer ist der Verdienst der Tagelöhner, — vorausgesetzt nemlich, daß sie kein Lohnkorn, sondern den gewöhnlichen Tagelohn in Geld erhalten, — so würde darauf insonderheit Rücksicht zu nehmen seyn, hier eine solche Auskunft zu treffen, daß der Arbeiter sich nie beklagen könne, die Kornpreise mögen stehen, wie sie wollen. Dies würde aber, da Erhöhung des Geldlohns immer bedenklich ist, nicht anders ausgeglichen werden können, als wie bisher, durch Natural = Abreichung des Getreides.

Dies Verhältniß richtig zu bestimmen, würde also die Frage vollständig lösen. Es wäre hart, wenn nur die Herrschaft allein gewinnen wollte, der Tagelöhner hingegen, der doch in gewisser Rücksicht das schaffende Werkzeug ist, sollte verlieren. Dies wird gewiß keine edel denkende Herrschaft wollen. — *Nemo cum damno alterius fieri debet locupletior*, bleibt auch hier die erste Rechtsregel.

Um sichersten empfiehlt sich immer ein neues Werkzeug: wenn es den Menschen gefällt, die mit demselben arbeiten müssen. Diese Erfahrung habe ich nun schon bey der Haakschen Heckerlingsmaschine und bey dem Fellenberg'schen Exstirpator gemacht. Erstere, die Anfangs Widersprüche genug fand, hat sich, wenigstens an den Orten, wo zweckmäßig damit umgegangen wird, so beliebt gemacht, daß man sie nicht mehr glaubt entbehren zu können. Letzterer, über welchen im Anfange genug gespottet ward, ist jetzt, an den wenigen Orten, wo man ihn, ohngeachtet aller Widersprüche der Unteraufsesser und Arbeiter, dennoch eingeführt hat, so nationalisirt, daß er als ein ganz unentbehrlicher Theil unter den übrigen Ackerwerkzeugen aufgenommen ist. Es würde also nur darauf ankommen, daß nur erst eine wohl- denkende Herrschaft mit ihren Gutsleuten einen solchen Verein trafe, bey welchen sie sich überzeugten, daß sie mehr gewonnen als verlohren hätten, so würden

sie mit der Zeit diese Dreschmaschine ebenfalls lieb gewinnen. Dies würde sich dann bald von einer Gegend zur andern verbreiten, und unsre Leute selbst würden die sichersten Lobredner der Maschine werden und ihre Empfehlungen würden mehr Eindruck machen als die vernünftigsten Vorstellungen von Seiten der Herrschaft.

F. C. L. Karsten.

---

Ueber Wege. Verbesserung in Mecklenburg.  
Von einem Mecklenburgischen Landmann.

---

Die Klagen über schlechte Wege in Mecklenburg sind wahrscheinlich so alt als das Land selbst. Man sucht sie gewöhnlich mit der Antwort zu beseitigen: daß es uns an Materialien zur Verbesserung unserer Wege fehle. Aber dies ist nur höchstens zum Theil wahr. Können wir auch keine vollkommenen Kunststraßen bauen, entweder weil es uns an hinlänglichen Materialien oder an Geld dazu fehlt, so kann doch ganz unstreitig viel mehr geleistet werden als zur Verbesserung unsrer Wege bisher geschehen ist, und wer zu diesem so augenscheinlich nützlichen Zweck mit Vorschlägen hervor tritt, deren Ausführbarkeit nicht zu schwer oder zu kostspielig ist, der wird, wenn auch nicht

auf den Dank doch wenigstens auf die Rücksicht des Mecklenburgischen Publikums rechnen dürfen, selbst wenn seine Ideen nur vorzüglich einen gewissen Theil des Landes, der aber für das Ganze sehr wichtig ist, berücksichtigen sollten.

Es ist vergebens auf eine gründliche Verbesserung der Wege in Mecklenburg zu hoffen, so lange dieser Gegenstand nicht eine Landes = Angelegenheit wird. Als solche wird der Wege = Bau oder die Verbesserung der Landstraßen auch in allen Ländern, welche sich durch öffentliche Anstalten und Einrichtungen für das allgemeine Beste auszeichnen, betrieben. Und sollte dieser Gegenstand nicht auch für Mecklenburg Wichtigkeit genug haben, um hier ebenfalls von Landeswegen betrieben zu werden?

Ich dünke die, fast möchte ich sagen, grausamen Erfahrungen des letzten Winters, müßten uns ganz besonders dazu auffordern. Wenn der Schade genau berechnet werden könnte, der während dieses Winters durch krepirte und unbrauchbar gewordene Pferde; durch Beschädigung an Wagen = und Sattelgeschirr; durch Tage langen Aufenthalt, selbst auf kleinen Reisen, — der für jeden Reisenden, besonders aber für Frachtfuhrleute und für den Landmann, der mit mehreren Kornwagen zur Stadt fahren muß durch Zeitverlust und baare Auslagen, so kostbar wird: — so würde gewiß eine sehr bedeutende Summe als Facit

sich ergeben. Die tyrannische Behandlung der erschöpften Pferde, die auf grundlosen Wegen schwer beladene Wagen fortschleppen sollen, und es dennoch nicht können, muß außerdem das Gefühl des Mitleids aller derjenigen lebhaft in Ausdruck nehmen, die Zeugen davon sind. Endlich dürfen auch wohl ohne Zweifel, die großen Unannehmlichkeiten und die persönliche Gefahr für jeden Reisenden mit in Anschlag gebracht werden, die bey so äußerst schlechten Wegen unvermeidlich sind.

Doch nicht der letztverflossene Winter allein, sondern schon alle frühern fordern dringend zu einer Verbesserung unserer Wege auf, die zuweilen, selbst im Sommer wenn anhaltender Regen fällt, an vielen Stellen fast unfahrbar werden. Da die Erfahrung hiervon allgemein ist, so würde es unndthig seyn, hierüber noch etwas Weiteres erwähnen zu wollen. Aber die Wichtigkeit guter Wege für den innern Verkehr eines Landes wie Mecklenburg in Uuregung zu bringen, ist keinesweges überflüssig; und sollten wir nicht auch auf die fremden Reisenden Rücksicht nehmen müssen, deren so viele unser Land in Geschäften zu allen Jahreszeiten und noch mehrere vielleicht zum Vergnügen während des Sommers besuchen? Wie diese von unsern Wegen, — sogar im Sommer wo unsere großen in den Wegen liegenden Steine, unsere vernachlässigten Dämme, unsere Löcher und schlechte Brücken ihre

Wagen beschädigen oder wohl gar zerbrechen, — über solchen Mangel einer öffentlichen nothwendigen Polizeyanstalt urtheilen, das hat gewiß jedem Vaterlandsfreunde, der ihren Spott und ihre bitteren Klagen darüber anhören mußte, ohne darauf etwas erwiedern zu können, schon oft wehe gethan. Gewiß ist auch schon längst bey manchen der lebhafteste Wunsch erwacht, daß doch diese Klagen, welche manchen Fremden abschrecken nach Mecklenburg zu kommen, und welche uns selbst so vielen Schaden bringen, die, da sie zu unserm Nachtheil so weit verbreitet sind, doch endlich für immer beseitigt werden möchten.

Soll dieses aber geschehen, sollen wir uns aller der Vortheile zu erfreuen haben, die uns gute Landstraßen in so vieler Hinsicht für ein Land, das Handlung und großen Ackerbau betreibt, entspringen, so muß, wie bereits gesagt worden, die Verbesserung der Wege bey uns eine Landes-Angelegenheit werden. Daß Gutsbesitzer, Pächter und Bauern, selbst wenn sie durch Wege-Arbeiten hart belastet würden, — was doch höchst ungerecht wäre! — hier nicht einzig und allein das Erforderliche leisten können, fällt in die Augen, und scheint keines weiteren Beweises zu bedürfen.

Die drey Hauptplätze für Mecklenburgs Handel und Verkehr sind bekanntlich R o s t o c k, W i s m a r und B o i z e n b u r g. Ich will hier nur vorzüglich auf die beyden ersteren Plätze, oder vielmehr auf die

Landstraßen, welche dahin führen, Rücksicht nehmen, und man wird zugestehen müssen, daß ein großer Theil des Landes dabey interessirt ist. Nach Rostock kommt eine bedeutende jährliche Kornzufuhr, selbst aus der Teterowschen und Malchinschen Gegend, und vielen andern gleich weit entfernten Orten. Auch hat diese Stadt einen sehr beträchtlichen Ausführhandel fremder Waaren Landwärts, weshalb es zweckmäßig seyn dürfte, wenn einmahl wirklich zu einer Verbesserung der Wege in Mecklenburg geschritten wird, mit der Straße von Rostock nach Güstrow den Anfang zu machen. Erstlich führt diese von Rostock nach einer nicht unbedeutenden Stadt; zweytens ist hier auch eine Poststraße nach Schwerin; und endlich wird diese Straße zu dem Verkehr von und nach Rostock am bedeutendsten benutzt, und würde dieserhalb sowohl, als auch wegen der sehr schlechten Beschaffenheit der Wege in den Herbst- und Wintermonaten den Vorzug bey einer reellen Verbesserung der Wege verdienen. Wie wäre diese aber hier zu bewürken?

Ein Fond zur Bestreitung der Kosten ist natürlich das erste Erforderniß, so wie die möglichste Sparsamkeit bey Verwendung desselben. Man könnte hierzu eine jährliche mäßige Anlage auf Domanal- und Ritterschaftliche Höfe in einem gewissen um Rostock anzunehmenden Bezirk in Vorschlag bringen, so wie

ein billiges Begegeld für alle in Rostock und Güstrow mit Reisenden, Korn, Holz, Torf, Butter und alle übrigen Waaren ankommende so wie von dort abgehende Wege erlegt werden müßte. Daß hieraus eine jährliche bedeutende Einnahme erwachsen würde, leidet wohl keinen Zweifel. So weit nun, als diese jährlichen Aufkünfte reichten, würde auch mit der Verbesserung des Weges vorgeschritten werden können, wenn man es etwa nicht zweckmäßiger fände vorerst einige Jahre an einem Fond zu sammeln.

Wir haben ein vortrefliches Material zur Weges-Verbesserung welches der sogenannte heilige Damm bey Doberan hergeben könnte. Wer sich davon überzeugen will, darf nur den Weg von Doberan nach dem Seebade in Augenschein nehmen. Gerade dieses Material, die kleinen Kiesel-Steine, in England Gravel genannt, ist es, dessen man sich in mehreren Gegenden dieses Landes zur Verbesserung der Landstraßen bedient, und wie vorzüglich gut diese sind, das hat unser Publikum noch ganz kürzlich durch die interessanten Berichte des Herrn Doctor Gerke über England und dessen Landwirthschaft in diesen Annalen, erfahren. Vielleicht ist der Vorrath der kleinen Kiesel am Doberaner Strande unerschöpflich. Wäre also erst ein glücklicher Anfang gemacht, so könnten allmählig alle Hauptstraßen, welche von Rostock und Wismar führen, bis auf

eine Entfernung von 3 bis 4 Meilen von beyden Städten mit diesem trefflichen Material dauerhaft verbessert werden, und wie groß würde der Vortheil daran für einen höchst bedeutenden Theil Mecklenburgs seyn!

Wie aber soll das Material an Ort und Stelle mit dem geringsten Kostenaufwand transportirt werden? Bis R o s t o c k und W i s m a r würde es in angemessenen Fahrzeugen zu Wasser geschehen können, welche freylich für den Transport bezahlt werden müßten; aber dies würde auch die Haupt-Auslage seyn, denn von dort aus könnte es gesetzlich gemacht werden, daß alle von beyden Städten abgehende ledige Korn- Holz- Torf- und Frachtwagen, welche die zu verbessernde Straße befahren, halbe oder zwey Drittel Ladung, also auf 4 Pferde etwa 10 bis 12 Centner Gewicht an Kiesel-Steinen laden und selbige an denjenigen Stellen, welche ein dazu bestellter Wege-Inspector anzuweisen hätte, abladen müßten. Bey der großen Anzahl Wagen die das ganze lange Jahr hindurch hiezu verpflichtet wären, könnte ein bedeutender Transport gemacht werden, und würde dieser noch nicht hinreichend seyn, so könnten ohne große Beschwerde die in dem Rostocker- und Wismar-schen Bezirk liegenden Höfe und Dörfer, durch ihre Gespanne, zu passenden Zeiten, zu Hülfe genommen werden. Unsere Gespanne haben Jahre lang viele

tausend Kriegsföhren zu allen Jahreszeiten thun müssen, die uns nicht allein gar keinen Nutzen, sondern ganz offenbaren Nachtheil brachten. Sollten sie nicht zu einem Zweck, der so allgemein, so auffallend und so bleibend nützlich ist, gebraucht werden dürfen? Es versteht sich, daß dieses nur in Folge eines öffentlichen Reglements geschehen könnte, welches deßfalls zu erlassen seyn würde.

Sind die Kieselsteine erst da wo sie den Weg verbessern sollen, so bleibt nur noch sehr wenig zu thun übrig. Sie werden auf die Mitte des Weges gebracht und so auseinander geschaufelt, daß der Weg, welcher vorher möglichst geebnet werden muß, in der Mitte eine Erhöhung bekommt, um so das Abfließen des Wassers nach den Seiten = Gräben zu befördern. Will man alsdeun noch einige Erde darüber schütten, so schadet dieses auch nicht, vielmehr möchte dies noch nützlicher seyn, weil unsere Wagen nicht die sehr breiten Felgen der Englischen Lastwagen und Karren haben, die den bloß ausgebreitet liegenden Kiesel sofort in den Boden drücken, daß gar keine weitere Arbeit dabey nöthig ist.

Sollte man gegen diese Verbesserung der Wege einwenden, daß man damit nur sehr langsam voranschreiten würde, so wird man doch nicht leugnen können, daß, gesetzt den Fall auch, daß nur jährlich kleine Fortschritte dabey gemacht werden sollten, dennoch

mit der Zeit etwas bedeutendes geleistet werden kann, und daß das solches dergestalt geleistete dann auch bleibend ist. Es giebt Stellen auf unsern Landstraßen, die nur wenig Nachhülfe bedürfen, um selbst in der schlimmsten Jahreszeit in einem leidlich fahrbaren Zustand zu bleiben. Andere hingegen erfordern viel mehr Material und viel mehr Arbeit, und diese müßten vorzüglich berücksichtigt werden. Vernünftige Wege = Inspectoren und die nöthigen Arbeiter wären also unerläßliche Bedingungen. Jene werden auch, wenn sie sich mit dem jedesmaligen Locale gehörig bekannt machen, oft, entweder an Ort und Stelle oder in nicht großer Entfernung, Sand, Rasen = Erde oder Steine finden, die sie mit Nutzen zu ihrem Zweck verwenden können, wenigstens um den Weg zu ebnen und Löcher auszufüllen, die man so häufig auf unsern Wegen antrifft. Würden bey einer jedesmaligen Beackung unserer Felder alle Steine, die alsdenn zum Vorschein kommen, sorgfältig gesammelt, so würde, besonders in manchen Gegenden, eine sehr bedeutende Quantität zur Verbesserung der Wege zusammen gebracht werden können. Diese brauchen zur Ausfüllung großer Löcher oder Vertiefungen gar nicht klein zu seyn, wenn man nur die Vorsicht braucht, die größeren unterlegen zu lassen und das Ganze mit Erde zu bedecken. Auf diese Art lassen sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß,

Stellen, welche bey nassem Wetter grundlos werden, so bleibend verbessern, daß man nachher in der schlimmsten Jahreszeit, als führe man auf einem Damm, über sie weg fährt.

Es sind hier nur Grundlinien gezeichnet. Abänderungen, Modificationen, nähere Bestimmungen wohin auch die gehören würde, welchen Antheil die Städte zu nehmen hätten, in deren Nähe Wegeverbesserungen vorgenommen werden, bleiben das Werk hoher öffentlicher Behörden, so bald unser Mecklenburg so glücklich seyn wird, daß diese höchsten Behörden diesen wichtigen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig halten. Wenn die hier darüber geäußerten Gedanken auch nur das bewürken sollten, daß patriotisch gesinnte Männer ihre Ansichten über gründliche Verbesserung unserer Wege darlegten und sich dahin vereinigten, einen Plan auszuarbeiten und zur Reife zu bringen der unsern höchsten und hohen Behörden als ausführbar und nützlich vorgelegt werden könnte, so würde der Zweck schon in einem hohen Grade erreicht seyn, der diesem Aufsatze zum Grunde liegt. Darüber wird man sich, denke ich, leicht vereinigen, daß es der Mühe werth wäre, wenigstens einen Versuch zu machen, mit welchem Erfolg die hier geäußerten Ideen zum Vortheil des Landes realisirt werden könnten. Unser Mecklenburgisches Publikum welches eben keinen regen Sinn für Verbesserungen

hat und dem etwas von dem public spirit der Engländer allerdings zu wünschen wäre, (der auch, beyläufig sey es gesagt, bey den freywilligen Beyträgen zu dem öffentlichen Denkmal, welches dem Helden Blücher, unserm Landsmann, in R o s t o c k gesetzt werden soll, ohnerachtet der kräftigen Aufforderung des löbl. Engern Ausschusses in einem ziemlich hohen Grade vermißt worden ist) wird vielleicht anfänglich gleichgültig bey Vorschlägen zur gründlichen Verbesserung unserer Wege bleiben, oder sich wohl gar zum Theil dagegen als eine lästige und kostbare Maaßregel äußern. Wer aber das Ausland kennt, wer fremde Länder bereiset und sich von dem auffallenden Vortheil guter Landstraßen für Handlung, Gewerbe und Ackerbau durch den Augenschein überzeugt hat; wer überdem die Bequemlichkeit kennt, welche gute Wege dem Reisenden gewähren, der wird sich durch die Gleichgültigkeit seiner weniger erfahrenen Landsleute nicht abschrecken lassen, aus allen Kräften zur gründlichen Verbesserung der Wege in Mecklenburg, soweit sie ausführbar ist, mitzuwirken, und er wird nach glücklich vollendeter Maaßregel gewiß die Freude haben zu sehen, daß man derselben allgemeinen Beyfall zollt.

Daß übrigens nicht jedem Mecklenburger der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen Wegeverbesserung treffe, versteht sich von selbst, und würdige Männer haben uns auch in diesen Annalen bereits das Gegen-

theil bewiesen. Der Herr Garten-Inspector Schmidt in Ludwigslust und der Herr Forst-Inspector Becker in Advershagen haben ihre Klagen in denselben über unsere schlechten Wege laut werden lassen, und Letzterer hat versprochen über die Anlegung besserer Wege sich noch weitläufiger auszulassen. Ein Versprechen dessen baldige Erfüllung gewiß sehr wünschenswerth seyn würde. Ich verweise inzwischen, um Wiederholungen zu vermeiden, auf dasjenige was Herr Inspector Becker, als jetzt schon unumgänglich erforderlich für unsere Wegeverbesserung im 26ten Stück des 2ten Jahrgangs der neuen Annalen verlangt, und worin gewiß jeder mit ihm vollkommen einverstanden ist. Hierzu reichen wenigstens unsere jetzigen, freylich höchst unvollkommene und mangelhafte Einrichtungen, zur Nothdurft hin, wenn sie nemlich gehdrig und mit Nachdruck angewandt werden, und den größsten Mängeln unserer Wege würde alsdann doch vorläufig abgeholfen seyn, bis uns ein guter Genius Mecklenburgs einmal zu besseren führet. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir: Herr Becker will nicht daß man die vom Acker gesammelten Steine in die Wege werfe; dieses kann aber, wenn die Steine nicht zu groß sind und bedeutende Löcher, tiefe Traden oder Vertiefungen in den Wegen damit ausgefüllt und hernach mit etwas Erde bedeckt werden, wie bereits früher erwähnt, mit

Vorthheil geschehen; aber freylich dann nicht, wenn die Steine ohne weiteres unordentlich auf dem Wege hingeworfen werden, an Stellen wo sie gar nicht passen, Nächstdem würde noch die Forderung unerläßlich seyn, daß allenthalben wo Wasserläufe sind, selbst dann wenn sie während des Sommers austrocknen, Brücken angelegt würden, die noch an vielen Orten fehlen. Jeder Reisende der das Gefahrvolle solcher Wasserläufe im Winter nach langem Froste kennt, wo sich zu beyden Seiten hohes Eis anhäuft, während der Lauf des Wassers eine große Vertiefung in der Mitte macht, weiß, daß hier manche Aue zerbrochen wird, und Menschen sowohl als Vieh dabey nicht selten Aufenthalt und Schaden leiden. Endlich ist es, bis dahin, daß unsere Landstraßen einmal durch regelmäßige Anpflanzungen von Bäumen verschönert werden, durchaus nöthig, daß man sie einstweilen, wenigstens dürftig, mit Bäumen, da wo diese gänzlich fehlen, ausstatte, damit Wanderer und Reisende bey finstern Nächten und bey dem Schnee im Winter nicht ihren Weg verlieren. Den fremden Reisenden würde es auch zur großen Bequemlichkeit gereichen, wenn unsere Wege mit Begeweisern versehen wären, wie man selbige allenthalben im Preussischen, da wo sich die Wege theilen, antrifft.

B — n im April 1817.

J. J. M.



# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Vier und zwanzigstes Stück.

Den 12ten Juny 1817.

## Eine merkwürdige Natur-Erscheinung.

Wie vielen Einfluß die Witterung auf das Gedeihen aller Früchte der Erde hat, das wußten schon unsere ältesten Vorfahren, daher entstand schon bey den römischen Schriftstellern das Sprichwort, dessen treffende Wahrheit jeder Landwirth anerkennt: annus fructificat, non terra. Das will so viel sagen: wenn der Landmann auch den möglichsten Fleiß auf die Kultur seines Bodens verwendet, und die Witterung ist ungünstig, so sind Kunst und Mühe umsonst. Die letzten nassen Jahre haben diese Erfahrung bestätigt, denn ob wir gleich im allgemeinen genommen mit dem Segen, den die Vorsehung uns beschieden hat, zufrieden seyn können, da wir nicht nur keinen Mangel, sondern sogar immer noch Ueberfluß hatten, um andern Gegenden, die schmerzlicher heimgesucht waren, mittheilen zu

können, so würde doch bey günstigerer Witterung der Segen ungleich größer gewesen seyn.

Auch darin waren wir glücklicher, daß verheerende Naturerscheinungen, als: Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Wolkenbrüche, worüber in vielen andern Gegenden eine so laute Klage geführt ward, uns nicht heimgesucht haben, wenigstens, wenn auch ein ungewöhnliches Ungewitter der Art einmal zum Ausbruch kam, so blieb es doch nur partiell und die Folgen davon waren erträglich. Je seltner aber bey uns Naturerscheinungen der Art sind, die an dem Ort, wo sie hin treffen, eine totale Verheerung zur Folge haben, desto merkwürdiger sind sie und sie verdienen so gut die Aufmerksamkeit des Dekonomen, als des Naturforschers.

Von der Art war eine Erscheinung, die sich im letztverflossenen Sommer auf dem Eikhöfer Felde in der Gegend zwischen Bülow und Sternberg ereignete, die es also wohl verdient, daß das Andenken daran ansbewahrt wird. Vielen wird es noch erinnerlich seyn, daß der Frühling des Jahres 1816 sich ganz vorzüglich durch rauhe Witterung, durch Kälte und Nachfröste auszeichnete. Endlich trat am 21sten July eine so warme Witterung ein, als wir in dem Jahre noch nicht gehabt hatten. Gegen 3 Uhr Nachmittags begann diese schwüle, drückende Gewitterluft sich in Gewitterstürme von Südwesten

her, aufzudfen, bis sich gegen 5 Uhr ein schwarz dunkles Gewittergewölk über E i k h o f f zusammen zog. Es erfolgte nun ein furchtbares Donnerwetter, mit fast unaufhörlichen Blitzen und Hagel begleitet, wobei der Regen, buchstäblich genommen, in Strömen vom Himmel herab floß. Die allerältesten Menschen dieser Gegend wußten sich nicht zu erinnern, jemals ein so furchtbares Ungewitter erlebt zu haben, und vielleicht ist diese Gegend in Jahrhunderten nicht von einer so grausenden Naturerscheinung heimgesucht worden. Es war noch keine halbe Stunde verflossen, als schon das ganze Eikhöfer Feld fast aller Orten in Seen und Strömen verwandelt war. Das Prasseln und Kollern großer Steine, welche das von den Anhöhen und Bergen herab stürzende Wasser gewaltsam mit sich fortriß, war fürchterlich. Die gewaltsam und mit fürchterlichem Brausen fortströmenden Wasserfluthen stürzten Säune und Steinmauern herum und rissen, mit schrecklicher Gewalt, mannsdicke Weiden sammt den Wurzeln aus der Erde. An vielen Stellen ward das Erdreich von dem furchtbar herabströmenden Wasser so tief ausgehöhlt, daß Erdklüfte, tiefer als die Höhe eines gewöhnlichen Hauses entstanden. Das aus diesen Erdrissen und Spalten heraus gewühlte Erdreich ward über die ganze benachbarte Gegend verbreitet, wodurch auf diesem Felde eine so allgemeine Versandung entstanden ist, daß der so versandete Acker

auf viele Jahre gänzlich unbrauchbar geworden, und die grausenden Erdklüfte werden gewiß noch späten Nachkommen diese Verwüstung erinnerlich machen.

---

Anbau der Krappwurzel. (*Rubia tinctorum*.)

(Vom Herrn Landesökonomie-Rath Bollbrügge auf kleinen Niendorf.)

Das 23ste Stück des zweyten Jahrgangs der Mecklenburgischen Annalen enthält unter der Rubrik *Anfragen und Wünsche*, viele interessante und merkwürdige Aufgaben, deren Beantwortung ich mit Vergnügen entgegen sehe. Gerne werde ich an meinem Theile mein Schärfein dazu beitragen, um über die mannigfaltigen hier aufgestellten Gegenstände, so weit sie im Bereich meiner Kenntnisse liegen, meine Erfahrungen mitzutheilen. Ich mache zuerst den Anfang mit der Krapp, da ich mit dem Anbau dieses Gewächses ziemlich bekannt geworden bin.

Die Anfrage lautet: Sollte der Krapp wohl in Mecklenburg acclimatist werden können? Hat Jemand damit Versuche gemacht?

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1795, als ich mit dem Krappbau anfang. Die Veranlassung

dazu gab mein verewigter Freund der Amtmann Schumacher zu Schwerin, dem wir das für die Landwirthschaft wirklich klassische Werk: das gerechte Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau verdanken. Ein Mann, der sowohl in Theorie als Praxis ein tüchtiger Landwirth war, und den selbst der Staatsrath Thaer den Vater der Landwirthschaft nennet. Dieser versorgte mich mit den ersten Krappkeimen, und belehrte mich über die Handgriffe der Anpflanzung. Ich machte mich mit allem Eifer darüber her, um so mehr da unsre Allerhöchste Landesregierung, aufmerksam auf alle Gegenstände, welche die Kultur des Ackerbaues, so wie auch alle nützliche Gewerbe sammt dem Handel befördern, mithin auch das Glück des ganzen Landes erhöhen können, den Krappbau in Mecklenburg eingeführt wünschte, und sogar eine Prämie von 50 Rthln. für denjenigen ausgelobt hatte, der zuerst 100 Pfund trocknen Krapp in einem Jahre, gebauet haben würde. Die ersten Versuche wollten mir nicht gelingen; ich ermüdete aber nicht, sondern setzte den Anbau vergrößert fort. Ich ward auf eine für mich sehr ehrenvolle Art aufs neue dazu ermuntert, da unsre Allerhöchste Landesregierung, höchstwelcher mein Eifer zur Beförderung des Krappbaues wahrscheinlich durch den Amtmann Schumacher bekannt geworden, aus höchst eigenem Antriebe die Gnade hatte, mich eines Be-

lobungs = Schreibens wegen dieser meiner Versuche darüber zu würdigen.

Unglücklicherweise hatten wir einige sehr weiche Winter hinter einander, und nun konnten die Mäuse, welche uns in großer Menge plagten, indem sie, wie ich leider durch Erfahrung belehrt ward, sehr große Liebhaber vom Krapp sind, recht ihr Wesen zwischen den langen Krappwurzeln treiben. Sie legten allenthalben, wo trockne Stellen waren, wo sie diese leckere Nahrung so bequem zur Hand hatten, ihre Nester an und zernagten die schönen langen Wurzeln. Ich erndtete daher nur kurze Stücke von den Krappwurzeln, welche, da sie mehrentheils angefressen waren, nicht die Stärke und Glätte erhalten können, als wenn sie ungestört ihren Wachsthum vollendet hätten. Dies zeigte der Augenschein an denjenigen Pflanzen, welche von den zerstörenden Zähnen der Mäuse verschont geblieben. So konnte ich es also nicht dahin bringen, in einem Jahre soviel trocknen Krapp zu bauen, daß ich an der Prämie Anspruch machen durfte.

Da nach der Versicherung meines Freundes Schumacher meine Anlagen in dieser Art, die größten in Mecklenburg waren, so kam mir auch kein anderer zuvor, und ich habe nie gehört, daß eine Prämie ausgezahlt worden. Sie würde mir aber gewiß zu Theil geworden seyn, — denn ich schritt unermüdet

mit dem Krappbau fort, — wenn ich denselben, nachdem ich von mehreren Jahren, einen ansehnlichen Vorrath getrocknet in Tonnen liegen hatte, nun auch hätte zu Gelde machen können. Ich bot ihn den Färbern und Kaufleuten überall an, aber niemand wollte ihn mir abnehmen; man sagte: er könne nur gemahlen von ihnen genutzt werden; wenn ich also das Mahlen des Krapps beschaffet hätte, wollte man mir denselben sehr gerne abkaufen. Ich fragte nun bey mehreren Müllern deshalb an, konnte aber, ohngeachtet vieler Bemühungen Niemand finden, der meine Krappwurzeln mahlen wollte. Die Müller behaupteten, daß die Mühle dadurch Schaden litte, sie verunreinige, und die nachmals nöthige Reinigung derselben, viele Beschwerde verursache.

Da lag denn nun mein mühsam und kostbar errungener Vorrath von Krapp ungenutzt, ohne auch nur Einen Schilling Ersatz, für meine deshalb aufgewandten Kosten zu erhalten. Ich hätte das schöne Gartenland, das ich dazu hergegeben hatte, unendlich vortheilhafter mit Anpflanzung von weißen Steckbohnen benutzen können, die damals oft mit 6 und 7 Rthlr. pr. Scheffel bezahlt wurden, weil wegen der vielen jungen Tannenkämpfe, welche ich angelegt, mir die Bohnenstangen nicht fehlten.

Die Dorfweiber in meinem Gute standen sich allein gut dabey. Viele derselben verfertigen sich ihre Klei-

dungstücke aus leinen und wollenem Garn selbst. Sie wählen dazu gern die rothe Farbe, die sie vorzüglich lieben; die rothen Streifen werden dann mit Streifen von andern Farben verbunden. Diesen schenkte ich so lange Krapp, als mein Vorrath ausreichte, den sie vortreflich zu ihren Färbereyen zu nutzen wußten, und die alten unter ihnen, bedauern noch jetzt, daß ich keinen Krapp mehr baue.

Bey mir mußte aber natürlich die Lust ersterben, den Krappbau fortzusetzen; ich konnte das schöne Land, das ich bisher dazu hergegeben hatte, weit besser nutzen.

Wären schon damals die eisernen Handmühlen, welche in der Königl. Eisingießerey zu Berlin verfertigt werden, wovon ich jetzt eine zum Schroot und Malzmahlen besitze, zu haben gewesen, so würde ich mir dieselbe sogleich angeschafft haben, um die Krappwurzeln auf dieser Mühle zu mahlen. Dies müßte ganz vortreflich gegangen seyn, ohne Nachtheil der Mühle, und ich würde dann meinen producirten Krapp sehr gut sowohl bey den Färbern, als Kaufleuten abgesetzt, also wirklichen und sehr vortheilhaften Ertrag aus dem dazu hergegebenen Acker erhalten haben. Wahrscheinlich hätte ich dann den Krappbau immer mehr vergrößert, soweit es die andre Wirthschaftsführung nach richtigen Grundsätzen der Landwirthschaft erlaubt hätte, und ich wäre der glückliche Vorgänger

gewesen, einen neuen Handelszweig zum lucrativen Vortheil Mecklenburgs herbey zu führen. So zerschlagen sich oft die besten Wünsche und die thätigsten Vorsätze an Nebenzufällen.

Nun, in meinen älternden Tagen, außs neue mit dem Krappbau anzufangen, erlauben mir anderweitige Geschäfte nicht. Die Aufträge im landwirthschaftlichen Fache, welcher die allerhöchste Canmer mich allergnädigst würdiget, erfordern, mit Ausnahme der Erndtewochen und der Wintermonate, fast stets meine Abwesenheit von Hause. Ich arbeite in diesen mir allergnädigst anvertrauten Geschäften so leidenschaftlich und con amore, daß ich mich diesem, mit meinen Neigungen so einstimmigem Geschäfte nicht ganz widmen sollte. Ich kann also keinen meiner Leute in den nöthigen Handgriffen die bey dem Krappbau erforderlich sind, unterrichten, um denselben auch ohne meine Aufsicht nutzbar treiben zu können. Dazu würde, wenigstens in den ersten Jahren, meine stete Gegenwart erforderlich seyn, welches, der angeführten Ursache wegen, in meinen übrigen Verhältnissen, nun nicht mehr thunlich ist.

Ich rathe aber andern Wirthen, welche ihrer eigenen Wirthschaft ganz obliegen, und obliegen können, auß voller Ueberzeugung eines ansehnlichen daraus zu gewinnenden Vortheils, bey irgend paßlicher Bitterung dazu, den Krappbau zu versuchen. Es acclima-

tisiert sich derselbe, so weit ich Erfahrung darin gemacht, wirklich in Mecklenburg. Er bedarf zwar zweijähriger Arbeit, um einmal zu erndten, aber der Ertrag ersetzt auch diese Arbeit um so mehr, je weniger Bemühung und Kosten dazu erfordert werden, wenn alle Pflanzen erst angewachsen sind. Er kann erfrieren, er kann von den Mäusen ruinirt werden; gegen ersteres aber kann man ihn durch eine leichte Mistbedeckung bey eintretendem scharfen und trocknen Frost sichern; doch muß diese sogleich wieder entfernt werden, wenn anhaltendes Thauwetter eintritt, damit die Pflanzen nicht faulen, und die Mäuse desto bereitwilliger ihre Nester darunter anlegen. Was aber die Mäuse anlangt, so giebt es Gottlob! nicht immer eine so große Menge, wie es leider der Fall war, als ich Krapp bauete. Miß: Erndten, bleiben aber auch bey andern Früchten und Pflanzen, die wir anbauen, nicht immer aus. Kein Stand ist der widrigen Schicksale in jeder Rücksicht so unterworfen, wie der des Landmannes. Die gnädige Leitung der Vorsehung giebt uns aber auch wieder Segen und freudige Ausichten, wenn dieser oder jener Verlust uns betrübt oder gar niederschlagen will. Unsere Pflicht ist es nur, allen Fleiß anzuwenden, in unserm Beruf nicht zu ermüden, noch weniger zu verzagen, sondern im Schweiße unsers Angesichts unser Brod zu erwerben.

Noch wird es nicht überflüssig seyn, hier eine

allgemeine Uebersicht hinzu zu fügen: welchen Ertrag man von einer angegebenen Fläche sich versprechen kann. Zugleich will ich eine Anweisung mittheilen, auf welche Art, und in welchem Wechsel man den Krapp am vortheilhaftesten nutzen könnte.

Gedeihet derselbe, so kann man von einer Quadratruthe 50 Pfund grüne oder 10 Pfund trockne Wurzeln erndten. Hiernach wird man nach gewöhnlichen Mittelpreisen von 50 Quadratruthen in zwey Jahren, so lange nemlich der Krapp Zeit gebraucht, um völlig auszuwachsen, 50 Thaler Einnahme erwarten können.

Der Boden zum Krapp muß fett, nicht ganz sandig, auch nicht weißlehmig, sondern guter Mittelsboden seyn. Ein Boden, auf welchen man bey guter Kultur Sellerie und anderes Wurzelwerk mit gutem Erfolge bauen kann, ist eigenthümlicher Krappboden.

Von solchem Lande hatte ich 200 Quadratruthen in vier Abtheilungen, jede von 50 Quadratruthen abgemessen, die ich auf nachstehende Art benutzte:

1) In der ersten Abtheilung wurden die Krappkeime gepflanzt, und ich nahm davon, wenn die Bitterung irgend günstig war, und das Wachsen der Krappblätter beförderte, einen Schnitt zum grün füttern.

2) Im 2ten Jahre wurde das Krappkraut zweymal gemähet.

3) Im 3ten wurden Kartoffeln gepflanzt, nachdem

die Krappwurzeln ausgehoben worden, und im Herbste Weizen darnach gesäet, welcher dann

4) im vierten Jahre den Ertrag gab.

So wechselten alle 4 Abtheilungen regelmäßig. Ob aber der Krapp in dieser Roullance immer gedeihe, und sich nicht ausbaue wie der Alee, darüber habe ich keine Erfahrungen gemacht. Ein lange fortgesetzter Anbau müßte dies erst lehren, und würde dann bestimmen, ob man mehrere Abtheilungen machen, und eine größere Fläche dazu hergeben müßte, damit der Krapp seltener auf derselben Fläche seine Stelle wieder erhielt. Man verlore hiebey nichts, weil das Land abwechselnd zugleich andere Früchte producirt, daher mögte das sogenannte Fruchtwechsel-System bey dem Krappbau am vortheilhaftesten anzuwenden seyn.

Zur Anpflanzung des Krapps bereitet man den Acker im Herbste zuvor gehörig vor, düngt ihn doppelt so stark, als zur Braache gedüngt wird, macht ihn von Wurzeln und Unkraut rein, und tritt lauter schmale Beeten, von zwey Ellen breit ab.

Im Frühjahre wird das ausschlagende Unkraut mit der Harke rein weggezogen. Zu Ende Aprils müssen die Keime zum Verpflanzen zur Hand seyn. Man hat sie entweder von andern Orten erhalten, oder man bricht sie von den alten Krapp-Pflanzen ab, die mit den Wurzeln nun ausgehoben werden.

Man ziehet mit einer Harke queer über jedes Beet

Rillen neben einander, in der Tiefe von 4 Zoll, und etwa  $\frac{3}{4}$  Fuß weit von einander. Diese Rillen werden voll Wasser gegossen, so, daß sie durchaus naß sind. Ist es regnichtetes Wetter, und der Ucker an sich feucht genug, so bedarf es des Wassergießens nicht.

Die Keime werden neben einander etwa in der Weite von 3 Finger breit schräge und so eingelegt, daß sie die Köpfe um ein wenig aus der Erde behalten, wenn sie nachmals mit der Erde zugedeckt worden.

Sind die Ausschüsse so weit gewachsen, daß sie die Länge einer Spanne haben, so ziehet man mit der Harke die Erde zwischen den Pflanzen auf, legt die grünen Schüsse vorwärts in die Erde, und bedeckt sie wieder, daß die Spitzen nur heraus stehen.

In dem ersten Jahre müssen die Beete von Unkraut rein gehalten werden, im andern Jahre aber hält der Aufschlag des Krapps von selbst das Unkraut zurück.

Wenn das Kraut hoch gewachsen ist, wird es abgemähet, und grün den Kühen zum Futter gereicht. Zum trocknen Futter taugt es nicht. Nach dem grünen Futter milchen die Kühe gut.

Im Herbst des ersten Jahrs sicht man die Steige zwischen den Beeten aus, schaufelt sie nach und bedeckt die Beete damit. Dies ist für den Winter Düngung und Verwahrung der Pflanzen.

Im zweyten Jahre kann das Kraut zwey bis drey-  
mal gemähet werden, je nachdem die Bitterung  
dazu förderlich war.

Will man die Pflanzen schnell vermehren, so kön-  
nen die grünen Ausschüsse abgeschnitten, und wieder  
eingelegt werden, sie wachsen wie die Keime; nur  
späte im Jahre werden die Wurzeln nicht so stark von  
solchen grünen Schnittlingen, daß sie im Winter  
bestehen.

Wenn die Pflanzen 2 Jahr alt sind, werden sie am  
Ende Aprils aufgegraben. Die Wurzeln gehen bis  
zu einer Elle tief in die Erde hinein. Man bricht nun  
die Keime ab, um sie wieder einzulegen, wäscht die  
Wurzeln, legt sie auf einen trocknen Boden, und wenn  
sie ganz trocken sind, werden sie in Tonnen gepackt  
und verkauft.

Wöge diese kleine Abhandlung über den Krappbau  
den Wünschen des Herrn Anfragers genügen, und  
eine Veranlassung werden, mit diesem wichtigen Han-  
delsartikel, der auch in Mecklenburg bey unsern auf-  
keimenden Tuchfabriken seinen guten Absatz finden  
würde, Versuche anzustellen, und dieselben zum pe-  
cuniären Vortheil des Landmanns, so wie zum Nutzen  
unseres lieben Vaterlandes ausfallen.

Das Bedürfniß der Krappfarbe ist, wenn die  
Wurzeln gemahlen sind, bey unsern nicht ganz un-  
wichtigen Färbereyen, zu groß, als daß man befürch-

ten dürfe, es würde mit dem Krappbau eben so ausfallen, wie es mir mit dem Anbau der Wollkraher gieng.

Diese Pflanze, *Dipsacus fullonum*, L. Karden-Diestel, Weberkarden, Tuchmacher-Diestel wird in Sachsen und in England häufig gebauet, die darauf wachsenden Diestelköpfe sind den Wollmanufacturen unentbehrlich, und die Mecklenburgischen Wollarbeiter zogen sie bisher aus diesen Ländern. Mit den Frachtkosten aus so großer Ferne kam ihnen dieser Artikel hoch zu stehen. Ich fand die Pflanzen in einem Garten zu Ludwigslust, bey dem Advocaten und Bürgermeister Ahrens damals zu Neustadt, jetzt zu Wittenburg auf einigen kleinen Gartenbeeten mit Sorgfalt gepflanzt, und erstaunte über den hohen Ertrag, welchen man, wie ich belehrt wurde, aus einer so kleinen Fläche gezogen hatte. Nie habe ich es unterlassen können, auf alles, was zum eigenen pecuniären Vortheil gereichen, und zugleich unserm Vaterlande Nutzen bringen kann, meine Aufmerksamkeit zu richten; ich erbat mir also etwas von dem Saamen, den ich auch in reichlicher Menge erhielt, und säunte nicht mit der Anpflanzung sogleich zu beginnen. Ich freuete mich, einen neuen Artikel gefunden zu haben, welchen wir bald nicht mehr vom Auslande ziehen zu dürfen, gewiß seyn konnten; ja ich konnte hoffen, wenn mehrere sich dar-

auf legen würden, wie bey der Sicherheit und Leichtigkeit des Unbaues desselben, so wie bey dem vortheilhaften Erwerb daraus, sich erwarten ließ, so würden wir bald dahin kommen, andre Länder damit zu versorgen. Einen großen Gewinn konnte dieser Artikel zwar für Mecklenburg nicht geben, weil man an den Orten, wo man dieser Krahen bedurfte, auch selbst welche bauete. Aber ganz ohne Gewinn war nach meiner Ueberzeugung diese Production doch nicht; das von uns bisher dafür ausgegebene Geld blieb doch im Lande, und unsere Wollarbeitern würden diesen Artikel wohlfeiler, und ohne Mühe erhalten können.

Meine Anpflanzung gerieth vortreflich, und ich war mit dem Ertrage sehr zufrieden. Aber es änderte sich schnell, man bedurfte nur kleiner Flecken Gartenlandes, um bald selbst seinen Bedarf anzuziehen. Man fand, an den Köpfen, die zum Verkauf ausboten wurden, allerley zu tadeln; man wollte nur ein Spottgeld dafür geben, ja! es dauerte nicht lange, da wollte man gar keine mehr haben, weil jeder, der sie nöthig hatte, selbst eine hinreichende Menge davon baute. Ich aber hatte nun die Menge davon in Haufen auf meinem Boden liegen; sie beengten mir den Raum, und ohne Aussicht, sie auswärts abzusetzen, transportirte ich sie endlich alle in die Dunggrube, und ließ den Anbau nach.

(Der Beschluß folgt.)

# Neue Annalen

der  
Mecklenburgischen  
Landwirthschafts-Gesellschaft.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Den 19ten Juny 1817.

---

Anbau der Krappwurzel. (*Rubia tinctorum*.)

(Beschluß.)

Das war nun allerdings eine falsche Speculation, doch verlor niemand dabey, als diejenigen, welche zuerst den Anbau unternahmen. Wir hatten indessen doch nicht ganz ohne Nutzen gewürkt, da wir die Veranlassung gegeben hatten, daß unsere Bollarbeiter ihren Bedarf nun selbst anzogen, also das bisher dafür ausgegebene Geld im Lande blieb. War dies nun zwar nicht von so gar großer Bedeutung, da wir in Mecklenburg noch immer nur wenige Bollarbeiter haben, so war es doch immer etwas.

Mißlungene Versuche dieser Art, sollten indessen nie den patriotisch denkenden Landwirth abschrecken, ähnliche zu unternehmen. Es kann vielleicht dennoch einmal glücken, wenn man über dasjenige, was man anderwärts neues angewandt sieht, höret, oder liest, gründlich nachdenket, und

dasjenige davon versucht, was man den Ortsverhältnissen und dem Klima hieselbst wahrscheinlich angemessen findet. Freylich muß dies anfangs immer nur im Kleinen geschehen; die ersten, mit Aufmerksamkeit und Ueberlegung angestellten Versuche werden es bald lehren, wie weit man gehen darf, und dann bleibt der Verlust doch nur immer geringe, wenn man auf diese Winke merket. Alle unsre nützlichen Erfindungen haben zuerst im Kleinen begonnen, und gingen nur dann ins Große, wenn Zeit und Umstände dazu günstig waren, und durch unermüdet fortgesetzte Versuche den Nutzen in der Erfahrung bestätigten.

### Nachschrift des Redacteurs.

Eigene Erfahrungen sind, vorzüglich in der Landwirtschaft, unendlich mehr werth, als die ausführlichsten Anweisungen in Schriften. Herr Bollbrügge hat sich also, durch die hier mitgetheilte Erfahrung abermal ein großes Verdienst um unser ökonomisches Publikum erworben. Uebrigens ist es noch die Frage: ob es der Mühe lohnen würde, den Anbau der Krappwurzeln bey uns sehr ins Große zu treiben. So viel, um unsre inländischen Fabriken damit zu versorgen, das wäre allerdings sehr zweckmäßig, aber diese möchten

dann auch wohl bald hinreichend befriedigt seyn. Um dem Krapp, als allgemein gesuchter Kaufmannswaare auch im Auslande Absatz zu verschaffen, dazu würde schon eine sorgfältigere Bereitung als die hier erzählte, erfordert werden. Die Müller hatten gar nicht Unrecht, daß sie sich weigerten, die Wurzeln auf ihren Kornmühlen zu mahlen; denn da die Wurzeln durch die bloße Lufttrocknung auf Böden noch lange nicht genug ausgedörret werden, so würde das Mahlen schlecht von statten gegangen seyn. Sie müssen vielmehr, nachdem sie hinreichend lufttrocken geworden, nun erst auf eigenen Darren gedörret werden. Dies Geschäft erfordert die höchste Aufmerksamkeit, denn werden die Wurzeln nicht genug ausgedörret, so schimmeln sie nachmals und geben also eine ganz untaugliche Waare; werden sie dagegen zu stark gedörret, oder verbrannt, so geht die Schönheit der Farbe verloren. Ueberdies ist es bekannt, daß der Krapp, wenn er als gesuchte Kaufmannswaare gelten soll, gehörig sortirt werden muß, und nach diesem Sortiment erhalten die Fässer, in welchen er, nachdem er gemahlen worden, fest eingestampft wird, ihre bestimmten Zeichen, nach welchen sich der Käufer zu seinem Bedarf die bessere oder geringere Sorte auswählt. Auch giebt jede Gegend, die Krapp im Großen bauet, ihrer Waare ihr eigenes Zeichen, wodurch z. B. die schlesische von der niederländischen u. s. f. unterschieden

wird, denn eben nach diesen verschiedenen Gegenden sind auch die Preise verschieden. Bis jetzt behauptet, wie ich meine, die niederländische den Vorzug, die mit 40 und wohl mehr Thaler pr. Centner bezahlt wird, da man die schlesische und andre in der Regel nur mit 25 bis 30 Thaler zu bezahlen pflegt. So müßte sich also, wenn wir unsrer Waare auf ausländischen Märkten Eingang verschaffen wollten, unsre Firma, die wir derselben geben würden, erst Zutrauen verschaffen. Wir müßten also Krappdarren und Krappmühlen anlegen; — zu letztern könnten freylich die eisernen Handschroombmühlen, die man aus Berlin, noch besser aus England erhält, vor der Hand genügen. — Es müßten daher, um unsern Krapp als ein schon erprobtes und gern gesuchtes Fabrikat auf ausländischen Märkten den Kurs zu verschaffen, den andre Krapparten nun schon haben, mehr Vorbereitungen dazu gemacht werden. Dies soll indessen nicht gegen den Krappbau gesagt seyn, vielmehr wäre es sehr wünschenswerth, wenn einer oder der andre unsrer thätigen Landwirthe mit Ernst darauf spekulirte. Ich wollte nur bloß auf die Erfordernisse aufmerksam machen, die hier beobachtet werden müssen.

Das Kraut der Krappwurzel giebt ein vortrefliches, die Milch ungemein vermehrendes Futter. Aber man behauptet: daß sie den Kühen die Milch, und allen

Thieren, die damit gefuttert werden, sogar die Knochen roth färbt. Es ist Schade, daß Herr Bollbrügge nicht auch hierüber seine Bemerkungen mitgetheilt hat. Da bekanntlich die Krappe auch zu den officinellen Pflanzen gehört, so darf man nicht fürchten, daß diese Fütterung einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Thiere haben möchte.

---

Nachtrag zu dem im 23sten Stück befindlichen Aufsatz: Ueber Wegeverbesserung in Mecklenburg, von einem Mecklenburgischen Landmann.

---

Nachdem vorstehendes geschrieben war, kömmt mir noch eine Verordnung des Prinzen Regenten von England zu Gesichte, welche auf seinen Befehl von der Königlichen Regierung zu Hannover im Betreff des Wege = Bau's erlassen worden ist. Da fast jede Zeile derselben vollkommene Anwendung auf Mecklenburg findet, so wird die folgende wörtliche Abschrift davon hier nicht überflüssig seyn, sondern im Gegentheil Manches sehr bekräftigen, was bereits erwähnt ist. Sie lautet wie folget:

Georg, Prinz Regent &c.

Da Unsere Absicht dahin gerichtet ist, daß die in den unglücklichen Jahren der feindlichen Besetzung des

Landes gar sehr in Verfall gerathenen Landstraßen des Königreichs durch Anwendung der dazu zweckmäßigen Mittel möglichst bald in einen solchen Stand gesetzt werden sollen, daß Handel und Gewerbe, welche für das Wohl Unserer getreuen Unterthanen von höchster Wichtigkeit sind, dadurch erleichtert und befördert werden: so haben Wir vorlängst Unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Maaßregeln gerichtet seyn lassen, welche die dringend nothwendige und nicht ferner zu verschiebende Ausführung der obigen Absichten erfordert. Wir haben dem zufolge eine General = Weg = Bau = Commission zur Direction des Weg = Baues im ganzen Umfange des Königreichs in den Personen Unseres Ingenieur = Obrist = Lieutenants Protz und Unseres Wegbau = Intendanten Eichhorn allhier in der Art niedergesetzt, daß vom erstern insbesondere die Leitung des technischen Theils von letzterm aber die administrativen Geschäfte der Wegbau = Anstalt fort = hin werden besorgt werden. Wenn nun gleich der Erreichung Unseres oben bemerkten Zwecks in einem oder andern Landes = Distrikt mehrere oder mindere Schwierigkeiten entgegen stehen mögen; so werden diese doch, wenn die hiesigen Lande nicht gegen andere in Ansehung der Beschaffenheit der Wege zurück stehen sollen, auf ein oder andere Art beseitigt werden müssen, und hiezu wird, wie zu dem ganzen Geschäft, von den einzelnen Behörden des Königreichs, deren Mitwür =

lung die General = Wegbau = Commission deßhalb in Anspruch zu nehmen haben wird, nachdrücklich und diensteifrig beyzutragen seyn. Wir vertrauen daher, daß dieselben insgesammt die General = Weg = Bau = Commission in allen geeigneten Fällen mit pflichtmäßiger Dienstthätigkeit und patriotischem Gemein Sinn in dem ihr anvertrauten, für Land und Leute höchst nützlichen Geschäft auf jede erforderliche Weise gern unterstützen, dazu beharrlichst mitwirken, und diese Veranlassung eifrigst benutzen werden, um, Unsern landesväterlichen Absichten gemäß, möglichst bald eine gemeinnützige Verbesserung in Ausführung zu bringen, auf deren Fortschritte Wir ein beharrliches Augenmerk richten, und bey welcher Wir jeden ausgezeichneten Dienstleister mit besonderm Wohlgefallen bemerken werden.

Hannover den 26sten April 1817.

Die Wichtigkeit ist sehr bemerkenswerth, mit welcher in dieser Verordnung der Wegbau behandelt wird, so wie der Nachdruck, den die Regierung darauf legt, und zwar deßhalb:

„weil Handel und Gewerbe, welche  
„für das Wohl der Untertanen  
„von höchster Wichtigkeit sind, da-  
„durch erleichtert und befördert  
„werden, und er also ein für Land  
„und Leute höchstnützlichest Geschäft ist.“

Daher die Regierung die Ausführung Ihrer Absicht als dringend notwendig ansieht, alle mehreren oder minderen Schwierigkeiten, die sich zeigen möchten, zu beseitigen befiehlt, und alle Landesbehörden und Unterthanen nachdrücklichst auffordert, die General = Wegbau = Commission auf jede erforderliche Weise gern zu unterstützen und beharrlichst mit ihr dahin zu wirken, daß die gemeinnützige Verbesserung der Wege zur Ausführung komme, wobey die hohe Regierung jeden ausgezeichneten Dienst = Eifer mit besonderm Wohlgefallen bemerken wird.

Kann man nun wohl an der großen Wirksamkeit dieser hohen Landesverordnung zweifeln, und lassen sich davon nicht die herrlichsten Resultate erwarten, da gerade von Oben herab der mächtige Impuls kommt? Würde bey uns, wenn gleich in einem niederen Grade, die nemliche Ursache nicht die nemliche Wirkung haben? Noch einmal sey es gesagt: wenn wir auch keine Kunststraßen im ganzen Mecklenburg bauen können, so können wir doch viel zur Verbesserung unserer Wege thun, wenn wir es ernstlich anfangen und beharrlich durchsetzen wollen. Hat das ganze hannoversche Land gute Wege, und hat sie Mecklenburg auch, so würde (um hier nur noch einen wichtigen Punkt zu bewähren) ein bedeutender Transito = Handel mit Nordischen Produkten nach dem innern Deutschland eine der guten Folgen für Mecklenburg davon seyn;

ein gewiß für Rostock und Bismar nichtunwichtiger Gegenstand, und wie viele Vortheile für Handel und Gewerbe, auch wohl für unser so beliebtes und viel besuchtes Doberan (welches auf einer benachbarten reizenden Insel bald eine nicht unbedeutende Nebenzuhlerin bekommen wird) also für das ganze Land, würden nicht ohnfehlbar noch daraus entspringen.

J. J. M.

---

**Bewährtes Mittel, gegen das sogenannte rothe Wasser beym Rindvieh.**

---

Das nachstehende Mittel, das sehr leicht, ohne viel Umstände und an allen Orten zu haben ist, ward mir von einer würdigen Hausfrau empfohlen, die es nach ihrer Versicherung schon seit vielen Jahren mit dem besten Erfolg angewendet hatte.

Man nimmt Bilfenkraut, Tollkraut, (Hyosciamus niger) das man fast allenthalben findet; kocht eine Handvoll dieses Krauts mit einem Pott Bier so lange, bis es etwa zur Hälfte eingekocht ist. Dies gießt man dem kranken Thiere lauwarm in den Rachen. Allenfalls kann man diese Quantität in zwey Portionen theilen, und nach Empfang der ersten Gabe die zweyte nach Verlauf von einigen Stunden geben.

Bekanntlich entsteht diese Krankheit, die am meisten im Frühjahr, wenn das Vieh zuerst auf die Weide kommt, manches Thier wegrafft, vorzüglich vom Genuß scharfer Kräuter. Insonderheit wird da, wo Holzweide ist, das Vieh am mehrsten damit geplagt. Man will besonders dem Eichenlaube die Schuld geben, das von den Thieren, so lange die Weide noch knapp ist, aus Hunger mit verschluckt wird. Ich kenne einen Ort, wo fast in jedem Frühjahr aus Mangel an Futter das Vieh, so bald nur sich etwas Grünes blicken ließ, ins Holz getrieben ward. Der Erfolg war in jedem Jahre gleich. Das Vieh ward vom rothen Wasser befallen und einige Häupter krepirten beständig. Der Predigerfrau dieses Orts, — es war ein Bauerndorf, — die ebenfalls schon manche schöne Kuh auf diese Art eingebüßt hatte, ward gerathen: den Winter hindurch trocknes Eichenlaub sammeln zu lassen und dies bis gegen das Frühjahr aufzubewahren. Von diesem Eichenlaube sollte sie, einige Wochen vorher, ehe das Vieh zur Weide getrieben würde, anfangs etwas weniges und nach und nach in verstärkten Gaben dem Vieh unter das gewöhnliche Futter mengen lassen; die Thiere würden sich auf diese Art an den Genuß desselben gewöhnen und gegen diese Krankheit völlig gesichert seyn. Diesen Rath hat sie nun schon seit mehreren Jahren befolgt, und so lange sie sich dieses Mittels bedient hat, ist keine Spur von dieser Krankheit unter ihren Kühen bemerklich gewesen. R.

## I n h a l t.

### I. St ü c k.

1. Bericht über die zu Vellin aufgestellte schwedische Dreschmaschine.
2. Nachschrift des Redakteurs.

### 2. St ü c k.

1. Beschluß dieser Nachschrift.
2. Beantwortung über die Lungenseuche bey dem Rindvieh und bey andern Hausthieren, nebst der Beschreibung eines in Liefland unter dem Namen Deggut bekannten Gegenmittels. (Vom Herrn von Laiming in Liefland.)

### 3. St ü c k.

1. Beschluß dieses Aufsatzes über die Lungenseuche.
2. Beantwortung der, S. 783 des dritten Jahrgangs dieser Annalen aufgeworfenen Frage: über die bessere Benutzung des Braachmistes.

4. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Schema zu einem Kontrakte, um dem Holländer die Milch nach Kannenzahl zu verpachten.

5. Stück.

1. Auszug eines Schreibens, des Herrn Postraths Franck in Malchin an den Professor Karsten zu K o s t o c k, über verschiedene Landwirthschaftliche Gegenstände.
2. Nachschrift des Redakteurs.
3. Beantwortung der, im 29sten Stück des dritten Jahrgangs dieser Annalen geschehenen Anfrage: Ist es wahr, daß Gerste, die auf gemergeltem Boden gewachsen ist, schwächeres Bier giebt?

6. Stück.

Ueber Parcelirung und Separation der Bauerfelder. Veranlaßt durch die, S. 689 u. f. des zweyten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Landesökonomierath Bollbrügge auf kleinen Niendorf mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand. (Vom Herrn Schröder zu Carbow.)

7. Stück.

Fortsetzung dieser Abhandlung.

8. Stück.

1. Beschluß.

2. Meine Ansichten über Dreschmaschinen.

9. Stück.

Bemerkungen auf einer Reise nach Holland, besonders  
in Rücksicht der Gartenkunde und Oekonomie. (Vom  
Herrn Garteninspektor Schmidt zu Ludes-  
wigslust.)

10. Stück.

Fortsetzung dieser Bemerkungen,

11. Stück.

1. Beschluß derselben.

2. Ueber die Warnemünder Dünen = Bepflanzung; veranlaßt durch den vorstehenden Aufsatz  
des Herrn Garteninspektors Schmidt.

12. Stück.

1. Beschluß des vorstehenden Aufsatzes: über die  
Warnemünder Dünen = Bepflanzung.

2. Anderweitige Beantwortung der, S. 783 des drit-  
ten Jahrgangs dieser neuen Annalen mitgetheilten  
Anfrage: die vortheilhaftere Benutzung des  
Braachmistes betreffend.

13. Stück.

Das Mecklenburgische Rittergold; oder wie kann der Mecklenburgische Gutsbesitzer von einem Theil seiner Schulden Zinsen ziehen und dieselben nach und nach amortisiren, ohne daß einer seiner Creditoren verliert, und so, daß der allgemeine Indult sich nach und nach von selbst hebt. (Vom Herrn Doctor Gerke auf Frauenmark.)

14. Stück.

1. Ueber ein in Mecklenburg einzuführendes ritterschaftliches Papier-Geld, nach dem Vorschlag des Herrn Doktor Gerke auf Frauenmark.
2. Ueber das, die Ackererde befruchtende Wesen, (Princip.)

15. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Ueber die Nützlichkeit des Mergels. Veranlaßt durch den, S. 593 u. f. des dritten Jahrgangs dieser Annalen vom Herrn Uffhausen mitgetheilten Aufsatz. (Vom Herrn Dekonomierath Bollbrügge auf Kleinen Niendorf.)

16. Stück.

Fortsetzung.

17. Stück.

Weitere Fortsetzung über die Nützlichkeit des Mergels.

18. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Torf aus Graben = Erde zu bereiten.
3. Hat man in frühern Zeiten schon in Mecklenburg gemergelt?

19. Stück.

Auf welchem Wege gelangen wir zur allgemein gewünschten Volksverbesserung?

20. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Wechselwirthschaft ohne Stallfütterung. (Vom Herrn Schröder zu Carbow.)

21. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Nachtrag zu S. 172 des dritten Jahrgangs dieser Annalen: die Kartoffel = Fütterung betreffend. (Vom Herrn Hauptmann Stumpe zu Kronsfamp.)
3. Anfrage: den Pflug mit beweglichem Streichbrett betreffend.

22. Stück.

Vorläufige Nachricht, die, von dem Mühlenbaumeister Herrn Suhm zu Bellin errichtete hölzerne Dreschmaschine betreffend; nebst einer allgemeinen Betrachtung, über den Nutzen oder Schaden der Dreschmaschine überhaupt.

23. Stück.

1. Beschluß dieser Abhandlung.
2. Ueber Wegeberbesserung in Mecklenburg. Von einem Mecklenburgischen Landmann.

24. Stück.

1. Eine merkwürdige Natur = Erscheinung.
2. Ueber den Krappbau. (Vom Herrn Landes = Dekonomierath Bollbrügge auf Kl. Niensdorff.)

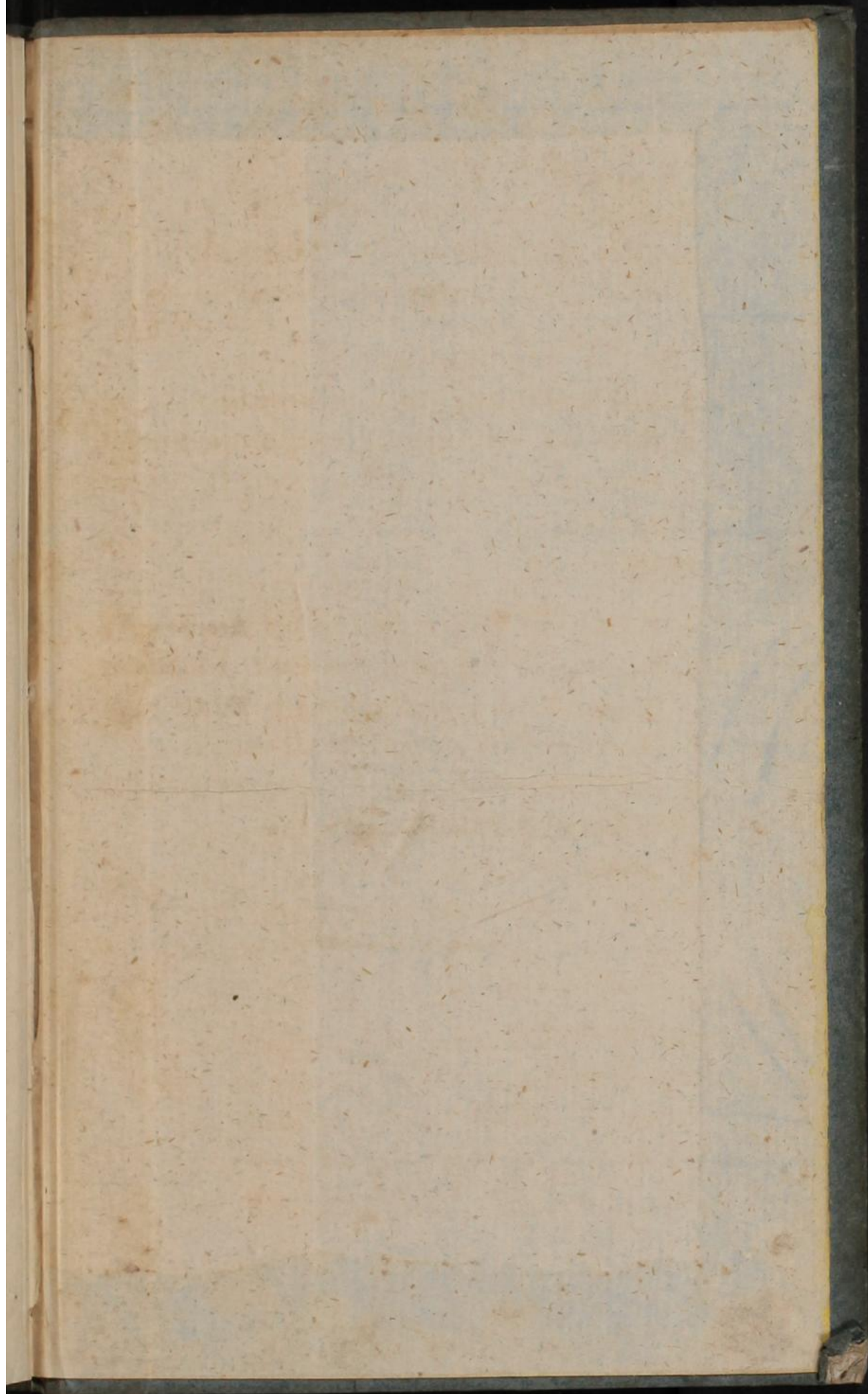
25. Stück.

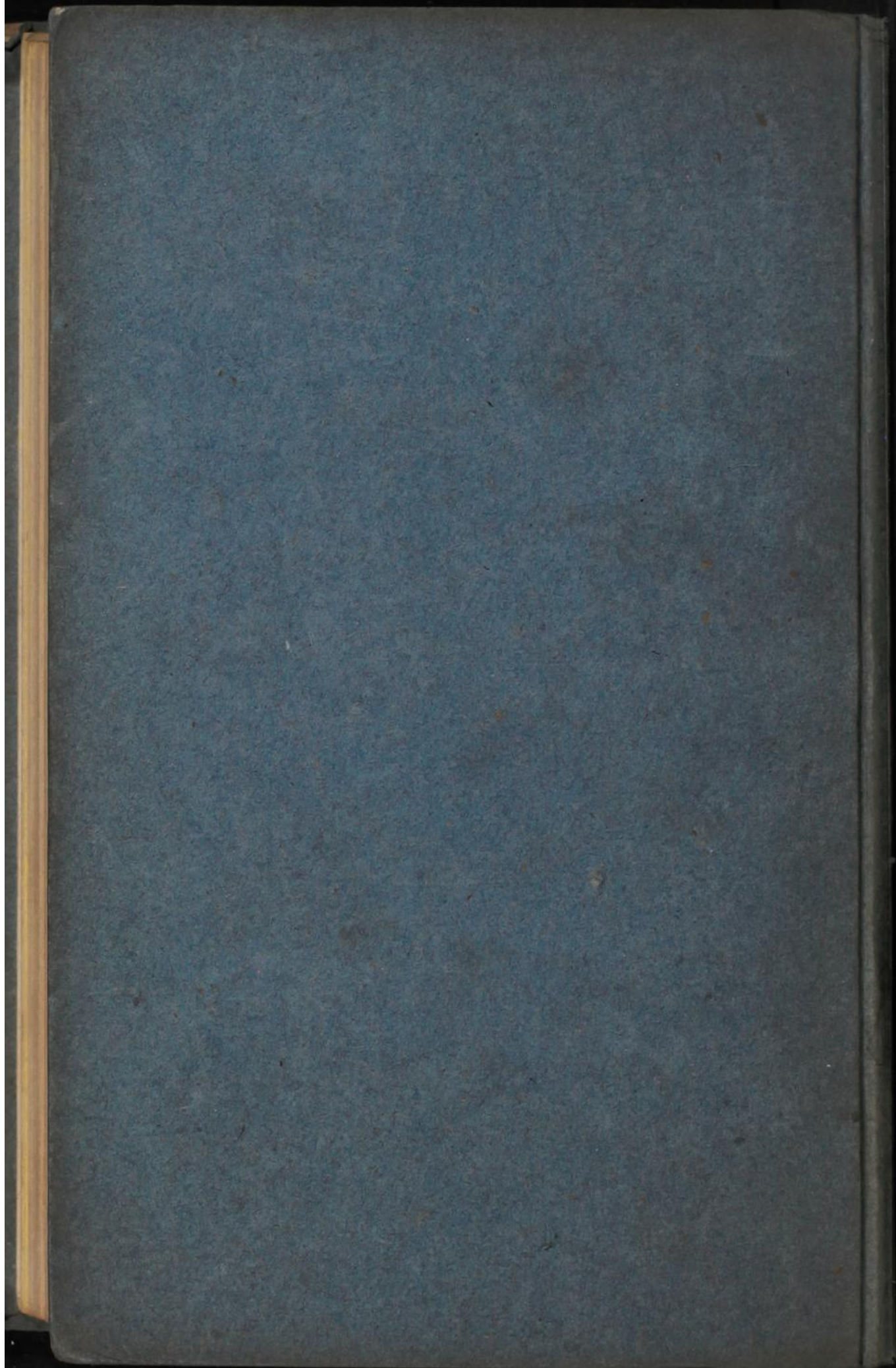
1. Beschluß der Abhandlung über den Krappbau.
2. Nachtrag zu dem im 23sten Stück befindlichen Aufsatz: Ueber Wegeberbesserung in Mecklenburg, von einem Mecklenburgischen Landmann.
3. Bewährtes Mittel, gegen das sogenannte rothe Wasser beym Rindvieh.
4. Inhalt.

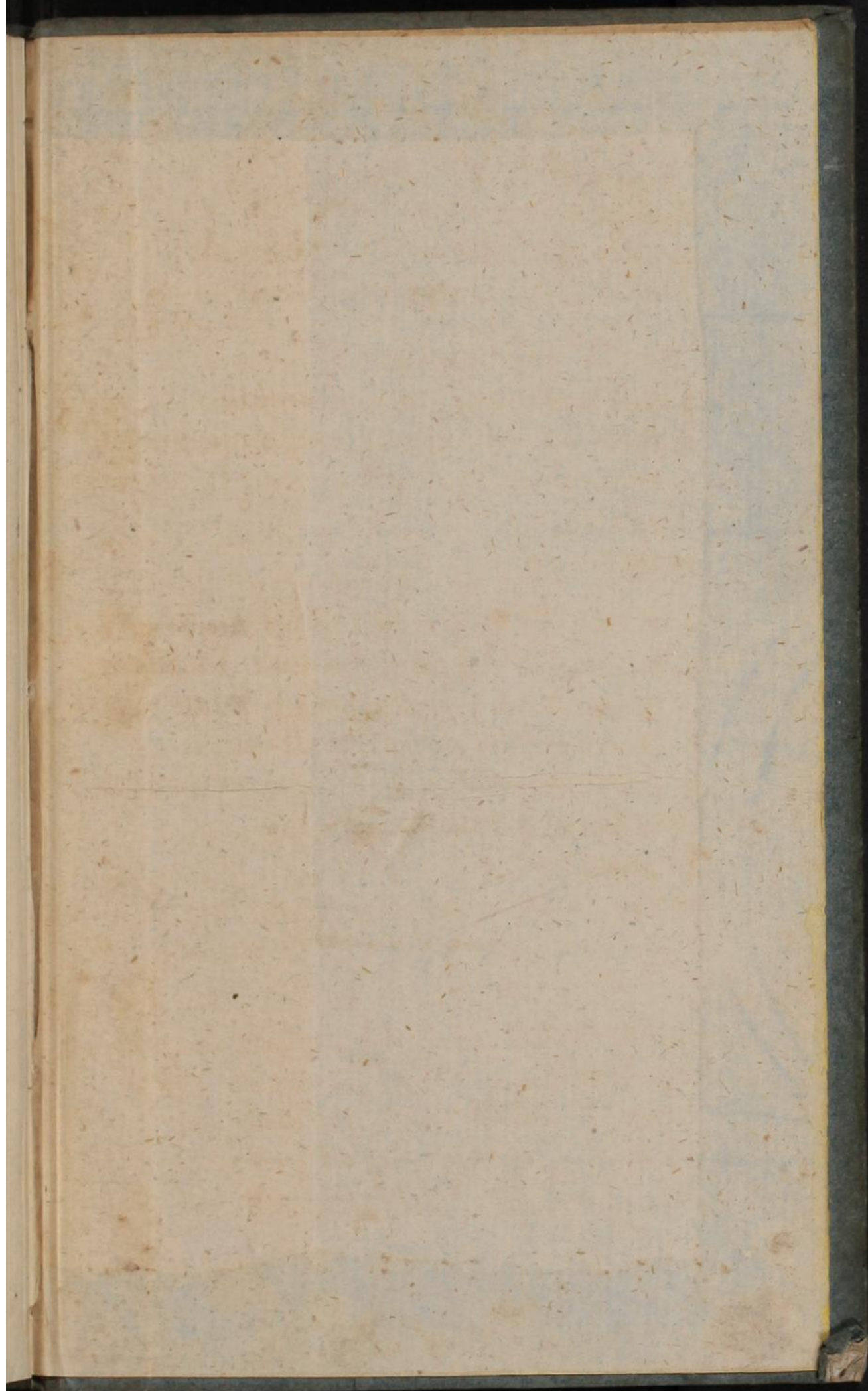


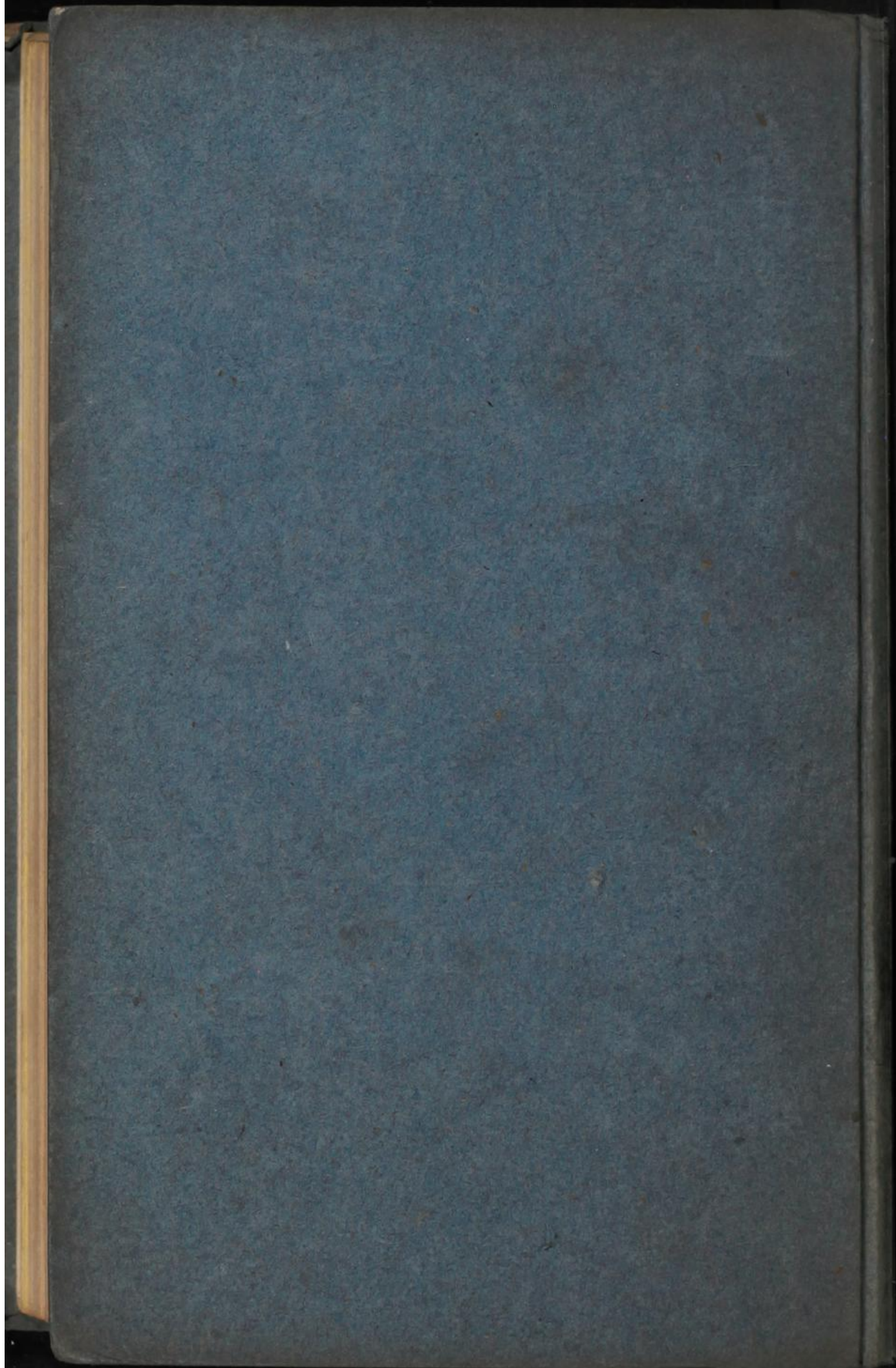
Inhalt.

Die vorliegende Abhandlung ist eine Fortsetzung der im 23sten Stück befindlichen Aufsatz: Ueber Wegeberbesserung in Mecklenburg, von einem Mecklenburgischen Landmann. Sie enthält eine Beschreibung der verschiedenen Arten von Wegebeeren, die in Mecklenburg gezeuget werden, und eine Anleitung, wie man dieselben am besten zu gebrauchen hat. In dem Nachtrage wird ein Mittel angegeben, gegen das sogenannte rothe Wasser beym Rindvieh, welches eine sehr gefährliche Krankheit ist, zu verfahren. Das Mittel besteht in einem Auszuge aus dem Krappe, welcher mit Wasser abgekochet, und dem Vieh gegeben werden muß.

















Inches 1 2 3 4 5 6 7 8  
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

# Farbkarte #13

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
Light Blue	Light Cyan	Light Green	Light Yellow	Light Red	Light Magenta	White	Light Gray	White
Dark Blue	Dark Cyan	Dark Green	Dark Yellow	Dark Red	Dark Magenta	White	Dark Gray	Black

